Leben,

Leiden und Widerwärtigkeiten

eines

Niedersachsen,

von ihm selbst beschrieben.

Herausgegeben

von

J. Fr. Ruthe.

Berlin.

Zc II 78

Byo. 538.

Leben,
Leiden und Widerwärtigkeiten

eines

Niedersachsen,

von ihm selbst beschrieben.

Herausgegeben

von

J. Fr. Ruthe.

Man schafft so gern sich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blühet!

Berlin 1841.
Im Selbstverlage des Verfassers.

Vorrede.

Den meisten Büchern giebt man eine Vorrede, eigentlich Nachrede mit auf den Weg, und so mag denn auch dieses mein Büchelchen eine solche Begleiterin erhalten. Dieser Begleiterin geben die Verfasser Instructionen mancherlei Art: Sie soll den Lesern sagen, was sie zu erwarten haben, mit der Bedingung, daß sie nicht zu weit vorgreift; sie soll Aufschluß geben, warum das Werk geschrieben wurde; auch Erläuterungen, Entschuldigungen, Bitten hat sie den Lesern vorzutragen. Wenn in meiner Nachrede angedeutet werden sollte, was die Leser zu erwarten haben, so würde sie nur das wiederholen, was die eigentliche Vorrede schon ausgesagt hat; sollte sie die wirkliche Absicht verrathen, warum ich meinen früheren Lebenslauf beschrieben habe, so würde ich Menschen mit zu Hülfe nehmen müssen, welche mir dieses Wagestück sehr übel nehmen dürften: Jenes geschieht also nicht, weil es überflüssig wäre, und Dieses unterbleibt, weil es beleidigen könnte. Nebenbei dachte ich: Lebensbeschreibungen, wenn sie wirklich nur Wahres enthalten, sind von nicht geringem Werthe, indem sie oft einen tiefen Blick ins menschliche Herz gestatten.

Ich habe ohne alle Verschleierung das, was ich war und that und leiden mußte, niedergeschrieben; selbst was ich dachte, ist oft mit klaren Worten, sollte ich denken, zu Papier gebracht worden; habe ich in einigen Punkten zu wenige Rücksicht auf manche Leser genommen, in anderen wieder einige Härte über Glauben, Lehren, Einrichtungen u. s. w. mit unterlaufen lassen: so bitte ich die geehrten Leser, meine Worte nur als den Ausdruck meiner individuellen Ueberzeugung anzusehen, ich habe Keinen beleidigen wollen, so wie ich denn auch noch niemals absichtlich einen Menschen beleidigt habe.

Einige Druckfehler geringerer Art, werden die geehrten Leser gefälligst selbst verbessern! Ich führe hier nur zwei an:

S. 318 Z. 2 v. oben muß es heißen: linken st. lieben.
= 412 = 12 v. unten = = = = Salz- st. Satz-.

Noch Manches hätte ich anzuführen, jedoch der Raum verbietet fernere erläuternde Worte. Nur diese Bitte füge ich noch hinzu: mein Büchelchen möge dem gesammten Publikum, wes Glaubens und Standes es auch immer sey, mit aller Hochachtung und Liebe von meiner Seite bestens empfohlen seyn.

Berlin, den 4ten August 1841.

Ruthe.

Allen freundlichen Lesern und Leserinnen meinen herzlichen Gruß!

Sie erhalten in folgenden Bogen die Lebensgeschichte eines Mannes, ganz wie sie war, nicht wie sie hätte seyn können oder sollen. Viele von Ihnen wissen bereits einige der Hauptbegebenheiten meines Lebens, welche ich Ihnen gelegentlich erzählte, und fast lediglich Ihrem Wunsche, auch meine übrigen Erlebnisse im Zusammenhange zu erfahren, und Ihrer Aufforderung, daß ich meinen ganzen Lebenslauf durch den Druck bekannt machen möchte, verdanken gegenwärtige Blätter ihr Entstehen, denn außerdem möchte ich wohl schwerlich auf den Einfall gerathen seyn, das jetzt zu veröffentlichen, worüber ich schon länger als ein Viertel-Jahrhundert geschwiegen habe. Dieß ist also der Hauptgrund, weßwegen ich mein Leben beschreibe, nicht etwa die Sucht, die vielen Unterhaltungsbücher noch um eine kleine Einheit zu vermehren. Meine Beschreibung soll bis in die geringsten Kleinigkeiten nur Wahres enthalten, ich muß die Begebenheiten also beschreiben, wie sie wirklich waren, wie sie auf einander folgten, und darf erdichtete interessante Auftritte, Verwickelungen, Verknotungen, bloß um die Aufmerksamkeit mehr zu spannen und rege zu erhalten, nicht mit einflechten, und dadurch muß sie nothwen-

dig gegen ähnliche Schriften verlieren. Ich lebe jedoch der Hoffnung, daß meine Schrift in ihrer ungeschmückten Wahrheit Ihnen nicht allein manche Belehrung, sondern auch viele Unterhaltung gewähren werde, und somit sey sie Ihrer Aufmerksamkeit bestens empfohlen. Sie werden viele Verirrungen, manche harte Prüfungen, viele unrichtige Behandlungen, viele traurige Auftritte und Begebenheiten mit Freimüthigkeit darin erzählt finden.

Ich habe meine Lebensbeschreibung in drei Hauptabschnitte getheilt. Der erste Abschnitt davon enthält die Begebenheiten der Jugendzeit, von der Geburt bis zum Ausgange des zwanzigsten Jahres. So wenig sich meistens über die Kinder- und Jugendjahre sagen läßt, so verhält es sich doch mit meiner Jugend in mancher Hinsicht anders. Schon die ersten Jahre meines Lebens, meine Erziehung oder vielmehr Nichterziehung sind nicht ganz ohne Interesse. Die Jahre, welche ich auf dem Gymnasium zubrachte, führten mich zu mancherlei Irrthümern, besonders in Sachen der Religion, und gaben meiner sonstigen Sinnes- und Denkungsart eine ganz andere Richtung. Ich habe die Beweggründe zu diesen Verirrungen, so anstößig sie in mancher Hinsicht seyn mögen, getreulich erzählt; auch einige Liebesgeschichten habe ich nicht unterlassen, offenherzig auszuplaudern.

Der zweite Abschnitt ist kürzer an Zeit, aber desto reicher an Begebenheiten. Ich wurde während der französischen Invasion zum Militairdienste ausgehoben, und schon als Conscribirter auf dem Transporte zum Regimente Mördern und Dieben gleich behandelt, und mit solchem Auswurf der Menschheit in demselben Gefängnisse eingesperrt. Durch solche Behandlung aufs höchste em-

pört, suchte und fand ich Gelegenheit, vom Regimente zu entkommen, wurde jedoch — so viel vermochte die damalige Zwangherrschaft! — von meiner eigenen Mutter, die man auf gräßliche Weise dazu vermochte, verrathen und meinen Peinigern ausgeliefert, um meine Desertion durch den Tod zu büßen. Wie es mir gelang, abermals zu entfliehen, wie ich oft in Gefahr schwebte, den Händen und Kugeln meiner Verfolger überliefert zu werden, wie ich einige Wochen lang in Wäldern und unwirthbaren Gegenden meistens nur des Nachts umherirrte, um einen Zufluchtsort aufzufinden und endlich erst nach vielen Leiden, Erduldungen und Entbehrungen in Berlin Schutz fand, bildet den Hauptinhalt. Die Beschreibung wird um so mehr Interesse erregen, da die wichtigsten Erzählungen aus meinem Leben das Jahr 1809 berühren, und meine Irrfahrten durch die Heldenzüge des Majors v. Schill und des Herzogs von Braunschweig-Oels theils veranlaßt, theils begünstigt, aber auch wieder verwickelt und sehr ausgedehnt wurden.

Der dritte Abschnitt enthält eine kurze Angabe der traurigen Verhältnisse, unter welchen ich in Berlin eine sichere Existenz zu erlangen suchte.

Ich muß hier noch bevorworten, daß ich, da manche meiner Angaben sehr delikater Art sind, mir alle Mühe gegeben habe, um nicht oder doch nicht zu sehr gegen Schicklichkeit und Billigkeit zu verstoßen. So habe ich die Namen verstorbener Personen, mit denen ich in Berührung kam, nur selten, der Lebenden aus guten Gründen niemals angegeben. Ferner muß ich die geehrten Leser noch um einige Nachsicht bitten. Ich habe mich nie mit belletristischen Arbeiten abgegeben, und da-

her wenige Gelegenheit gehabt, die Geschicklichkeit mir anzueignen, meinen Schriften durch geschickte Wendungen und ausgewählten blühenden Vortrag vielen Reiz zu geben.

So gehe denn hin, schmuckloses Büchlein, erzähle den Leuten und, merke dir's, recht vielen Leuten, die Leiden und Verirrungen deines Verfassers, bitte sie, liebes Kind, daß sie dich zu vielen Glücklichen und Frohen führen mögen und sage ihnen, daß sich dein Vater viele Mühe gegeben hat, auch glücklich zu werden, aber es nie geworden ist!

Erster Abschnitt.

Begebenheiten der Jugendzeit von der Geburt bis zum zwanzigsten Lebensjahre.

Erstes Kapitel.

Von meiner Geburt bis zum schulfähigen Alter.

Am 16. April 1788 wurde ich in dem kleinen Dorfe Egenstädt, im Amte Marienburg, von armen Eltern geboren. Nach katholischem Gebrauch und katholischer Sitte wurde ich bereits am 17. April, wie mein Taufschein besagt, in dasiger Kapelle getauft, also war die Zeit, welche ich im Heidenthume schmachten mußte, nur von geringer Dauer gewesen, und nach Verlauf von 26 Stunden ward ich aus einem „Heidölveken," wie ein ungetauftes Kind in dortiger Gegend genannt wird, zum katholischen Christen gemacht. Wenn ich auch, wie die Leute sagten, ein dicker, starker und gesunder Bengel war, so mußte man diese Eile doch für nothwendig gehalten haben und zwar aus dem Grunde, weil ein Kind, das trotz aller äußeren Anzeigen dagegen, doch auch sterben kann, wenn es vor der Taufe stirbt, noch mit der Erbsünde belastet ist und deßhalb in den Himmel nicht eingehen kann. Auch in die Hölle, so

glaubt man dort, kann ein ohne Taufe gestorbenes Kind nicht gestoßen werden, denn es könne ja noch keine Todsünde begangen haben, weil es noch keinen freien Willen habe, und eine Sünde sey eine freiwillige Uebertretung des Gebotes, mithin muß nun ein solch armes Ding zwischen Himmel und Erde schweben und als Irrlicht sich umhertreiben! Du lieber Gott! was glaubte und was wußte man nicht alles! Heute glauben unsere gelehrten Leute nicht mehr daran, oder haben das Alles vergessen; denn was ein Irrlicht, Irrwisch oder Stelzenlicht nicht sey oder nicht seyn könne, das wissen uns die Chemiker haarklein zu beweisen; was aber ein Irrlicht sey, davon wissen sie nichts mehr. Ja, Viele machen es sich so bequem, daß sie die Existenz der Irrwische geradehin leugnen, obgleich sie von tausend Menschen hundertmal mit leiblichen Augen klar und deutlich gesehen worden sind (1). Ich weiß auch nicht, was Irrwische sind und woraus sie bestehen, kann aber versichern, daß ich sie oder dafür Gedeutetes in meiner Jugend mehr als tausendmal gesehen habe. Wer mit mir dergleichen sonderbare Lichter und Flämmchen an Höhen wie in Niederungen gesehen hat und auch nicht weiß, woher sie ihren Ursprung nehmen, der tröste sich, wie ich, mit den raschen Fortschritten der Chemie, die uns bald Aufschluß darüber geben wird, besonders von der starken Hand ihrer treuen jungen Freundin, der Elektrizität geleitet, die in riesenmäßiger Jugend kräftig heranwächst.

Ich nahm an der Brust meiner kräftigen Mutter tüchtig zu, und bereits im zwölften Monate war ich so weit erstarkt und hatte so viel gelernt, daß ich ohne irgend fremde Hilfe im Garten herumwanken konnte.

Das weiß ich nun freilich nicht mehr genau; aber manches Andere steht mir aus den ersten Kindesjahren, und so wird es auch wohl bei vielen anderen Menschen seyn, so klar vor Augen, als wäre es heute geschehn. Und das geht ganz natürlich zu: denn manche wichtige, erfreuliche oder betrübende Begebenheiten der Kinder werden, wie Jeder weiß, von den liebenden Eltern oder doch Müttern oft erzählt, lange Zeit nachher täglich erwähnt und in dem kindlichen Gemüthe immer von Neuem aufgefrischt, bis sie endlich dem Geiste des Kindes so tief und fest eingeprägt sind, daß das Bild davon nie ganz verschwindet. So verhält es sich mit mir in Bezug einer kleinen Begebenheit, welche sich in meinem noch nicht vollendeten fünften Vierteljahre zutrug, nämlich ich lief meinen Aufsehern davon. Ich hatte gesehn, daß meine Mutter fortgegangen, und mir die Richtung gemerkt, in welcher sie verschwunden war. Ich eile ihr nach und erreiche, ehe irgend jemand mich vermißt hat, die eine Viertelmeile von Hause entfernte Chaussee. Unter stetem Weinen und Schreien stand ich an dem großen Wege, ohne daß einer der Vorübergehenden mich erkannte noch zurechtwies. Endlich erbarmte sich meiner ein fremder, vorüberreitender Müllergeselle, nahm mich mit auf sein Pferd, und so trat ich also bereits im Anfange meines zweiten Jahres in fremder Gesellschaft meine erste Reise an. Mein Erretter, — so kann ich ihn wohl nennen, denn hätte ich meinen Marsch noch einige hundert Schritte weiter fortgesetzt, so wäre ich dicht bei Abgründen und anderen gefährlichen Orten vorbeigekommen oder doch auf sehr verwickelte Wege gerathen, und hätte mehr als wahrscheinlich einen jämmerli-

chen Tod gefunden, — also mein Erretter förderte mich bis nach Marienburg, dem nächsten Orte, welchen er auf seiner Reise mit mir berührte, gab mich in dem dortigen Wirthshause ab und setzte ohne mich seine Reise nach Hildesheim weiter fort. Aus Egenstädt oder Marienburg, so schlossen die Leute ganz richtig, mußte ich seyn, denn die übrigen Dörfer wurden für einen so kleinen Fußgänger für allzu entfernt gehalten. Während dessen wurden daheim Teiche, Gräben und Brunnen, um den Vermißten aufzufischen, vergeblich durchsucht, und umsonst die ganze Umgegend durchspäht. Dieses geschah an einem Sonntage, an welchem mehre Bauern und Bäuerinnen aus Egenstädt nach Marienburg zur Kirche gegangen waren. Da ich aus Marienburg selbst, wie schnelle Nachforschungen bald ausgewiesen hatten, nicht seyn konnte, so machte man den Versuch, um nähere Erkundigungen über mich einzuziehen, und stellte mich vor der Kirchthür zur Schau aus. Nach beendigtem Gottesdienste strömen die Gläubigen aus der Kirche, verbreiten sich auf dem Amthofe, ich erkenne aus dem dichten bunten Schwarme meine Mutter heraus, schreie laut auf, sie eilt auf mich zu u. s. w. Die erste Reise in meinem Leben war also glücklich überstanden.

Ich wuchs kräftig heran. Von Kinderkrankheiten habe ich nur die Pocken oder Blattern überstanden und so, daß ich bis jetzt noch keinen Pockenschein nöthig gehabt habe. Bald war ich meinen Aufsehern ganz entwachsen und trieb mich in einer gewissen Selbstständigkeit umher, wo, wohin und wie lange ich wollte. Bäume hoch und niedrig erkletterte ich, folgte einigemal den Dachdeckern auf die Dächer nach, machte gefährliche Sprünge

von Treppen und anderen hohen Gegenständen, ohne jemals Schaden zu nehmen. Einmal jedoch wurde ich für meine Verwegenheit hart gestraft. Auf einen Kornboden führte eine außerhalb an die Wand gelehnte, etwa 30 Fuß hohe Treppe, welche oben eine Art von Altan hatte und daselbst mit einem hölzernen Geländer umgeben war. Diese ganze Treppe war Winter und Sommer Regen und Wind und dem Wasserguß von den Dächern ausgesetzt und daher nach und nach weniger und weniger sicher geworden. Eines Tages hatte ich mich auf die oberen Bretter des Geländers gesetzt, reite und schaukele mich darauf, das ganze obere Gerüst bricht und stürzt mit mir in die Tiefe. Bei diesem Falle hatte ich das Unglück oder vielleicht Glück, häuptlings die Luftreise zu machen und mit ganzer Wucht und Schnelligkeit auf einem breiten Steine zu beendigen. Alle Herbeieilende hatten mich für todt gehalten, auch meine Eltern meinen Tod beweint, bis endlich der langersehnte Arzt noch Lebensspuren in mir entdeckt und mich nach und nach aus tiefer Ohnmacht wieder auferweckt hatte. Nur einige Tage mußte ich das Bette hüten, und in dieser Ruhezeit hatte ich Kraft genug gesammelt, daß ich wieder laufen konnte, und zwar wohin ich wollte. In Gefahr zu ertrinken, im Winter wie im Sommer, gerieth ich oft und rettete mich immer selbst. Doch einmal wurde ich nur, wie durch ein Wunder, gerettet: Ich hatte gesehn, daß einige meiner Bekannten mit der Angel Fische fingen, und wollte mit einer hakig umgebogenen Stecknadel auch mein Glück versuchen. Bald war das unvollkommene Werkzeug zusammengeknüpft und befestigt, und ich begab mich nach einer Schleuse.

Hier setzte ich mich auf die Brüstung, wiewohl zwei Schützen geöffnet waren, und hielt meine Angel in das brausende Wasser. Lange hatte ich hier gesessen und vergebens gewartet und war darauf vermuthlich eingeschlafen. Ich fiel in die brausenden Wellen, wurde von dem gewaltigen Strome fortgerissen und endlich seitwärts auf eine seichte Stelle hingetrieben. Ich fühlte Boden, richtete mich auf und sah mich an einem wohlbekannten, mehr als hundert Schritte von der Schleuse entfernten Orte, bis wohin ich häufig durchgewadet. Diese Lehre war hinreichend, um mir die Fischerei einstweilen zu verleiden.

Zweites Kapitel.

Beschäftigungen vom achten bis vierzehnten Jahre.

War ich auch wie in halber Wildheit aufgewachsen, so hatten meine frommen Eltern doch nicht versäumt, durch die Lehren des Christenthums kräftig auf mein Gemüth einzuwirken. Viele Gebete hatte ich auswendig gelernt und wiederholte sie täglich fast alle: kein Abend verging, an dem ich nicht einige Gebete hergesagt, kein Morgen erschien, den ich nicht mit einigen zweckmäßigen Versen begrüßt hätte. Lesen und Schreiben kannte ich nur den Namen nach. In meinem achten Jahre mußte ich endlich nach der Schule getrieben werden. Das Stillsitzen, die anhaltende Aufmerksamkeit und überhaupt die ganze Strenge der Schule wollte mir Anfangs gar nicht gefallen, jedoch hatte ich bald die ersten Anfangsgründe der Wissenschaft: a b, b a vollkommen inne Da ich aber keine Gelegenheit hatte, weitere Fort-

schritte zu machen, und mehre Wochen über in der Schule weiter nichts hörte, als b, a: ba; p, a: pa ꝛc.; so hielt ich den Schulbesuch für unnütz und ging, statt nach der Schule, ins Freie. Meine Eltern konnten mich bei Tage wenig, auch wohl gar nicht beaufsichtigen; da sie aber sehnlichst wünschten, daß ich etwas Tüchtiges lernen und das Herumbummeln, wie sie es nannten, verlernen sollte, übergaben sie mich einer strengeren Aufsicht und schickten mich von dem Orte, wo mein Vater angestellt war, wieder nach meinem Geburtsorte Egenstädt zurück. Hier besuchte ich Vor- und Nachmittags regelmäßig die Schule; zu Hause selbst mußte ich spinnen und dann und wann auch andere ländliche Hausarbeiten verrichten. Nach Verlauf von etwa anderthalb Jahren hatte ich es bereits in den Wissenschaften so weit gebracht, daß mir der Schulmeister nichts mehr beibringen konnte, und ich sollte daher die Schule nicht mehr besuchen. Die Verwirklichung dieses Entschlusses von Seiten meines Aufsehers wurde noch dadurch beschleunigt, daß ich wegen eines groben Vergehens, wofür ich schon zu Hause eine harte Strafe erlitten hatte, auch in der Schule exemplarisch bestraft werden sollte. Ich hatte nämlich, wohl aus Muthwillen und Unvorsichtigkeit, aber nicht aus Bosheit, mit einem Steine einem Mädchen dicht über der Nase ein tiefes Loch in die Stirn geworfen. Der Schulmeister bestand auf meine abermalige Züchtigung, mein Aufseher wollte die doppelte Bestrafung nicht zulassen, und das Ende dieses Streites war, ich wurde nicht wieder nach der Schule geschickt. Vielleicht mochte auch ein anderer Streit, der meinetwegen zwischen den beiden Männern

vor wenigen Wochen Uneinigkeit verursacht hatte, auch das Seinige gethan haben. Ich hatte gesehn, daß einige muthwillige Buben einer Katze eine Klemme an den Schwanz banden und sie dann laufen ließen. Diesen Versuch wollte ich einmal auf eigene Hand machen: mit Klemmwerkzeugen versehen lief ich der Katze des Schulmeisters nach und überraschte sie auf einer Bodenkammer. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, ihrer habhaft zu werden. Ich hielt sie fest, so gut ich konnte, und war eben im Begriff, meinem Instrumente die letzte Befestigung zu geben, als die wüthende Katze sich losmachte und mir Hände und Gesicht auf eine jämmerliche Weise zerkratzte. Vor Angst und Schmerzen schrie ich laut um Hülfe. Gleich erschien der Schulmeister selbst, meine That wurde bald errathen, auch eingestanden, und nun wurde ich auf eine barbarische Weise von dem zornigen Manne zerschlagen. So zerpeitscht und zerkratzt ging ich oder wankte vielmehr nach Hause. Mein Aufseher sah mich in diesem jämmerlichen Zustande ankommen, fragte nach der Ursache, und ich erzählte ihm alles, was ich gethan hatte und was mit mir vorgegangen war. Ohne weiter ein Wort zu sagen, ergriff er meine Hand und eilte mit mir nach dem Schulmeister. Bei unserem Eintritte geriethen beide Männer hart an einander und das Ende des Streites war, ich sollte von einem so ungerechten und harten Lehrer nicht ferner unterrichtet werden. Mein Aufseher ließ sich in seinem Grundsatze, wie er sagte, nicht irre machen, eine doppelte Strafe wäre ungerecht, die Katze hätte mich für meinen Muthwillen bestraft und da hätte der Schulmeister nicht noch einmal strafen sollen.

In meinem neunten Jahre sollte nun mein Schulbesuch bereits seine Endschaft erreicht haben; denn ich las so geläufig wie mein Aufseher und schrieb bereits besser als er, und diese Fertigkeiten wurden als ausreichend angesehen. Aber in der häuslichen Arbeit stellte ich mich häufig noch ungeschickt, alles ging noch zu langsam, wurde nicht sorgsam und fleißig genug betrieben, hier war also der Knoten zu lösen, hier waren meine Fähigkeiten und Fertigkeiten weiter zu entwickeln, auch wohl zu erwecken und auszubilden. Schon früh am Morgen mußte ich mich hinter den Spinnrocken setzen und spät am Abend verließ ich dieses Handwerk und ging zu Bette. Vom Januar bis gegen Ostern übte ich mich mit glücklicher Anlage in der Kunst Flachs zu spinnen, und hatte es darin bald so weit gebracht, daß ich mit Knechten und Mägden um die Wette spinnen konnte.

Diese meine Beschäftigungen und Leistungen wurden meinem Vater berichtet, der, anstatt meinem Aufseher dafür Lobsprüche zu ertheilen, ihm bittere Vorwürfe machte und mich ohne Weiteres wieder zu sich nahm. Auf dem Amte Steuerwald bekleidete damals ein Kapuziner interimistisch die Stelle des Pastors. Pater Breitenbach (²), so nannten wir ihn, war von allen Bewohnern des Ortes sehr geachtet; ich ehrte und liebte ihn, wie einen zweiten Vater. Dieser wurde jetzt mein Lehrmeister. Unter seiner liebevollen und sorgsamen Leitung hatte ich es bald so weit gebracht, daß ich meinem Vater und nicht selten in seiner Gegenwart auch Anderen die Zeitung geläufig vorlesen konnte. Zu meiner großen Betrübniß verließ uns Pater B. nur zu bald, und er mußte wieder nach Hildesheim ins Klo-

ſter wandern. Nach ihm wurde ein Dominikaner der wirkliche Paſtor. Auch dieſer fing an, meine Bildung weiter fortzuſetzen; aber ich lernte nur wenig hinzu, theils wohl deßhalb, weil der Paſtor zum Lehren keine Luſt hatte, ſondern viel lieber ſich mit der Flinte auf der Jagd vergnügte oder mit den hübſchen Müllertöchtern ſchäferte, theils auch, weil ich den jetzigen Paſtor nicht leiden mochte und den Pater B. gar nicht vergeſſen konnte.

Oft mußte ich ſtundenlang, in die große Stube des Paſtors eingeſchloſſen, die verderblichſte Langeweile aushalten, während mein Lehrer, der Herr Paſtor, bei den Müllermädchen ſaß. Ich wurde das immer nachher von meinem lieben Malchen, einem Mädchen von 9 Jahren, jüngſten Tochter des Müllers, gewahr, und dieſes pfiffige Mädchen erzählte mir oft Dinge, wovon ich bisher noch nichts gehört hatte. Daß alles dieſes mich zum Nachdenken verleitete, meinem Leben und Treiben eine andere Richtung geben und ſelbſt zu manchen dummen Streichen mir Veranlaſſung werden mußte, iſt wohl nicht zu verwundern. Bald trulte ich mit den Tabaksdoſen des Paſtors, welche oft aufgingen und ihren Inhalt zerſtreuten; bald ſchnitt ich Kerben mit den Barbiermeſſern des Paſtors in Tiſche, Bänke und Fenſterbrette, wobei ſelten ein Meſſer ohne bedeutenden Schaden davon kam; bald vertrieb ich mir die Langeweile durch Einkritzeln mancherlei Figuren mit Feuerſteinen in die Fenſterſcheiben, dort Ruten genannt; bald machte ich mir auch ein Pfeifchen an u. dgl. m. Kam der Paſtor, und oft ſchon tief in den Abend hinein, nach Hauſe und gewahrte einige von meinen ausgeführten

Thätigkeiten, so erhielt ich ein paar Hiebe mit der Jagdpeitsche, und nun war der Unterricht geschlossen, ich durfte nach Hause gehen. Ich erzählte Malchen alles was ich, Malchen mir fast alles, was der Pastor gemacht hatte. Endlich wurde mir das lange und fast tägliche Einsperren zu lästig, ich erzählte meiner Mutter, was um und mit mir vorging, dem Vater durfte ich dergleichen nicht erzählen. Die Folge davon war, daß ich bei dem Pastor nicht mehr in die Lehre gehen sollte. Ich war froh und der Pastor wahrscheinlich auch. So blieb ich nun einige Zeit zu Hause und mußte mir zum Theil die Zeit mit Flachsspinnen, zum Theil auch mit Schreiben und Rechnen vertreiben. Ich that dieses alles recht gern, zumal wenn ersteres in Mädchengesellschaften geschah, denn bald sangen die Mädchen hübsche Lieder, bald erzählten sie hübsche Geschichten. Ja, ich lernte auch von den Mädchen stricken und wurde recht gewandt darin. Diese Fertigkeit hat mir späterhin viele Unterhaltung, auch einigen Nutzen gebracht.

Meine Sinnesart hatte sich fast ganz geändert: saß ich früher bei dem Spinnrocken, so betete ich immer, denn ich hatte mir nichts weniger vorgenommen, als heilig zu werden. Jeden Morgen und Abend betete ich eine Anzahl Vater Unser und Ave Maria, und nicht bloß für mich, sondern auch für Alle, welche mir lieb waren, auch Malchen wurde niemals vergessen. Meine Eltern wie Pater B. nährten und bestärkten meinen kindlichfrommen Sinn: Fast von allen Heiligen erzählte bald die Mutter, bald der Vater, auch las ich die Lebensgeschichten der Heiligen lieber als alles Andere. Ging ich mit meinem Vater aus, was oft geschah, und

des Abends nach Hause, so wurde fast immer eine Litanei hergesagt: mein Vater nannte die Heiligen und ich antwortete, „bitte für uns.“ Noch heute ist mir klar, wie irdisch-selig ich mich fühlte, wenn ich so recht innig aus dem Herzen zu Gott, zur Muttergottes und zu ein paar Dutzend Heiligen gebetet hatte. Nie vergaß ich's, wenn ich allein ging und vor einem Kreuze oder vor einem Heiligenbilde vorbeikam, meine Mütze zu ziehn und ein paar Kreuze zu machen, gewöhnlich kniete ich auch nieder und betete mit wahrer Inbrunst ein Vater Unser und ein Ave Maria. Hatte ich irgend etwas begangen, was nach meinem Sinne nur irgend gegen den frommen Wandel der Heiligen verstieß, so hatte ich nicht eher wieder Ruhe, als bis ich gebeichtet und die auferlegte Buße hergesagt hatte; auch pflegte ich diese Buße, wenn ich mein Vergehen für größer hielt, zu verdoppeln, auch wohl zu verdreifachen. — Ich war kaum 9 Jahre alt, als ich zum ersten Male beichtete. — Wie ganz anders wurde mein Wandel, wie viel gelinder die Beurtheilung über meine Vergehungen, als ich nicht mehr unter der liebevollen Leitung des Pater B. stand. Die Unterhaltung mit den Mädchen wurde mir immer lieber, ja nach und nach zu einem wahren Bedürfnisse; ich hörte Vieles, was ich noch nicht hätte hören sollen, ich lachte über Manches, wogegen ich mich früher bekreuzigt haben würde. Noch mehr aber schadete mir der Umgang mit Jungen. Diese erweckten in mir die Lust zu eitlen Vergnügungen, und da diese oft mit einigen Ausgaben verknüpft waren und ich aus ganz gutem Grunde weder von Vater noch Mutter Geld erhielt, so gaben sie mir Anleitung, meinen Vater zu bestehlen.

stehlen. Anfangs wollte ich nicht daran; aber da auf Wanderungen die anderen Jungen sich Kleinigkeiten kauften und mir fortan nichts mehr abgaben, so nahm ich mir den Muth und stahl einen Mariengroschen (Margengröschen), wieder einen Mariengroschen und abermals einen Mariengroschen. Dieser wollte bald nicht mehr genügen, ich stahl zwei, ich stahl drei, vier und mehrere Groschen auf einmal. Bei dem ersten Groschen fühlte ich heftige Gewissensbisse; diese nahmen jedoch immer mehr und mehr ab, und endlich fühlte ich in der That gar nichts mehr davon. Ich hatte gut stehlen: wurde auch hier und da so und so viel vermißt, schöpften auch meine Eltern Verdacht, so konnte man doch auf den frommen Johannes am allerwenigsten argwöhnen.

Zu dieser Zeit wurde ich auch mit einem Knechte meines Vaters, der die Schweine hütete, bekannt. Ich ging oft mit ihm und half ihm die Schweine beaufsichtigen. Kamen wir in die Nachbarschaft eines Ortes, wo Essen und Trinken feil war, so holte ich immer Erwünschtes herbei, und wir zechten auf dem Felde in Gesellschaft und zwar nicht selten so, daß wir beide nicht wenig angetrunken waren. Dieses Treiben kostete bei weitem mehr Geld, wenn wir, theils in Geschäften, theils zum Vergnügen nach der Stadt gingen. Groschen reichten jetzt nicht mehr hin, ich stahl auch Thaler. Da einige Wirthsleute mir die Thaler nicht abnehmen wollten, so wechselte der Knecht. Er wußte dieses Geschäft so vortheilhaft für sich zu leiten, daß er, als späterhin seine Kasten untersucht wurden, über 30 Thaler mehr vorräthig hatte, als nach genauer Schätzung er besitzen konnte. Ich merkte von diesem

Betruge wenig; mußte aber etwas Verdacht geschöpft haben, denn ich gab ihm endlich keine Thaler mehr, wollte auch nicht mehr stehlen. Schlimm wäre es vielleicht mit mir geworden, hätte ich damals diesen Vorsatz ausgeführt; denn verkrüppelt war mein Gemüth schon und mein Gewissen fast gänzlich zum Schweigen gebracht. Noch einmal stahl ich wieder; dießmal aber 2 Pistolen. Diese und noch viel anderes Geld in der Tasche ging ich ins Freie und setzte mich auf eine Brücke. Ich besah meine Barschaft, las auf den Pistolen: 5 Thaler. Das war zu viel, als daß das Gewissen doch nicht etwas anklopfen sollte. Bald darauf kommt mein Vater, sieht mich da so einsam sitzen, glaubt ich bete, und fordert mich auf, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten. Wir waren fast eine Viertelmeile gegangen, so bleibe ich etwas zurück und komme bald unter Frohlocken und Jauchzen zurückgelaufen und zeige meinem Vater eine gefundene Pistole. Der Eine freute sich, der Andere heuchelte Freude. Wir gingen noch eine Strecke weiter, kamen vor einer Stelle vorbei, wo den Tag vorher der Fürst mit dem Pferde gestürzt war, und ich finde auf dieser Stelle noch eine Pistole. Noch schöpfte mein Vater nicht den geringsten Verdacht: denn erstens war ich sein liebes gutes Hänsechen; zweitens findet ja bald dieser, bald der mal ein Stück Geld, und drittens hatten auf der zweiten Stelle an demselben Tage schon einige Leute Geld gefunden. Wer war froher als ich, die beiden Pistolen waren wieder in die rechten Hände gerathen.

Wir kehrten in ein Wirthshaus ein, tranken, und mein Wunderglück wurde allgemein geglaubt und

gepriesen. Auf dem Rückwege nach Hause will ich die Freude meines Vaters und meinen Ruhm noch vermehren, finde abermals gegen einen Thaler kleines Geld; aber — aber — das erregt Verdacht. Mein Vater suchte auf verschiedene Weise mich zum Geständniß zu bringen; ich leugnete standhaft. Als wir nach Hause gekommen waren, rief mein Vater die Mutter. Eine lange Zeit hatten beide leise und laut mit einander gesprochen, mein Vater hatte sich hinlänglich überzeugt, daß die gefundenen Pistolen die seinigen waren; meine Mutter wollte und konnte nicht glauben, daß ich ein Dieb sei. Endlich rief mich der Vater und sagte mir geradehin, daß ich ihn bestohlen hätte, und — ich bekannte. Einem solchen Verbrechen war keine Palliativ-, sondern eine Radicalkur vonnöthen: ich wurde von beiden Eltern dermaßen geschlagen, daß ich über eine Woche vor Schmerzen nicht auf dem Rücken liegen konnte. Das hatte aber auch geholfen, ich stahl nicht wieder, und in meinem ganzen Leben habe ich auch in den allertrübseligsten Umständen, wiewohl häufig durch Objecte und auch durch Subjecte angelockt, nicht das Geringste wieder veruntreut. Die Jungen, welche mich zum Stehlen verführt hatten, durften mich nie wieder besuchen, auch wollte ich mit ihnen nicht mehr verkehren; der Knecht wurde gefänglich eingezogen, gestand endlich, wurde öffentlich ausgepeitscht und weggejagt.

Ich hatte jetzt das elfte Jahr erreicht und bald das volle Vertrauen meiner Eltern wieder erlangt. Von dem Pastor sollte ich nicht mehr unterrichtet werden; ich wurde daher nach der benachbarten Stadt in die Schule geschickt. Hier gingen mir erst die Augen auf, so ein Schulleben hatte

ich noch nicht gesehn. Ich konnte nicht lange mäuschenstill sein und ruhig sitzen, daher gab's denn manche Hiebe. Bald hatte ich auch dieß gelernt, war fortan still und ruhig, sehr fleißig und hatte mir bald die Liebe meiner beiden Lehrer erworben. Noch war ich nicht volle 11 Jahre alt, und schon wurde ich für reif erklärt, das dritte Sacrament zu empfangen und dann die Schule zu verlassen, welches denn auch zu Ostern 1799 geschah.

Ich war nun wieder zu Hause, spann, las, schrieb und rechnete, strickte auch bisweilen, und hatte ich gethan, was ich sollte, auch manchmal, was ich wollte, so durchstreifte ich die Gegend, bald hier, bald dorthin, weit und breit umher. Gern ging ich nach dem benachbarten Mastberge und pflückte mir hübsche oder merkwürdige Blumen. Jährlich, auch schon früher hatte ich das gethan, sammelte ich eine große Anzahl Papenkinder (Aronspflanze, **Arum maculatum**) und konnte mich nimmer an den schönen blauen und rothen Blüthenkolben satt sehen. Einmal hatte ich die linke Hand schon ganz voll, fand auf dem Heimwege immer noch hübschere; auch diese wurden mit der rechten gepflückt und mit den Zähnen die Blüthenscheiden abgemacht. Bald fühlte ich ein Brennen und Beißen an Lippen und Zunge, ich achtete nicht darauf, denn ich kannte die scharfe giftige Eigenschaft dieses merkwürdigen Gewächses nicht. Als ich zu Hause ankam, waren meine Lippen dick aufgeschwollen, und vor heftigen Schmerzen weinte ich. Das hatte nun zwar nicht viel zu bedeuten, meine Lippen waren bald wieder geheilt; aber die Papenkinder waren bei mir in Ungnade gefallen, auch die

übrigen Blumen, Schlüssel- und Maiblumen abgerechnet, hatten durch diesen Vorfall sehr bei mir verloren. Ich verfiel nun auf andere freiwillige Beschäftigungen: bei Tage durchstreifte ich Wiesen, Felder und Wälder, suchte Vogelnester und fing auch Vögel; des Nachts fischte ich. Das Fischen wurde Anfangs nur im Kleinen getrieben; endlich wuchs dieses Handwerk so heran, daß meine Eltern niemals mehr mir Schwierigkeiten in den Weg legten, sondern meine Fischerei selbst noch begünstigten; ja nicht selten half mir der Vater meine Nachtangel legen, deren ich mehre Dutzend hatte. Mein Fang war oft sehr beträchtlich, nicht selten brachte ich allein 20 und mehre Pfund Aale nach Hause. Mehrmal kam ich bei meinem Fischen in große Gefahr zu ertrinken; das machte mich nun zwar vorsichtiger, hielt mich aber keinesweges vom Fischen ab.

Wiewohl ich so oft in Wäldern umherstreifte, auch oft des Nachts mit meinem Vater ausging oder zu Hause kam, so war ich doch sehr furchtsam, und überall wähnte ich Gespenster. Mein Vater suchte auf alle mögliche Weise meinen Glauben an Gespenster zu vertreiben, ich wurde des Nachts bald hier, bald dorthin geschickt; Alles half nichts. Vielleicht war aber der Vater selbst nicht ganz frei von Aberglauben: denn einst gingen wir, wie das oft geschah, spät in der Nacht nach Hause. Es war eine schöne mondhelle Sommernacht. Mein Vater machte mich auf eine Erscheinung aufmerksam. Ich sehe hin; noch sträuben sich meine Haare zu Berge! und erblicke in einiger Entfernung eine nackte schwebende Menschengestalt. Der Eindruck auf mich war so gewaltig, daß ich zitterte und bebte und einer Ohnmacht nahe war,

und so bleibend, daß heute noch von dieser Erscheinung nicht das Geringste aus meiner Seele verwischt ist. Anfangs wollte mein Vater mit mir auf die Gestalt zugehen; aber auch er wankte endlich, wir kehrten um und gingen nach Hause. „Dat het wat te bedüen" (das hat was zu bedeuten), sagte mein Vater, „dat het wat te bedüen!" Wäre mein Vater mit mir auf die Erscheinung losgegangen, — denn Widersträuben würde nichts geholfen haben, auch war ich gewohnt, strengen Gehorsam zu üben, — und hätte er jene für mich bedeutungsvollen Worte nicht ausgesprochen, so hätte ein großer Theil meiner Gespensterfurcht schwinden müssen; so aber bestärkte er noch meine Vorurtheile und meinen Aberglauben, zumal da merkwürdiger Weise die Erscheinung schon in derselben Nacht, noch mehr aber den folgenden Tag ihre Bedeutung finden mußte. Schon kündete der Wächter durch Tuten und Singen die Mitternachtsstunde an, als uns knarrend der große Thorweg geöffnet wurde. Nicht fern von unserer Hausthür erblickten wir einen unserer Knechte, der, zur Verwunderung meines Vaters, die große Stallthür zumachte. Er könne nicht schlafen, war seine Antwort und Entschuldigung. Der andere Tag war heiß und schwül; der Knecht hatte die Schweine jenseit des Mastberges auf den Anger getrieben, auf dem ein Teich hellen klaren Wassers ist. Er entkleidet, badet sich, und ein Schlagfluß macht seinem Leben ein Ende. Gegen Mittag kam die Nachricht: Christian sey ertrunken.

„Da! da hewet wi et!" (Da, da haben wir's) hieß es nun, und die Erscheinung mußte noch dazu auch sprechende Aehnlichkeit mit Christian gehabt haben. War

mein Gespensterglauben auch wirklich schon etwas geschwächt worden, hatte ich mich ziemlich auch selbst überzeugt, daß dort des Nachts kein Ziegenbock spukt, da kein Wärwolf auf Menschen lauert, so war durch diese Erscheinung mein alter Aberglaube wieder völlig erstarkt. Mußte ich im Finstern eine Strecke gehn, so lief ich, was ich laufen konnte, um über solche Stellen weg zu kommen, wo Ziegenbock, Wärwolf, altes Weib u. d. m. ihr Wesen und Unwesen treiben sollten. Ja meine Furcht vergrößerte sich vielmehr noch, und selbst bei Tage konnte ich, noch dazu auf freiem Felde, keine Strecke gehen, ohne mich mehrmal umzusehen; denn ich war zu dem Schluß gekommen, daß man, wenn es nun einmal Gespenster gäbe, sie doch bei Tage noch eher sehen müßte. Meine Eltern und meine Geschwister lachten mich aus, foppten mich wegen meines furchtsamen Wesens; das half aber alles nichts. Ging ich mit meinem Vater im Finstern, so war es mir unmöglich, hinter ihm zu gehen, ich war immer vorauf: denn nach vorn und seitwärts konnte ich blicken, und hinten war ja der Vater. Endlich wurde mein schüchternes Wesen dem Vater unausstehlich, und bald mußte ich daher hier, bald dort so lange stehen bleiben, bis er mich aus einiger Entfernung wieder zu sich rief. Wer hat Dir nun was gethan? hast Du was gesehn? war dann immer seine Anrede. Das half schon etwas. Einmal mußte ich auf einem Leichensteine, der das Grab eines Bauern bedeckte, welcher vor einigen Jahren durch einen unvorsichtigen Jäger auf derselben Stelle in einer Roggenstiege statt vermeintliches Wild erschossen war, lange allein sitzen bleiben. Zuerst erzählte mir der Vater die Geschichte, wie

der Jäger aus der Ferne sieht, daß sich in der Stiege etwas bewegt, und da er nichts als ein Reh oder einen Hirsch vermuthet, näher geht, zuschießt und den Bauer todt findet. Ich hatte schon oft von der Geschichte gehört, wußte aber den Ort und die Stelle nicht, wo sich dieses zugetragen hatte. Endlich entdeckte mir der Vater, daß wir auf derselben Stelle wären und auf seinem Grabe säßen. Wie schauderte meine Haut! wie sträubten sich meine Haare! Nun stand der Vater auf, ging in den Wald, und ich mußte über eine Viertelstunde allein auf dem Leichensteine sitzen bleiben. Jetzt rief mich der Vater und sagte mir wieder sein: „Hes de wat 'esein? het einer deck wat edahn? Wenn de Liewigen (Lebendigen) üsch man nicks daun, de Dodigen daun nicks mihr." Jetzt ging es absichtlich noch über eine halbe Meile durch den Wald über Stock und Block, bis wir endlich beide ermüdet zu Hause ankamen. Die Lection hatte ihre Wirkung nicht verfehlt, ja ich war selbst stolz auf mein Abentheuer; aber noch lange nicht war ich radical curirt.

Eine bessere Probe meiner Furchtlosigkeit sollte ich bald darauf bestehen. Mein Vater war mit mir nach Hannover zu Markte gegangen. Auf dem Rückwege kamen wir in Gleidingen bei Sonnenuntergange an, hatten also noch 2 volle Meilen bis nach Hause zu gehen, und noch dazu ging mein Vater sehr langsam. Schon war Mitternacht vorüber, als wir das letzte Dorf, Hasede, erreichten. Die Kunststraße von diesem Orte nach Hause führte dicht vor dem Galgen vorbei, worin seit einem Jahre schon ein Erhenkter von Wind und Wetter hin und her geschüttelt wurde. Ich

hatte bereits einen andern und näheren Weg eingeschlagen, aber mein Vater rief mich nach der Hauptstraße zurück. Wir kamen dem Galgen näher und näher. Mein Vater erzählte mir viel von Schmidt (³), den ich im Gefängnisse zu Steuerwald oft gesehn und gesprochen hatte, und der hier nun zur Schau und Warnung aushing. Wir bogen einige Schritte von der Straße ab und standen unter dem Galgen. Hier wurde Halt gemacht. Es war eine schauerliche Mitternacht: der Wind blies heftig, die zerfetzten Kleider des Erhenkten flatterten und pfiffen schon weit hin hörbar, die Kettenglieder knarrten, selbst der Galgen erdröhnte. Um etwas auszuruhen setzten wir uns, den Galgen schräg vor uns, auf eine Stufe des Rabensteins. Hier wurde von Schmidt und von meiner albernen Furcht gesprochen. Ich mußte geloben, daß ich nicht mehr furchtsam sein wollte. Ich versprach's und habe Wort gehalten. Den ersten Beweis mußte ich auf der Stelle führen: mein Vater entfernte sich, ich mußte unter dem Galgen stehn bleiben. Eine lange Viertelstunde hatte ich da gestanden, als aus weiter Ferne mein Vater mir das verabredete Zeichen gab. Ich ging nun nach, sah mich nicht einmal nach dem Galgen um, erreichte ohne das geringste Furchtgefühl eine Stelle, wo sich vor einigen Monden ein Zolleinnehmer den Hals abgeschnitten hatte, und welche ich noch vor wenigen Wochen, und zwar bei Tage durch weites Umgehen zu vermeiden strebte, holte frisch und froh und guter Dinge meinen Vater ein, der mich lobte und drückte und wahrhaft herzlich empfing.

Vierzehn Jahre war ich alt geworden, und noch hatte Keiner daran gedacht, ob ich außer Lesen, Rechnen

und Schreiben auch sonst noch etwas in der Welt lernen müßte. Mein Vater hatte sich durch glückliche Curen an Thieren einen Ruf erworben. Dieses Geschäft war dann und wann recht einträglich. Ich sollte also ein Thierarzt werden! Aber da fehlte noch Manches, was ich zuvor lernen müßte, äußerten Viele, welche um Rath gefragt wurden. Vorerst sollte ich, auch wollte ich dieses, das Schmiedehandwerk erlernen. Heute wurde dieses bestimmt, morgen fing ich an zu schmieden, aber übermorgen hörte ich schon wieder auf. Malchen weinte, als sie erfuhr, daß ich ein Schmidt werden wollte! der Pastor Kater sagte meinem Vater, ich hätte einen offenen Kopf, es möchte wohl besser sein, wenn ich erst studirte, dann könnte einmal ein tüchtiger Mann aus mir werden. Dem Sohn war das Schmiedehandwerk bald leid geworden, den Vater hatte der Pastor überredet, kurz den andern Tag wurde das Lateinische schon angefangen. Der Pastor war ein guter Lehrer, ich ein fleißiger Schüler, dem noch dazu das Lernen leicht wurde, also in wenigen Wochen waren die Deklinationen, die Verben und die Hauptsätze der Syntaxis gelernt.

Drittes Kapitel.

Mein Leben und Treiben auf dem Gymnasium.

Noch nicht ein volles Jahr war verflossen, und ich wurde für fähig erklärt, das Jesuiter-Collegium in Hildesheim mit Vortheil besuchen zu können. Hierbei war nun ein Bedenken: sollte ich studiren — (die Gymnasiasten nannte man Studenten) — so mußte ich in Hildesheim wohnen, auch da leben, und das würde viele

Ausgaben veranlaßt haben, welche meinem Vater, so reichlich auch oft seine Einnahmen waren, bei den vielen Kindern sehr drückend geworden wären. Da wußte nun der Pastor, mein Lehrer, einen guten Rath: durch seine Bemühungen und Fürsprache kam ich auf das Johannishaus, eine Pensionsanstalt, worin 10 Studenten aufgenommen und welche, außer Bekleidung, Alles frei hatten. Keiner war da froher als mein Vater, denn ich war in guten Händen und kostete ihm wenig, zumal da wir auf dem Gymnasium auch freien Unterricht hatten. Ob Letzteres allgemein war, will ich jedoch nicht behaupten.

Die Einrichtung auf dem Johannishause verdiente alles Lob; auch war unser Aufseher, wie wir selbst, von der vorgesetzten Behörde sehr liebevoll bedacht. Dieser, ein Priester, W., Vicarius an der Domkirche, war ein lieber und in den meisten Stücken für seinen Beruf befähigter Mann; aber — sollte er noch am Leben seyn, so möge er mir diesen Vorwurf verzeihen! böse ist er nicht gemeint: denn noch heute wohnt er, mit vieler Liebe umfaßt, in meinem Herzen — er war zu schwach, 10 Buben, welche theils in, theils doch an den Bengeljahren waren, gehörig zu nehmen und zu regieren; dann ging er alle Abend aus, kam gewöhnlich vor 10 Uhr nicht zu Hause, und mithin waren wir uns selbst überlassen. Daß es da nun oft darunter und darüber ging, läßt sich leicht denken. Die Schularbeiten waren bald gemacht und, wenn sie auch nicht gemacht wurden, so hatte das nicht viel auf sich, denn sie wurden zu Hause nicht nachgesehn, und in der Schule hatte das Fehlen der Arbeit auch nicht viel zu sagen oder vielmehr, es wurde nicht viel darü-

ber gesagt: kurz wir vertrieben uns auf eigene Hand unsere Zeit, spielten Karten, balgten uns, sprachen über Sachen, die besser hätten ungesprochen bleiben sollen, suchten mitunter auch, um desto angenehmer die Zeit hinzubringen, so weit die Kasse hinreichen wollte, uns eine kleine Schnabelweide zu verschaffen. Dieser letztere Punkt brachte mich und einen jetzt noch lebenden Gutsbesitzer in Pommern, Sohn eines Küsters in A. im Hildesheimischen, in nicht geringe Verlegenheit. Ich betheuere noch einmal, daß ich dem Aufseher, obgleich er mir und meinem Freunde eine große Freude verbitterte, keinesweges gram war, noch weniger jetzt es bin. Als ein kleiner Beweis dafür möge eine Charade dienen, welche ich ein halbes Jahr nach erlittener Strafe auf den Namenstag dieses Mannes, den 5. März „Friedrich" in dem bei Gerstenberg erschienenen Sonntagsblatte abdrucken ließ. Ich lasse sie hier noch einmal abdrucken, nicht weil ich sie für musterhaft halte, was kann man in den meisten Fällen Ausgezeichnetes von einem noch nicht funfzehnjährigen Jungen erwarten, sondern sie soll Beweis seyn, daß ich dem würdigen Manne meine Hochachtung bezeugen oder nach meiner Art doch etwas Angenehmes sagen mochte. Sie ist, ohne Veränderung, folgende:

Mit geöffnetem Arm stand da die staunende Menschheit,
Und das goldene Wort lächelte freundlich ihr zu,
Das der Sylben erste und die zweite dir geben;
Aber es wanket' und — ist ihr im Wanken entflohn.
Füg' in die letzte ein e, und Hundertausend erblickst du,
Die es sind und doch goldne Zufriedenheit scheu'n.
Nein! ich verlang' es nie zu seyn, nur schenke mir Deine
Holde Freundschaft! und nimmer ist Mangel mein Leid.

Heiter ist stets mein Geist und schön der längere Pfad dann,
Schön, wie Du ihn verdienst! ewig mit Rosen bestreut:
Nimmer verstreu' ihm ein herbstlicher Nord den erhabenen Purpur!
Nimmer stehe auf ihm, traurig das Veilchen gebückt!

Etwas hart war freilich unser Loos, das weiterhin angegeben wird; aber verdient hatten wir unsere Strafe, wenn wir auch für alle Andere mit büßen mußten.

Wie gesagt, wir vertrieben unsere Zeit, so angenehm wie wir konnten oder wie wir es zu veranlassen wußten. Essen und Trinken war immer die Hauptsache. Da uns aber Speise und Trank nur zur Nothdurft, nicht zur Ueppigkeit gegeben wurde, so kam es oft, daß wir wieder Hunger und Bierdurst hatten, ehe die Glocke (10 Uhr) uns zu Bette rief. So lange noch Einer von uns Geld hatte, da war dem Uebel bald abgeholfen, besonders da wir alle an Leckereien kein Gelüstchen hatten, sondern ein tüchtiges Stück Fleisch oder Wurst und eine zwei Stübchen haltende mit Bier gefüllte Flasche uns genügte und heiter genug machte. Da wir fast alle Abend, — besonders in dem ersten Jahre meines dortigen Aufenthaltes, — aus guten Gründen respectabeln Appetit hatten, so waren die wenigen Mariengroschen, welche von Haus aus nur sparsam zugetheilt wurden, bald verausgabt und wir mußten nicht selten mit gesegnetem Appetite zu Bette gehn. Einstmal knurrte der Magen, die Zunge lechzte nach Bier: „Hörst Du," sagte ein durchtriebener Junge zu dem bei ihm stehenden, „hörst Du meinen Magen brummen? Das ist Gottes Stimme, ich muß gehorchen; mein Magen will Futter haben, ich muß es ihm geben, sonst handele ich wi-

der Gott.“ Wir alle fingen an zu lachen oder hörten doch freundlich aufmerksam zu. „Nun ja,“ fuhr er fort, „Gottesstimme ist es doch: denn wir sollen unseren Körper, unser Leben, so weit es geht, zu erhalten suchen, so will es Gott, sagte S., hungern schadet doch dem Körper, hungern ist also unrecht, und wenn wir uns Essen verschaffen können, da thuen wir recht. Also hungern ist unrecht, ist gottlos, und den Hunger stillen ist recht und — noch dazu angenehm. Ist das nicht Grund genug, Euch aufzufordern, mir Geld zu geben, damit ich für mich und Euch Futter holen kann?“ Alle schwiegen. „Nun gut! wenn Ihr Geld hättet, so gäbt Ihr was, und wenn ich Geld hätte, so holt' ich was dafür; da das erste aber nicht ist und darum das zweite nicht seyn kann, so müssen wir auf andere Weise Rath schaffen, das ist nicht allein aus dem angeführten, sondern auch noch aus einem anderen wichtigen Grunde unsere heilige Pflicht. S. sagte auch, wir müßten aus allen unseren Kräften das Wohl unserer Mitmenschen zu beförderen suchen, wo wir nur könnten, und alles Unheil von ihnen abzuwenden uns bestreben, wie und wo es uns nur möglich wäre. Nun hört! Gestern sah ich die Tochter unserer Haushälterin mit einem großen Stück Schlackwurst in der linken Hand, so dick wie mein Arm und beinah eben so lang. Gott! dachte ich, wenn das arme Mädchen seinen Magen damit verdirbt, davon krank wird und wohl gar daran stirbt! Ich wollte gleich auf der Stelle ein doppelt gutes Werk thun, ihr die Wurst wegnehmen und sie selbst aufessen, denn ich hatte noch rasenden Hunger; aber der Vicarius kam dazu, und ich

schlich langsam nach der Kegelbahn. Nun hört weiter! Ich habe das Schloß der Rauchkammer untersucht und glaube, daß dieser Schlüssel hier, wenn wir ihn an einigen nöthigen Stellen abfeilen, uns den Eingang verschaffen wird. Wir wollen jetzt gleich den Versuch machen. Ja?" Mehre von uns schwiegen, einige stimmten ein, allen aber wässerte der Mund. „Aber wir müssen alle übereinstimmen, alle in die Vorrathskammer, alle mit essen!" Die meisten stimmten ein, die anderen mußten nolens volens mit. Der Versuch wurde gemacht, und wenige Feilenstriche an dem Schlüssel genügten, die Thür zu öffnen. Wir traten ein, sahen uns umringt von vielen Herrlichkeiten, von vielen Würsten, Schinken und Speckseiten und konnten uns Anfangs nicht satt sehen, oder vielmehr wir vergnügten uns Anfangs mit dem Sattsehen, so lieblich war der Anblick. „Nun, wollen wir denn was nehmen?" fragte der obige Sprecher. Nach kurzem Sinnen griff ein Schüler nach einer kleinen Schlackwurst, eilte damit weg und wir alle ihm nach. Die Thür wurde gehörig verschlossen. Allen hatte die Wurst gut geschmeckt, und die That nicht den geringsten Verdacht erregt. Am folgenden Tage wurde die Rauchkammer nicht besucht; dagegen aber, da wir am gestrigen Abend kein Bier hatten, sondern Wasser trinken mußten, versuchten wir, mit demselben Schlüssel die Kellerthür zu öffnen, um zur Biertonne zu kommen. Der Schlüssel schloß ohne alle Schwierigkeit. Nun glaubten wir gute Tage zu haben; fast alle Abend wurde zum Nachtisch Wurst herbeigeholt, oder auch wohl noch Schinken dazu. Da aber fast alle Tage aus der Vorrathskammer was weggeholt und nichts dahin gebracht

wurde; so mußte der Haushälterin die Verminderung der Zahl ihrer Lieblinge bald auffallen und bei ihr Verdacht erregen. Es wurde aufgepaßt, wir merkten dieß, wurden vorsichtig, Keiner wurde ertappt.

An einem Sonntage endlich trat der Vicarius in unser Zimmer. Wir mußten uns in einen Bogen um ihn aufstellen, er betrachtete uns in feierlicher Stille mit aufmerksamen Augen wohl ein paar Minuten lang, hieß dann uns sitzen und ging aus unserem Zimmer. Als er weg war, sprang der vorerwähnte Sprecher von seinem Platze, stellte sich in die Mitte des Zimmers gravitätisch auf, winkte uns, denn alles blieb mäuschenstill, und gab uns damit zu verstehen, daß wir uns um ihn ebenso aufstellen sollten. Wir thaten das, verursachten nicht das geringste Geräusch, standen und horchten, was K. sagen würde; aber er sah uns in die Runde so komisch-ernsthaft an, daß wir mit einem Male laut an zu lachen fingen. Das laute Gelächter, das so plötzlich aus der tiefsten Stille erschallte, rief unseren Aufseher wieder zu uns. Er stürmte wüthend herein, stieß jeden, der nicht schnell genug seinen Platz erreichen konnte, mit Heftigkeit dahin und goß über uns einen Strom von Schimpf- und Strafreden aus. Endlich ruhiger, fragte er nach dem Diebe und sagte: er sollte sich selbst melden, wiewohl er ihn vorhin schon erkannt, und wenn er sich nicht selbst bis Mittag gemeldet hätte, so sollte er noch diesen Abend aus dem Hause gejagt werden. Daß dieses nur eine Finte war, wußten wir freilich Alle; daß Keiner sich melden würde, ließ sich erwarten, und daß wir Alle nicht weggejagt werden konnten, das wußten wir auch. Am folgenden Tage wurde uns angekündigt, daß wir

Alle drei Wochen hinter einander, außer der Schulzeit, das Haus nicht verlassen sollten. Diese Strafe hatte zwar nicht viel zu bedeuten, denn wir konnten doch wenigstens eine halbe Stunde früher nach der Schule gehn und ebenfalls eine halbe Stunde später zurückkommen; aber für mich, der ich keine volle Woche, ohne meine Mutter gesehn zu haben, vergehn lassen konnte, und jeden Sonnabend meine Wäsche von ihr holen mußte, war dieses Verbot zu hart, als daß ich nicht den Versuch sollte gemacht haben, es zu umgehn. Zwei Stunden hatte ich wenigstens zum Hin- und Hergange nöthig. Ich forderte an einem Dienstage, an dem wir, statt hier am Orte am Mittwoch, keinen Unterricht auf dem Gymnasium hatten, Wa. auf, mich zu begleiten, wie er das schon oft gethan hatte. Wir gingen, ohne uns viel um das Verbot unseres Aufsehers zu kümmern. Wohl vier Stunden hatten wir beim Plaudern und auf Hin- und Herreise zugebracht. Wir kamen an unser Haus, glaubten es offen zu finden, fanden es aber fest verschlossen. Etwas schüchtern, aber doch nichts Arges befürchtend, klopfen wir leise, leise an; uns wird aufgemacht, und zwar — von dem Herrn Vicarius. Hier wurden wir mit einem Toben, mit einem Schwingen und Fechten eines gewaltigen Knüttels empfangen, daß uns Beiden nicht wohl zu Muthe wurde. Jedoch Keiner von uns wurde auch nicht einmal mit dem Stocke berührt, wohl ein Anzeichen für uns, daß unser Aufseher es nicht wagen mochte, uns sein Besserungsmittel fühlen zu lassen. Nur diese Worte sprach er mit Heftigkeit: „Wartet! ich will Euch meine Worte respectiren lehren!“ Wir gingen, von Wi. gefolgt, langsam die Treppe hinauf, be-

grüßten in unserer Stube die Kameraden, erzählten, was sich zugetragen hatte, und gingen ruhig in unsere Zelle und zu Bette.

Am andern Morgen waren wir früh auf den Beinen, gingen, nachdem wir unsere Betten gemacht hatten, in unsere Stube, arbeiteten etwas, — denn viel wurde nie gethan, besonders nicht so viel, wie heute, geschrieben, — und warteten das Ende der siebenten Stunde ab. Ich war damals der Jüngste in der Anstalt, und dieser mußte das Frühstück, welches für Jeden aus einem tüchtigen Butterbrode bestand, aus der Küche von der Haushälterin heraufholen. Sieben war die Glocke, und ich ging. Noch waren alle Butterbrode nicht bereitet, ich mußte einige Minuten warten, erhielt endlich was ich wollte und sollte, und ging treppauf. Oben angekommen, hörte ich ein sonst ganz ungewöhnliches Kreischen und Toben; ich stutzte, öffnete die Thür, und — K. flüsterte mir zu: „Da," indem er nach dem Ofen zeigte, „da habt ihr die Bescherung!" Ich sah nach dem Ofen; die Butterbrode wurden mir abgenommen. Was ich sah, ist mir noch heute ganz gegenwärtig, was ich dachte, weiß ich nicht mehr. Der Vicarius war in meiner Abwesenheit in die Stube gekommen, hatte W. aufgefordert, in die Mitte des Zimmers hinzukneien, um mit einem tüchtigen Peserik (Bullenfinken) die Strafe für seinen gestrigen Ungehorsam zu empfangen. W. will sich das nicht gefallen lassen: denn er hätte keine Strafe verdient, ich hätte ihn zum Ausgehen verleitet, ich müßte die Strafe erhalten, er wäre unschuldig. Durch diese Aeußerung noch mehr aufgereizt, greift der Vicarius W. mit der linken Hand an und will ihm die

rechte fühlen lassen. W. wehrt sich, Beide balgen sich eine Zeitlang, und — mein Reisegefährte hatte den Aufseher hinter den Ofen gebracht. So gestellt sah ich sie bei meinem Eintritte. W. trat gleich nach meinem Wiedererscheinen zurück, und der Vicarius kam keuchend hinter dem Ofen hervor, stellte sich in der Mitte der Stube auf und gebot mir, zu knieen. Er erhielt von mir ein lautes und vielleicht auch ein nicht wenig trotziges „nein!" Hierauf steigerte sich seine Wuth wieder, er wurde leichenblaß, stand unbeweglich da und konnte kein Wort herausbringen. Endlich stieß er die Worte aus: „Mit dem Flegel habe ich mich herumgebalgt, mit ihm Esel will ich nicht noch einmal anfangen; aber wartet, Ihr sollt der verdienten Strafe nicht entgehn!" Hierauf eilte er aus unserer Stube nach der seinigen, kam, mit dem besten Staate angethan, bald aus derselben wieder hervor und rannte aus dem Hause.

Wir ahnten nichts Gutes. „Hört mal, Jungen!" sagte K., „das giebt Prügelsuppe; der kommt sicherlich bald wieder zurück, bringt Hülfe mit, und dann geht der Tanz los. Damit nun die Beiden nicht alle Prügel allein bekommen, so denke ich, wir machen die Sache so: Der Vicarius heißt Euch niederknieen; Ihr thut das und empfangt einige Hiebe. Hat der Erste ein halbes Dutzend aufgenommen, so rufe ich: Halt! Ihr sollt sehen, er hört auf zu schlagen und fragt mich wüthend: was will Er! Dann antworte ich ganz ruhig: auch Prügel haben und noch etwas mehr als der. Wahrscheinlich fällt er dann über mich her; thut er das, so rufe ich beim achten Schlage: Halt! Schlägt er noch weiter, so springe ich nach dem neunten Hiebe auf, und

er schlägt den zehnten vorbei.“ Der K. war äußerst gewandt, wie eine Uhrfeder konnte er sich von dem Boden auf und wegschnellen. „Dann wird er mich greifen wollen, ich laufe um den Tisch, seine Hülfe kommt mir entgegen, ich springe über den Tisch, Beide kommen mir entgegen, ich hüpfe unter den Tisch. Endlich lasse ich mich erhaschen, schreie was ich schreien kann, daß wir Alle gestohlen haben, also Alle Prügel haben müssen. Ich glaube, das wird helfen, wenigstens werden die Beiden doch nicht allein apfelweich geschlagen. Nun, komme, wie es wolle, wir werden es schon machen!“

Unser Aufseher kam nicht wieder. Es war Zeit, nach dem Gymnasium zu gehen, und wir gingen. Wir, W. und ich, saßen in einer Klasse. Eine halbe Stunde etwa hatten wir in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, in den Cornelius Nepos geguckt, als etwas hart an die Klassenthür geklopft wurde. Auf Befragen erhielt der Professor die Aufforderung, uns aus der Klasse zu entlassen, und uns wurde der Befehl, dem Domdechant unsere Aufwartung zu machen. Dieser war der Vorsteher unserer Pensionsanstalt, jedoch hatte Keiner von uns ihn jemals daselbst gesehn. Wir betraten seinen Pallast; erhielten aber ohne Weiteres den Bescheid, zurück nach der Klasse zu gehn. Kaum 10 Minuten hatten wir wieder hinter dem Cornelius Nepos gesessen, als wir abermals den Befehl erhielten, dem hohen Domherrn aufzuwarten. Wir wurden gemeldet und in einen großen prächtigen Saal geleitet. Eine lange, lange Zeit harrten wir da. Endlich trat der Herr in vollem Domherrn-Ornate herein, angethan mit dem blendendweißen Chorhemde, dessen unterer Rand mit we-

nigstens fußbreiten Brabanter Spitzen besetzt war, schritt ernst und äußerst würdevoll auf uns zu und sagte: „Also Ihr seid die bösen Buben, welche den Befehlen des Vicarius nicht gehorcht und selbst sich noch gegen ihn gewehrt haben.“ Laut und plump genug fiel ich ihm ins Wort: „Hören Sie mal, das Letzte ist nicht wahr, ich habe mich nicht gewehrt, ich habe nur nein gesagt, ich wollte keine Prügel haben.“ — „Er ist ein erzfrecher Bengel,“ sagte er, „nicht einmal in meiner Gegenwart unterdrückt Er seine Impertinenz. Wenn es mir nicht leid thäte um Eure braven Väter, ich ließe Euch öffentlich auspeitschen und dann von der Anstalt wegjagen. Aber wartet, Ihr sollt der Strafe nicht entgehn. Nun marschirt in Eure Klasse, Ihr unbändigen Buben!“

Nicht etwa ins Fäustchen lachend, denn so waren wir nicht, sondern tief ergriffen und zerknirscht wankten wir der Klasse zu. Alle, selbst der Professor, sahen uns starr an; aber Keiner fragte nach der Ursache unseres zerstörten Wesens.

Als wir zu Mittage nach unserer Anstalt kamen, wurden wir mit Fragen bestürmt, und wir erzählten, was wir wußten. „Schade!“ sagte K., „daß es so gekommen ist! nun wird das Gewitter über Euren Kopf allein kommen, und wir gehn leer aus Das ärgert mich; ich hätte auch, und zwar verdientermaßen, etwas abhaben mögen, denn mir juckt der Buckel schon wieder recht.“ Auf dieses „Schon wieder,“ möge hier von K. eine kleine Erzählung folgen: Er hatte etwas recht Muthwilliges ausgeübt. Der Aufseher ertappte ihn und versprach, ihm bald die Belohnung aufzuzählen.

An demselben Tage nach Tische, — es war ein freier Nachmittag, — kam der Vicarius mit einem langen schweren Lineal in unsere Stube und hieß K. sich über den Großvaterstuhl legen. Dieser gehorchte unweigerlich, machte ohne Geheiß die Rockschöße von einander, und nun wurde über seinen Rücken und weiter unten recht kräftig hingearbeitet. Als diese Procedur schon eine ansehnliche Zeit gewährt hatte, ohne daß K. auch nur im Geringsten muckste, sah er sich um und sprach: „Na! sind wir denn noch nicht bald fertig?" Der Vicarius hatte sich müde geschlagen und warf wüthend das Lineal auf den Boden. K. blieb noch eine Zeitlang ruhig liegen; da aber nichts mehr erfolgte, so sprang er hurtig auf und sagte: „Nun kommt, Jungen, nun wollen wir einen Stamm Kegel schieben." Wir hatten nämlich in unserem Garten eine Kegelbahn.

Ohne daß unser Aufseher irgend etwas sagte oder sich das Geringste merken ließ, gingen ein paar Wochen vorüber; ja, hätten wir nicht gesehn, daß fast täglich in der Mitte der ersten Etage unseres Hauses etwas uns Unbekanntes, dessen Zweck wir trotz aller Mühe, es zu erforschen, dennoch nicht erfahren konnten, vorging und uns alles Vorhergehende in frischem Andenken erhielt, wir hätten glauben können, daß mit dem angeführten Verweise Alles wäre abgemacht gewesen. Nach etwa drei Wochen langer Ungewißheit, kurz vor den Ferien, mußten wir uns zu einer ungewöhnlichen Zeit versammeln, der Aufseher trat mit einer Schrift in der Hand in unsere Stube und las einen Urtheilsspruch vor, worin unser Aller Vergehen streng getadelt, und uns, mir und W., bekannt gemacht wurde, daß wir in den ersten bei-

den Wochen der Ferien, jeder in ein besonders dazu eingerichtetes Gefängniß, täglich zwei Stunden eingesperrt werden sollten. Die Ferien erschienen, wir gingen nach Hause, und täglich kamen wir, immer zu derselben Zeit, nach der Stadt, meldeten uns zu derselben Zeit, wurden der Eine rechts, der Andere links eingesperrt und machten uns nach zwei Stunden Sitzens oder vielmehr Stehens, denn wir hatten in unseren Räumen weder Tisch noch Stuhl, auf den Weg und gingen der lieben Heimath zu.

War nun auch diese Strafe gelinde genug, so verdarb sie uns doch die Ferien, und wir konnten nicht, wie viele unsere Mitschüler, kleine Reisen unternehmen und schön gelegene Orte, vorzüglich angenehme Klöster besuchen. Die Strafe war abgethan; und schon während unserer Strafzeit hatten wir uns die Zuneigung unseres Aufsehers wieder erworben. Nichts thaten wir, um ihm weiter auch nur den geringsten Aerger zu verursachen; das Einzige, allenfalls manchem Anderen Anstößige, was wir vernehmen ließen, war das Absingen eines Liedes, worin die Strafen des Fegefeuers besungen werden. Eine Strophe lautet, wie folgt: „Man straft an diesem Ort die allerg'ringsten Wort, die allerkleinsten Sünden, die man vor nicht bedacht und nur darüber lacht, thut man jetzt hart empfinden."

Die Ferien waren beendigt, die Klassen wurden wieder geöffnet. Wir mußten uns zuerst in der Jesuiter-Kirche versammeln, erflehten mit dem Liede: „Veni creator spiritus, mentes tuorum visita, imple superna gratia, quae tu creasti pectora" den Beistand des heiligen Geistes, und gingen hin, wohin wir gehörten. In

unserer Pensionsanstalt war die Unterhaltung nach den Ferien sehr inhaltreich: denn Jeder wußte gewöhnlich viel zu erzählen, oder Jeder mußte doch etwas erzählen, so wenig bedeutend es auch seyn mochte, zum Lachen oder Bedenken gab es doch immer Stoff. W. und ich hatten wenig erfahren; aber wir hatten, was noch nie gewesen war, die halbe Ferienzeit in dem Gefängnisse schmachten müssen, und das machte uns in den Augen unserer Mitschüler große Ehre, ja wir erlangten dadurch selbst einige Berühmtheit. Besonders das Lied aus den Annalen des Fegefeuers, was Viele nicht kannten, gab reichen Stoff zu Unterhaltungen und Besprechungen, und brachte mich wenigstens dahin, Entdeckungen zu machen, welche ich früher für eine Ausgeburt der Hölle betrachtet haben würde, und veranlaßten mich, über Sachen nachzudenken, welche ich früher ohne Nachdenken als die reinsten Wahrheiten anerkannt hatte.

Gesprächsweise allen diesen Sinn oder Unsinn hier anzuführen, würde den Stoff zu weit ausdehnen und würde auch, wenn ich mich überall streng an die Wahrheit halten wollte, mich veranlassen, Vieles zu sagen, was ich jetzt noch nicht gern aussprechen möchte; aber um doch meine Leser in den Stand zu setzen, einigermaßen beurtheilen zu können, wie es und was unter uns Buben vorging, so möge hier in gedrängter Kürze ein Auszug aus vielen Gesprächen, Erzählungen und Aufdeckungen folgen.

Zunächst wurde das Fegefeuer in einem langen Kapitel behandelt und endlich als ein Hirngespinnst der Pfaffen erklärt und als solches von uns angesehn und

förmlich angenommen. Der Grund, warum? blieb mir damals unbekannt, vielleicht auch den Meisten, welche an unseren Unterhaltungen Theil nahmen. Dem sey nun, wie ihm wolle, kurz Keiner von uns glaubte fortan mehr an das Fegefeuer und betrachtete die große Anzahl von Seelenmessen nur für eine Geldschneiderei der Pfaffen u. dgl. m. „Wenn es nun wirklich ein Fegefeuer gäbe, wie könnte da etwas lateinisches Geplapper," meinte B., „was der und der über große und kleine Oblaten ausspricht, eine Seele aus dem Feuer erretten. Hat Einer etwas verbrochen, so muß er selbst ausbüßen; unser großer Vater im Himmel wird sich um das Beten und Singen eines albernen Pfaffen nicht kümmern." Zu diesem Gerede mochte wohl ein Priester, der sich rühmte, häufig für Seelenmessen Taschengeld zu erhalten, und der in der That ein erzdummer und alberner Mensch war, die meiste Veranlassung gegeben haben. Von den Hostien bei den Seelenmessen kam das Gespräch auf die Wesenheit der Hostien, welche wir alle vier Wochen einnahmen; denn in jedem Monate mußten wir beichten und communiciren. B. war in diesem Kapitel der Hauptredner. „Seht mal, Jungen," sagte er, „S. will uns weiß machen, daß in den consacrirten Hostien Fleisch und Blut vorhanden sey, glaubt doch kein Wort davon. Ich glaubte das früher auch; späterhin untersuchte ich aber solche Hostien und habe niemals ein Fleckchen Rothes daran gefunden." Diese Aussagen gingen mir in Wahrheit durch Mark und Bein; noch mehr aber überraschten mich die Beweise, die B. gleich ablegte und später noch häufig durch Experimente erläuterte. Ich würde einige dieser Beweise

und Experimente näher berühren, wenn diese Angaben nicht, auch noch so rücksichtsvoll gehalten, dennoch anstößig werden möchten und Aergerniß veranlassen könnten. Kurz, alle religiösen Gebräuche und Satzungen wußte B. uns so klar aus einander zu setzen und ihre Schwäche uns so einleuchtend zu zeigen und zu beweisen, daß die Meisten von uns in seine Gedanken eingingen, und dadurch die Stützen ihres Religions-Gebäudes heftig erschüttert wurden. Einwendungen von unserer Seite wußte B. jedesmal zu entkräften und dabei geschickt in seine Gegenbeweise immer neue verderbliche Lehren einzuflechten. Wir hörten Alle aufmerksam zu, denn B. hatte bei uns ein großes Gewicht, er sprach sehr lebhaft und war einige Klassen vor uns. Einmal zeigte er uns eine große Anzahl Hostien, welche er in ein Buch angeklebt hatte, und wovon jede auf der Oberfläche das Datum und den Tag zeigte, an welchem er sie hätte nehmen sollen.

Viele von uns folgten seinem Beispiele; Manche zögerten, darunter auch ich. Mir war von früher Jugend an die Heiligkeit aller religiösen Gebräuche zu tief ins Herz geprägt, als daß der Eindruck irgend eines so leicht hätte verwischt werden können; aber dennoch machten diese Unterhaltungen und Belehrungen einen großen Eindruck auf meine lebhafte Phantasie. Was soll ich dabei denken, so überlegte ich mit mir, lügt B., aber der hat uns noch nie belogen, oder lügt S., aber dazu schien mir dieser Professor viel zu ehrwürdig. Diese Ungewißheit, welcher von beiden der Lügner sey, quälte mich mehre Wochen hindurch. Endlich kam ich zu dem

Entschlusse, du sollst einmal selbst versuchen! Das nächste Mal, als wir wieder beichten und communiciren mußten, begann ich meine ersten Versuche. Ich berührte, nicht ohne Zittern und Zagen, die mir dargereichte Hostie und kam leider! bald zu der Ueberzeugung, daß B. die Wahrheit gesagt habe. Einige von uns hatten zu gleicher Zeit sich Gewißheit zu verschaffen gesucht, wenn auch der Eine auf diese, der Andere auf jene Weise; aber alle unsere Erfahrungen stimmten in der Hauptsache überein, Alle hatten wir dasselbe gefunden, und Alle die Wahrheit in den Angaben und Belehrungen unseres Professors vermißt. So viel Nachtheiliges vermochte Einer unter Vielen zu stiften. Das folgende Mal, als wir wieder beichten mußten, beichtete ich nicht, sondern ging nach der Communicanten-Bank, nahm die Hostie, verschluckte sie und ging nach Hause. Anfangs verursachte mir doch dieses Treiben einige Gewissensbisse, nach und nach wurden diese wegdisputirt, und bald tauchten sie gar nicht mehr auf.

Wie ganz anders hatte sich mein religiöses Gefühl gestaltet: ich glaubte die Wahrheit gefunden zu haben, hatte aber dabei meine Seelenruhe verloren. Bei diesem Wechsel war mir gar nicht wohl zu Muthe, ich verglich mein jetziges Denken mit dem seligen Gefühle, welches ich hatte, wenn ich zu Gott und der Muttergottes ein paar Dutzend Vater Unser und Ave Maria gebetet hatte: ach! wie selig war ich da, und wie armselig war es jetzt in meinem Gemüthe! Wie schön, dachte ich, müßte jetzt mein Leben seyn, wenn ich bei diesem vorgerückteren Alter noch so denken könnte, wie

vor einigen Jahren! Ich wollte wieder zu diesem Zustande zurückkehren, aber das war gegen meine Erfahrung, ich konnte es nicht, und doch schwebte mir dieses schönere Bild des Lebens so lebhaft vor! Es thut mir leid, daß ich ein Lied, welches ich damals machte und worin ich meine Gefühle abzumalen suchte, nicht auswendig weiß, meine Leser würden daraus meinen Seelenzustand besser erfassen können, wie es aus diesen paar Worten möglich ist. Es schwebte mir ein Thal vor Augen, welches das Leben bedeuten sollte, und worin alle Herrlichkeiten, wie im Paradiese, ausgetheilt waren. Ich zeigte darin, wie ganz anders das Thal sich verwandelte, wenn Leidenschaften oder schwankender Glaube sich mit in die Reihen dieser himmlischen Gestalten mischten. Es begann so: Es zeigt ein Thal sich meinen Blicken, ein weites Thal, wie Eden schön; ich habe von der Berge Rücken ein solches Thal noch nie gesehn —. Die zweite Strophe war wörtlich diese: Lorbeer- und Myrrhenbäum' umringen mit ihrem Grün das liebe Thal, worin die Vögel Lieder singen, noch süßer als die Nachtigall; wie reines Gold ist ihr Gefieder, wie Purpur ihre Flügel schön. So schön seh ich sie niemals wieder! so schön hab' ich sie nie gesehn!

Früher hatte ich vor der Beichte mich sorgfältig besonnen, was ich Unrechtes gethan, welches Gute ich unterlassen hatte, auch das Geringste wurde nicht übergangen, und Alles, Alles dieses wurde mit innig reuigem Gemüthe dem Beichtvater in die Ohren gesagt; jetzt war mein Gemüth und mein Denken ein ganz anderes geworden: denn, dachte ich, kann der Priester Brod in Fleisch nicht verwandeln, so kann er auch die Sünden

nicht vergeben, was brauchst du da dem Pfaffen deine Sünden zu sagen. Ich beichtete also Anfangs gar nicht, ging hin und nahm meine Hostie, denn hier wurden wir aufnotirt. Dieses Treiben wurde bald bemerkt; auf Befragen gestand ich mein Vergehen und sagte auch, warum. Das fiel allgemein auf, und mir wurde für meine alberne Freigeisterei eine harte Strafe angekündigt: acht Tage hinter einander mußte ich Morgens um 5 Uhr nach der Jesuiter-Kirche kommen, daselbst bis halb 8 Uhr beten, bis die Messe anging, und noch dazu mußte ich diese Strafe im Winter bei großer Kälte erdulden. Das, was ich beten sollte, betete ich nicht; aber ich weiß noch recht gut, daß ich inbrünstig zu Gott betete, und von seiner Allmacht, Allwissenheit und Weisheit mir irgend ein Zeichen erflehte, wodurch mir die reine Wahrheit offenbart würde. Späterhin beichtete ich wieder, dachte aber an Vorbereitung nicht mehr, sondern sagte, was mir gerade in den Mund kam. Mit der Frivolität, womit mehre meiner Mitschüler zum Abendmahle gingen und dasselbe empfingen, habe ich mich nie diesem wichtigen Acte der Erinnerung und des Andenkens genähert, wiewohl er bei mir viel von seiner Würde und Heiligkeit verloren hatte. Höchst unangenehm war es mir, daß wir alle vier Wochen beichten mußten, ich bat daher den Professor S., er möchte mich dann und wann davon dispensiren, wenn ich kein Bedürfniß dazu fühlte. Da kam ich aber schön an: Ich junger Mensch, sagte er, wüßte noch nicht, was meinem Seelenheile vonnöthen sey, dafür müsse er sorgen, und er verböte mir hiermit bei harter Strafe, mich niemals dieser heiligen Handlung zu entziehen, und dabei wendete

er mir den Rücken zu. Bald war wieder die Zeit zu beichten gekommen; ich erschien nicht. Mein Fehlen wurde bemerkt, ich mußte wiederum drei Morgen hinter einander um 5 Uhr nach der Kirche und einige Rosenkränze beten. Nach der Kirche ging ich, das war nicht zu meiden; aber Rosenkränze habe ich nie wieder gebetet und niemals wieder ein Ave Maria So leicht wir über die menschlichen Satzungen hinweggingen, so erinnere ich mich doch nicht, daß jemals Einer von Gott das geringste Unehrerbietige ausgesagt hätte; im Gegentheil ist es mir noch gar wohl erinnerlich, daß, je mehr die Mutter Maria und besonders die Heiligen bei uns verloren, desto höher stieg unser Gott. An die Möglichkeit der Fürsprache der Heiligen glaubte Keiner von uns mehr, so wie Keiner von allen, welche ich auf dem Gymnasium kannte und womit ich Umgang hatte. So war nun unsere Religion eine rein protestantische, wir glaubten an weiter nichts als an Gott, als an einen allwissenden, allweisen, allgütigen, allmächtigen Vater in dem unendlichen Himmel, alles was uns sonst noch vorgesagt wurde, davon glaubten wir fortan kein Wort mehr. Besonders die Heiligen wurden arg mitgenommen, und hauptsächlich dann, wenn wir eine Litaney beten mußten, wurde ihnen eine Masse von Prädikaten angehängt; ja Einige waren so erfinderisch in Aufsuchung von Wörtern, daß sie bei der Nennung von einem Schock Heiligen statt „bitte für uns," auch eben so viele Wörter, zwar oft der albernsten, aber auch der gehässigsten Art hersagen konnten. Daß solches Treiben zu einem immerwährenden Gekicher Veranlassung gab, läßt sich denken. Dieß Wenige mag genügen, um einiger-

maßen zu zeigen, wie es damals mit meiner Religion aussah: mir war weiter nichts, als ein einiger Gott ohne allen Anhang übrig geblieben; ich glaubte nicht an eine heilige Dreifaltigkeit, nicht an Christum, ich verehrte ihn nur als einen würdigen weisen Mann, an die Heiligen und vollends an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubte ich gar nicht, und in diesem letzten Punkte wenigstens ist meine religiöse Ueberzeugung bis heute dieselbe geblieben und soll es auch bleiben.

Wie mochte es nun wohl kommen, daß ich in so kurzer Zeit von dem allerrechtgläubigsten Katholiken zu einem der strengsten Protestanten umgewandelt wurde? Die Beantwortung liegt in dem Vorhergehenden: einmal, weil die Menschen in die religiösen Gebräuche Sachen eingemischt haben, welche durchaus nicht von etwas Haltbarem unterstützt werden, sondern häufig den erhabenen Eigenschaften Gottes schnurstracks zuwider sind und durch die Fürsprache der Muttergottes und der übrigen Masse von Heiligen noch Hohn sprechen; anderen Theils auch dadurch, weil wir zu oft zum Abendmahle, ich möchte sagen, getrieben wurden. Zu einem wahrhaft frommen Wandel, nicht zu einer heuchlerischen Frömmelei, kann nur Würde und Beispiel führen, Gewalt vermag es nicht, so wie Liebe nur Liebe erringen, und Macht und Gewalt nicht erzwingen kann. Prügele einen Menschen alle Tage, daß er Dich lieben soll, er wird Dich hassen; zwinge einen vernünftigen Menschen zu beten, Du machst ihn zum Scheinheiligen; fordere von ihm Beweise, daß er gebeichtet hat, Du machst ihn zum Betrüger. Wahrhafte Religiosität und ein innig frommer Sinn wohnen nur in der Tiefe des Her-

zens, was nach außen sich ausspricht, ist größten Theils Schein und einem wahrhaft biederen, frommen und gott=ergebenen Menschen zuwider.

Was unsere Arbeiten anbetrifft, so wurden diese zwar angefertigt, aber gewöhnlich auf eine liederliche Weise; nur das machte ein Jeder gut, wozu er nun gerade Lust hatte, über das Andere wurde hinweggeeilt. Wurde einmal diese oder jene Arbeit auch gar nicht gemacht, so hatte das nicht viel zu bedeuten; man erhielt zwar Vorwürfe, aber dabei hatte die Sache ihr Bewenden. Die Sprüche aus dem Katechismus lernte ich nie, sie waren mir zuwider oder stimmten doch nicht in meinen Kram. Oft mußte ich dafür zur Strafe nach der Kirche wandern und 2 auch 3 Stunden knieend beten; ich lernte doch nicht, so hart auch diese Strafe war.

Endlich wurde mir diese Sache doch zu lästig, ich nahm mir vor, den ganzen Katechismus auswendig zu lernen. Dieses Vornehmen wurde gleich begonnen. Es war Ausgangs Juli 1806, als sich mir zur Ausführung dieser riesenhaften Aufgabe, denn das Buch mochte wohl 400 Seiten stark seyn und noch dazu sollten die Nummern von Kapiteln und Versen auch fest gemerkt werden, eine günstige Gelegenheit darbot. Die Vorbereitungen zum Kriege (Schlacht bei Jena) wurden thätig betrieben, und es wurde allgemein gesprochen, daß die Preußen junge Männer aus dem Bette holten und gleich unter das Regiment steckten. Viele suchten sich in Sicherheit zu bringen, so auch ich. Bei Tage wandelte ich, meinen Katechismus unter dem Arm oder in der Hand, in mir wohlbekannten Wäldern, und des Nachts schlief ich bald in dieser, bald in jener Stiege.

Etwa

Etwa drei Wochen hatte ich die Sache so getrieben, die Preußen aus der ganzen Umgegend hatten sich alle oder doch fast alle weiter südwärts gewendet, es wurde von Menschenstehlen nicht mehr gesprochen, und ich ging, jetzt meinen Katechismus von Anfang bis zu Ende im Kopfe, ruhig wieder nach Hause und nach meiner Klasse. Nicht den leisesten Vorwurf erhielt ich, ja ich wurde selbst noch wegen meiner Vorsicht gelobt: denn Jeder wurde fast allgemein bedauert, der gezwungen war, Dienste zu nehmen; eben so war auch Jedermann gern bereit, Allen, wer sie auch seyen, Hülfe und Unterstützung zu geben, sey es zum Verbergen, sey es zur Flucht. Die Preußen waren in dem ganzen Hildesheimischen vom Anfang ihrer Besetzung des Fürstenthums bis zu Ende (1806) keinesweges beliebt; im Gegentheil, Jeder wünschte den alten Zustand wieder herbei und mithin die unangenehmen Gäste, je eher desto lieber, wieder los zu werden. Die geringe Liebe und Achtung gegen die Preußen lag theils in der Natur der Sache, theils hatten sie sich die Liebe keinesweges zu verdienen gestrebt, sondern sich hier und dort absichtlich und muthwillig verdiente Verachtung zugezogen.

Hildesheim war nämlich eine kaiserliche freie Reichs-Kreisstadt, stand unter einem katholischen Fürst-Bischof, (Franz Egon, Fürst-Bischof von Hildesheim und Paderborn), der von allen Katholiken, auch von den meisten Lutheranern hoch verehrt wurde. Die Abgaben (so viel ich mich erinnere, nur in einer Kopfsteuer bestehend) waren sehr gering, weil man wenige bedurfte; Soldat brauchte Keiner zu werden, weil man keine nöthig hatte, auch im ganzen Lande waren keine Soldaten, nur der

Fürst hielt sich einige Compagnien Leibgardisten, welche alle freiwillig diesen Stand erwählt hatten. Arme gab es in dem Fürstenthume zwar auch, aber wohl nirgends weniger, als eben da, und diese wurden, ob verdient oder nicht verdient, von den vielen reichen Klöstern hinlänglich bedacht. Wie ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse, wie viel drückender wurden sie, als die Preußen die Zügel der Regierung ergriffen, wo man nie einen Zügel gemerkt hatte und mithin gänzlich des Zügels ungewohnt war. Besonders die Aufhebung der Klöster wurde fast allgemein tief gefühlt: denn die Gelder, welche die Mönche zur Speisung der Armen verwendeten, flossen jetzt in andere Kassen und anderen Zwecken zu. Wenn auch die ganze Gegend, des äußerst ergiebigen Bodens wegen, viele Menschenhände gebrauchte, so waren doch mehr Menschen da, als der Ackerbau nöthig hatte, von Industrie war kaum die Rede, welche unthätige Menschenhände hätte in Bewegung setzen können u. s. w.: kurz die vielen Menschen, welche von Seiten der Klöster Beschäftigung erhielten, wurden größtentheils brodlos, und die Armen, welche von den Klöstern ernährt und leider auch verwöhnt wurden, waren jetzt bettelarm und mußten hungern. Und so kam es denn, daß nicht allein die Katholiken, sondern auch die meisten Protestanten die Preußen über alle Berge hinweg und den alten Zustand wieder herbei wünschten.

Auch das gesammte Verhalten der Preußen war nicht von der Art, daß es Zuneigung und Liebe erwerben konnte. Ein Regiment z. B. zeichnete sich überall, wo es hinkam, durch ausgefeimte und auch freche Diebereien aus, ich glaube es war aus Ostpreußen, und man

sagte daher, die Soldaten ließen nur glühende Kohlen und Mühlensteine liegen. Ein anderes Regiment aus Schlesien betrug sich weit besser: hielten diese Schlesier auch nicht überall reine Hand, so suchten sie doch mehr auf andere Weise, hauptsächlich bei der Aerndte sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, wozu die Ostpreußen sich gar nicht bequemten. Ein Verfahren in der Kirche des Klosters vor dem Osterthore, gewöhnlich die Sülze genannt, empörte Jeden, ob Katholik oder Protestant, und machte die Preußen vollends verhaßt. Das Kloster war aufgehoben, und die verschiedenen Mobilien desselben wurden von einer dazu beauftragten Commission in Empfang genommen. Die Commissarien mit ihren Gehülfen drangen in die Kirche, nahmen Alles, was sie vorfanden, in Empfang, öffneten das Tabernakel, nahmen die Monstranz, worin eine geweihte Hostie aufgestellt war, ebenfalls einen Kelch, worin sich noch viele consacrirte Hostien befanden, schütteten dieselben auf den Altar, und da dieses (ich habe nicht erfahren, warum?) in großer Eile geschah, so fielen mehre geweihte Hostien auf die Erde und wurden, nachdem die Commission sich entfernt hatte, daselbst gefunden. Daß diese unkluge, rücksichtlose, freche Rohheit einen jeden Menschen empören mußte, ist leicht zu begreifen. Ich muß jedoch bei dieser Angabe hinzufügen, daß ich selbst das verabscheuungswürdige Benehmen nicht gesehn habe; kann aber als Ohrenzeuge versichern, daß ich oft davon unter bitterem Tadel und Verwünschungen habe sprechen hören. Sey dem nun wie ihm wolle, sey diese Angabe auch weiter nichts, als eine gehässige Verläumdung, eine rein hämische Lüge, woran aber Keiner glaubte, so geht doch daraus hervor,

daß die Preußen sich durch ihr Verhalten, ihr Benehmen, ihren Wandel und kurz durch ihr gesammtes Betragen die Abneigung und zum großen Theile auch den Haß der Bewohner des Fürstenthums Hildesheim zugezogen hatten.

Als Beleg dieser Behauptung möge die Behandlung dienen, welche die Preußen Ausgangs October auf ihrer Flucht nach der Schlacht bei Jena in Hildesheim zu erdulden hatten. Fast nackt und bloß, jedenfalls in dem elendesten und bejammernswürdigsten Zustande eilten zerstreute Schaaren durch Hildesheim weiter dem Osten zu, Neugierige versammelten sich auf den Straßen und vorzüglich auf dem Domplatze, sahen mit schadenfroher Genugthuung das Elend und klatschten ihm hämisch Beifall zu. Wenn ein für Menschenelend empfängliches und von dem grenzenlosen Jammer zum Erbarmen erweichtes Herz sich zu Spenden verleiten ließ, so wurde es ausgepfiffen, verhöhnt, selbst gemißhandelt und so zur schnellen Entfernung gezwungen. Diesen Auftritten habe ich selbst auf dem Domplatze einigemal zugesehn; kann aber zu meiner jetzigen Beruhigung der Wahrheit gemäß hinzufügen, daß ich, von dem Elende überwältigt, nicht helfen könnend noch dürfend, weinend mich von dem Schauplatze des niedergeschmetterten Hochmuths und des kummervollen Jammers entfernte. Ob in der That die damaligen Preußen so eine erniedrigende Behandlung verdienten, will ich geradehin nicht behaupten; kann aber nach meinem Gefühle, welches mir das damalige Sprechen, Thun und Treiben einimpfte, dem nicht widersprechen. Möge nun eine strenge Unter-

suchung das Recht auf der einen oder der anderen Seite finden, so antwortet doch die allgemeine Erfahrung, daß der oder die, welcher oder welche die allgemeine Stimme gegen sich haben, sich diese Abneigung durch böswillige, allgemein ergreifende Handlungen, durch unkluge Begün=stigungen, durch hartherzige Abweisungen, oder wie der=gleichen rücksichtloses Benehmen noch weiter genannt werden mag, sich zugezogen und, Volkes Stimme ist Gottes Stimme, nach vollem Verdienst sich zugezogen haben. Leicht ist es, sich Liebe zu erwerben, schwer, Liebe zu erhalten, sehr schwer, ja fast unerreichbar für Viele, stehen sie nun auf den ersten oder auf den letzten Stufen menschlicher Hoheit, sich verlorne Liebe und Ach=tung wieder zu erwerben. Jedenfalls waren die Preu=ßen damals so und betrugen sich so, daß jeder Mensch, bei dem auch nur das Licht der Erkenntniß zu däm=mern begann, sie leicht würdigen konnte und achselzuk=kend bemitleiden mußte.

Kurz die Hildesheimer freuten sich, daß die lästi=gen und unausstehlichen Preußen, tüchtig geschlagen, in aller Eile Reißaus nehmen mußten. Gern will ich glauben, daß nicht allein Haß und Verachtung gegen die Preußen diese, jeden Menschen entehrende Stimmung erregte, sondern ich glaube überzeugt zu seyn, oder bin vielmehr dessen gewiß, daß eine mächtige Sehnsucht nach dem alten Zustande der Dinge und die den Meisten fast sichere Hoffnung, daß nach der Vertreibung der Störer unserer Ruhe und Freiheit, dieser Zustand bald wieder=kehren würde, zu einem großen Theile diese widernatür=liche, unmenschliche Verachtung und Verhöhnung auch in

den zarteſten Herzen aufregte, oder ich möchte ſagen, aufwühlte: denn es tobte und kochte in jeder Bruſt. Dieſe Behauptung fand auch bald ihre Beſtätigung.

Die Preußen waren fort und die erſehnten und geliebten Franzoſen, die Erkämpfer unſerer Freiheit kamen an. Freilich glaubten die Meiſten nicht daran, daß die lieben Gäſte hier bleiben würden, ſondern ſie waren nur gekommen, um die Preußen zu züchtigen und zu verjagen, und uns den alten Zuſtand wieder zu ſchenken. Die Mehrzahl hoffte und harrte eine lange, lange Zeit, hier und da tauchte ſchon, wenn auch nur eben, Zweifel auf; die Franzoſen hatten ſchon, wenn auch nicht durch Bedrückung, aber doch durch ihren Wandel und vorzüglich durch ihr langes Hierbleiben von ihrem Prädikate „liebe Gäſte“ das „liebe“ nach und nach ausgelöſcht, und von dem Worte „Gäſte“ fing auch die frühere Friſche an, allmählig zu erblaſſen und war endlich ganz verſchwunden. Nur zu bald erkannten wir, daß die Franzoſen nicht Gäſte waren, auch nicht ſeyn wollten, ſie wollten unſere Herren und wir ſollten ihre Diener ſeyn, kurz wir wurden aus preußiſchen Unterthanen jammervolle Franzoſenknechte. Das war nun zu arg, ſich ſo in ſüßen Hoffnungen und Träumen getäuſcht zu ſehn! Das konnte ohne Gemüthsbewegung, ohne eine Sinnesänderung nicht erduldet werden! Weniger und weniger glühete der Preußenhaß und zuletzt erkaltete er gänzlich; ja, in vielen Gemüthern keimte an ſeiner Stelle ſchon, wenn auch nur eine zarte Sproſſe von Preußenliebe hervor.

Kaum war ein halbes Jahr vergangen, und ſchon hätten die Hildesheimer, wenn nun einmal von zwei

Uebeln eins ausgewählt werden mußte, lieber die Preußen wieder gesehn, als die Franzosen, zumal da wohl bei Jedem die Hoffnung entschwunden war, daß der alte liebe gemüthliche Zustand der Dinge so bald oder jemals wiederkehren würde.

Wir auf dem Gymnasio kümmerten uns freilich, doch Anfangs, weniger als die Alten um diesen Wechsel, hauptsächlich, da wir etwas verloren hatten, was wir nicht liebten, und an dessen Stelle etwas erhalten hatten, was wir nicht haßten und was noch dazu eine Zeitlang den Reiz der Neuheit lebhaft erhielt. Aber die Gedanken der Alten drangen bald tiefer und tiefer in unsere Herzen, die Aeußerungen ihrer Gefühle wurden unsere Gedanken, unsere Ueberzeugung, und wir wünschten bald die Franzosen wieder über alle Berge. Die Worte eines hochgeehrten Vaters, das Seufzen einer geliebten Mutter, die Lehren und Ermahnungen eines würdigen lieben Lehrers dringen tief in das Herz eines guten, denkenden Sohnes und Schülers; ja, es ist wohl viel Wahres daran: in ihren Händen liegt großentheils das Glück der Zukunft, in ihren Händen liegt die Zukunft des Staates. An die Stelle der Gleichgiltigkeit erhob sich nach und nach die Verachtung, und diese verwandelte sich bald in einen glühenden Franzosenhaß, der sich freilich äußerlich nicht allgemein aussprach, auch nicht aussprechen konnte, desto lebhafter aber im Innern glühete und sprühte. Wohl kein Land, allenfalls das Braunschweigische, war den Franzosen weniger ergeben, als das Fürstenthum Hildesheim, und kein Land hat wohl bei der allgemeinen Umwandelung oder Ver-

wandelung der Dinge mehr gelittten oder doch mehr verloren, als eben dieses.

Also meinen dickleibigen Katechismus hatte ich im Kopfe. Im August darauf war Examen, d. h. es wurden Probearbeiten gemacht. In allen Lehrobjecten wurden alljährlich zu dieser Zeit Probearbeiten, Behufs der Vertheilung der Prämien, der goldenen Bücher (sie waren in rothen Maroquin eingebunden und reich mit Gold geschmückt und umrändert), angefertigt, und nur hiernach wurde das Verdienst und die Ehre bestimmt, in öffentlicher Versammlung belobt und gewürdigt, mit einem goldenen Buche beschenkt zu werden. Oft und an vielen Orten, sowie in vielen Schulen und Anstalten habe ich der Vertheilung der Prämien beigewohnt; aber nirgends dabei eine solche Würde und Feierlichkeit, einen solchen Glanz und Pomp, kurz nirgends ein so eifriges Bestreben, um mächtig durch Auge und Ohr auf die jungen Gemüther einzuwirken, auch nur annähernd gefunden. Was kann eine solche Vertheilung von Prämien, wenn nach einem wenig oder nichts sagenden öffentlichen Examen der Direktor die Prämiirten der eben geprüften! Klasse mit ein paar oft herz- und geistlosen Worten hervorruft, ihnen die Prämien einhändigt und sie dann entläßt, was kann, sage ich, ein solches Verfahren auf ein junges Gemüth bewirken? Jeder prämiirte Schüler freuet sich allerdings, aber damit hat die Sache ihr Ende. Kommt es nun noch, daß irgend ein Lehrer mehr nach moralischer Ueberzeugung, als nach wirklichem Thun und Treiben und Wissen des Schülers sein Votum abgiebt: so kann dieses, besonders bei schon etwas herangereifter Jugend, seinen großen Nachtheil, sein Ar-

ges und Schlimmes haben. Erhält ein Schüler, den eine ganze Klasse nicht würdig findet, auf solche Weise ausgezeichnet zu werden, dennoch eine Prämie, so wirkt solch ein Mißgriff sehr nachtheilig auf die Klasse, auch ebenfalls nachtheilig auf einen sinnigen Schüler, er sieht sein Buch nur als ein entbehrliches Geschenk an und hält sich keinesweges dadurch belobt, noch weniger allgemein geehrt. Wie mancher Schüler mag vor einem anderen eine Prämie erhalten, dem er kaum werth war, die Schuhriemen aufzulösen. Sicherer gewiß und unpartheiisch ist es, wenn in den verschiedenen Lehrobjecten, nach Maßgabe der Fähigkeiten schwierige Aufgaben gegeben, diese, von aller Beihülfe getrennt, unter steter Aufsicht angefertigt und von unpartheiischen fremden Beurtheilern, die fast gar nicht oder doch nur selten und unvollkommen die Verfasser kennen, gewürdigt werden. So war es dort. Die beste Arbeit erhielt nun die Prämie. Oft hat es sich ereignet, daß der eigene Lehrer, welcher ebenfalls der Arbeit die Prämie zusprach, nicht wußte, welcher Schüler dieselbe angefertigt hatte: denn die schriftlichen Arbeiten erhielten nicht die Namen ihrer Verfasser, sondern irgend einen Spruch und in einen begleitenden zugesiegelten Zettel, obenauf mit derselben Devise, war der Name des Schülers verzeichnet. Wer die beste Arbeit geliefert hatte, wies der geöffnete Zettel nach, und dieser Arbeiter erhielt die Prämie, mochten auch andere Rücksichten und Erfahrungen dagegen sprechen oder nicht. Ich hatte in der Religion oder, was dasselbe sagen wollte, im Katechismus die beste Arbeit geliefert, und erhielt, so sehr sich auch die Lehrer darüber wunderten, und so sehr manche Schüler, welche sich in

diesem Lehrgegenstande viele Mühe gegeben hatten, sich ärgerten, mich beneideten und anfeindeten, dennoch die Prämie. In der That verdiente ich sie nicht; denn in drei Jahren hatte ich nichts gethan und in vierzehn Tagen die Religion für die Vergangenheit und für die nächste Zukunft abgemacht. Als die Schüler mich nachher bei S. anschwärzten und sagten, ich hätte 3 Wochen die Schule versäumt, um für das Examen den Katechismus auswendig zu lernen, so antwortete er: daß ich die Schule aus dem oben angegebenen Grunde versäumt, verdächte mir Niemand, und daß ich die Zeit noch gut benutzt hätte, wäre doch sicher nicht zu tadeln, im Gegentheil, man müßte mich deßhalb loben, und damit war denn die Sache abgemacht. In der Mathematik erhielt ich die Prämie immer, das fiel Keinem auf.

Der Tag, wann die Prämien ausgetheilt werden sollten, wurde öffentlich und privatim eine Zeitlang vorher angekündigt. Wir mußten uns in dem großen Saale (der Aula) versammeln und an der Seite desselben aufstellen. Nach und nach füllte sich der innere Raum und die Seitentribünen mit Eltern, Lehrern, anderen Vorgesetzten und Freunden des Schulwesens immer ganz an; den Zuschauern gegenüber stand ein hoher Katheder, eingerichtet ungefähr wie in der Aula eines Universitätsgebäudes, welchen der Präfect des Gymnasiums (Lüsken) in feierlicher und höchst imponirender Würde betrat. Nach Gebet und Gesang, begleitet von dem tief eindringenden und ergreifenden Geschmetter der Posaunen und Trompeten, und nach Ablesung aller wichtigen Ergebnisse des abgelaufenen Jahres, begann die feierliche Vertheilung der Prämien. Vor dem Katheder oder

Altar stand ein Geistlicher, hinter und neben ihm waren die Prämien aufgestellt; weiterhin nach den Zuschauern war ein großer Raum frei und leer gelassen. Nun begann der Präfect von der Höhe seiner Tribüne herab etwas Allgemeines über eine Klasse vorzulesen, und dann folgte die Vertheilung der Prämien. Der Name des Prämiirten wurde vorgelesen, sein Alter, sein Geburtsort laut angegeben; der Geistliche hatte sich, die Prämie in der Hand, einige Schritte genähert, und nun trat der aufgerufene Schüler in die Mitte des freigelassenen Raumes, machte zuerst gegen die Zuschauer eine tiefe Verbeugung, wendete sich dann herum und verbeugte sich gegen den Präfectus, näherte sich dem Geistlichen, empfing unter abermaliger Verbeugung aus dessen Hand die Prämie, drehete sich wieder um, verbeugte sich noch einmal gegen die Zuschauer und ging dann auf seinen Platz zurück. Während dieses ganzen Gehens, Verbeugens und Empfangens schmetterten die Trompeten. Oft habe ich gesehn, daß prämiirte Schüler tief ergriffen weinten; auch ich habe einigemal mit Thränen in den Augen und schluchzend meinen Platz wieder eingenommen. Kam es, daß ein Schüler 3, 4, 5 Prämien erhielt, und endlich, von Freudegefühl überwältigt, heftig weinte und schluchzte, so war das Mitgefühl allgemein, und ich kann es betheuern, daß ich einigemal, so weit ich zu überblicken vermochte, von der ganzen Versammlung sagen konnte: da war kein Auge thränenleer. Solche Eindrücke währen ewig! Einmal erhielt ein Schüler, er war der Sohn eines Bauers aus Himmelsthür, alle Prämien seiner Klasse. Waren in allen Lehrobjecten einer Klasse die Prämien ausge-

theilt, so wurden auch jedesmal und in jedem Objecte die Schüler namentlich ehrenvoll erwähnt, welche durch ihr Bestreben sich dem Prämiirten am meisten genähert hatten.

Möge nun auch dieses ganze Verfahren ein noch so auffallendes theatralisches Ansehn haben, so wirkte es doch ergreifend und wahrhaft wohlthätig auf die Schüler, machte einen tiefen, lange anhaltenden Eindruck auf die Zuschauer, die Schule blieb also lange in deren Erinnerung, und der Zweck wurde besser erreicht, als es durch die kalten, matten Examina unserer Zeit geschehen kann. Diese Examina haben nach meiner Erfahrung und Ueberzeugung oft mehr Schlimmes als Gutes: präparirt z. B. ein Lehrer in einem Objecte, welches ein paar Wochen vorher schon für das Examen bestimmt wurde, seine Schüler recht gut, weiß er aus diesem Gegenstande etwas allgemein Interessantes auszuwählen und dieses öffentlich mit seinen Schülern mit einer gewissen Grazie oder Würde, hier im Allgemeinen dasselbe, laut und vernehmlich zu besprechen, so gelingt sein Auftreten sehr gut und der Examinator ärndtet nicht wenig Ehre ein.

Aber wie steht es dabei mit dem Schüler? Dieser weiß recht gut, daß er sowohl, wie sein Lehrer, die Zuhörer betrogen hat, und erfährt er, daß sein Lehrer noch allgemein dafür belobt wird, so muß er ihn noch mehr für einen Betrüger, und zwar für einen feinen und gewandten Betrüger halten. Werden nun vollends, wie dergleichen nicht selten vorkommen mag, Schülern, welche deutlich und laut sprechen, vorher bestimmte Fragen zur Beantwortung aufgegeben, welchen wohlthätigen Eindruck,

besonders, wenn er zu seiner eigenen Zufriedenheit seine Aufgabe hergesagt hat und sieht, wie Lehrer und Zuhörer dafür ihm ihren Beifall zulächeln, welchen wohlthätigen Eindruck kann ein solches Verfahren auf das Gemüth eines sinnigen Schülers bewirken? Ich behaupte, daß ein Schüler, dem von Haus aus Wahrheit in Wort und Wandel zur Gewohnheit geworden ist, auf solche Weise verdorben werden kann, er erhält dadurch einen Fleck an seiner Seele, den viele Vaterunser nicht wieder auswischen können. Oder soll der Schüler einen Theil eines Kapitels aus dem Virgil, aus dem Homer übersetzen und er verdeutscht die fremde Sprache mit Vossischen Versen, ist das nicht Betrug? Aber wozu denn alle diese Examina? Es soll ein Schild für die Schule seyn Aber sollte denn für die Schule von so vielen erleuchteten Lehrern nicht ein Schild ausgedacht und angefertigt werden können, das frei von Betrug wäre? Oder soll bei solchem Examen vorzüglich der Lehrer seine Gewandtheit, Geschicklichkeit, und durch Unbefangenheit seinen Reichthum an Kenntnissen zeigen und sich so als einen tüchtigen Lehrer dem versammelten Publicum ausweisen? Ich glaube, dieses ist seit Erschaffung der öffentlichen Examina ihr Hauptzweck gewesen. Aber ist dieses ihr Zweck, so ist das Ganze weiter nichts, als eine Comedie und noch dazu eine schlechte Comedie, welche im Durchschnitt der mittelmäßigste Schauspieler viel besser spielen würde, als der beste Lehrer. Der beste Lehrer, auch in vollem Bewußtseyn seiner gesammten Kraft und treu erfüllter Pflichten, wird, zwar der Eine mehr, der Andere minder, aber doch immer Befangenheit zeigen. Wohl kein Lehrer mag jemals mit wahrer Lust und Liebe

aufgetreten seyn! Aber ganz natürlich, er weiß, trotz alles Guten, was er vorgetragen hat, doch recht gut, daß er nicht allgemein gefallen wird.

Woher mögen die jetzigen öffentlichen Examina wohl ihren Anfang genommen haben? Ich weiß es in der That nicht; glaube aber, daß sie eine Fortsetzung der ehemaligen theatralischen Vorstellungen oder Comedien seyn mögen, wenigstens ist eine Aehnlichkeit oder Verwandtschaft damit gar nicht zu verkennen. Wollt Ihr nun gute Examina haben, so behaltet dieselben, wie sie einstweilen sind, bei, laßt aber dann und wann die Lehrer und die besseren Schüler sich in Comedien-Spielen üben, und Ihr werdet Examinatoren Euch zuziehen, deren Thun und Treiben eine Lust seyn wird.

Man möge mir diese wenigen Worte nicht verargen: ich habe damit nur soviel sagen wollen, daß ich nie einen wahrhaften Nutzen, nie auch nur irgend etwas Gutes aus diesen fälschlich sogenannten Prüfungen habe ersehen können. Denn Prüfung der Schüler kann doch solch ein Treiben nicht genannt werden: denn prüfe ich einen Menschen, so will ich dadurch erfahren, was er weiß, ob er sein Pensum inne hat u. s. w., und geschieht das? Nein! der Lehrer sucht das heraus, wovon er doch wenigstens glaubt, daß es der Schüler beantworten werde, wenn er nicht von vorn herein dessen schon gewiß ist. Noch weiter: Bei den großen und wichtigen Fortschritten, welche der Schulunterricht seit zwei Jahrzehent gemacht hat, besonders durch die Einführung der Naturwissenschaften in denselben, kann es leicht kommen, daß die Hälfte der Zuhörer von dem Meisten, was gefragt und beantwortet wird, nicht das Geringste weiß und

versteht; es kann leicht kommen, und kommt gewiß oft, daß nicht Einer der Zuhörer das Ganze zu würdigen weiß. Ich möchte Den sehn, der nur eine gewöhnliche Gymnasial=Bildung genossen und auf der Universität sein Brod=Studium gründlich getrieben, durchdacht und erfaßt hat, und Der doch im Stande wäre, alle Lehr=Objecte einer Real= oder Gewerbeschule absolut zu würdigen. Ja, ich behaupte oder bin vielmehr dessen gewiß, daß bis jetzt auch nicht einmal ein Lehrer, und von diesen auch bis jetzt noch nicht Einer auftreten und in allen Real=Objecten ein Abiturienten=Examen, wie es seyn sollte, auch nur zur Genüge bestehen kann.

Das kann wohl seyn, meinen Einige, aber wir wollten ja auch weniger das Was, als das Wie hören und sehen. Nun, wenn das ist, so kann man doch solch ein Examen nicht eine Schüler=Prüfung nennen, sondern es ist theilweise eine unvollkommene und sehr unsichere Lehrer=Prüfung und zum größten Theile nur eine demüthigende Plage der Lehrer. Ich glaube, da man die früheren Comedien abgeschafft hat, und abschaffen konnte, daß es jetzt so ziemlich doch an der Zeit wäre, diese comedien=ähnlichen öffentlichen Examina auch aus den Schulen zu verbannen

Auf dem Gymnasium in Hildesheim wurden dergleichen Examina nicht abgehalten, d. h. keine öffentliche Examina, dagegen wurden die Schüler und hiermit auch die Lehrer, alle Jahre einmal oder, mein Gedächtniß ist mir hier nicht treu, auch mehrmal zu ihrem wirklichen Nutzen und wahrhaft geprüft. Zu einer kurz vorher bestimmten und für manche Klasse, wie es mir wenigstens einigemal schien, auch unbewußten Zeit versam=

melten sich alle Lehrer des Gymnasiums, der Präfect und häufig auch der Fürst, als Patron der Schule, in einer Klasse. Der Hauptlehrer der Klasse mußte das ganze Pensum, so weit er es mit den Schülern durchgenommen hatte, angeben, und nun pflegte gewöhnlich zuerst der Fürst aus der ganzen durchgenommenen Masse ein beliebiges Kapitel auszuwählen, worüber der Lehrer seine Schüler strenge prüfen mußte, wobei auch die übrigen Lehrer theils die Fragen weiter verfolgen, oder auch dahin gehörige neue Fragen an die Schüler richten durften. Hierauf folgten die Bestimmungen des Präfectus, gewöhnlich schwieriger, weil er, wie es auch seyn mußte, mit dem Stande und Gange der Sache mehr vertraut war. Jetzt suchten die versammelten Lehrer den Prüfer wie die zu Prüfenden durch verschiedene Kreuz- und Querfragen in die Enge zu treiben. Bestand eine Klasse zur Zufriedenheit der Versammlung, so wurde ein allgemeines und herzliches Lob ausgesprochen, wo nicht, so wurde geschwiegen und nur die Schüler einzeln, oder in vorkommenden Fällen auch allgemein getadelt. Die Leistungen und Fähigkeiten des Lehrers wurden nach solcher strengen Klassenprüfung erwogen, geprüft und mit seinem früheren Wirken verglichen, menschenfreundlich ihm seine geringen Leistungen vorgestellt, liebevoll ihm Lehre und Winke gegeben, wie es auf ein andermal so und so besser gehen würde und müßte, und damit war die Sache, so viel ich erfahren habe, abgemacht. Wer sieht hier nicht ein, daß solch ein Examen in Gegenwart und unter Mitwirkung lauter Sachverständiger für die Schüler und noch mehr für die Lehrer ein kräftiger Sporn, und für Alle von segensreichem Nutzen

war

war und seyn mußte. Mir schien der Sinn des bekannten Liedes: „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht; und ist ein Freund gefallen, führt Liebe ihn zur Pflicht," hier ganz seine schöne Bedeutung und mächtige Wirkung gefunden zu haben.

Die Disciplin auf dem Josephinum war von der Beschaffenheit, daß es wirklich schwer ist, sie, einzelne Fälle abgerechnet, auch nur einigermaßen anzugeben. Die Lehrer bewegten sich in solcher, freilich großentheils angenommenen, aber nach und nach natürlich gewordenen imponirenden Würde, daß kein Schüler es wagte, während des Unterrichts auch nur das leiseste Wörtchen zu seinem benachbarten Mitschüler zu sprechen: ich erinnere mich nicht, so treu mir auch sonst mein Gedächtniß ist, in vollen sechs Jahren ein einziges Mal gehört zu haben, daß ein Lehrer das Plaudern verboten hätte. Die Schüler waren einmal an dieses rücksichtsvolle Benehmen gewöhnt, und Jeder würde sich selbst geschämt haben, wenn er sich hätte so weit vergessen können, in dieser Hinsicht getadelt oder auch nur ermahnt werden zu müssen. Prügel, wegen Vergehungen außer der Schule, gab es mitunter, aber in meiner Klasse doch selten. Hätte man sich nach dem Aeußeren oder nach dem Schilde des Instituts richten und danach schließen wollen, so würde sich der Stock als der Handhaber der Disciplin ausgewiesen haben. Hoch über dem Haupteingange des Gymnasiums stand vor Zeiten auf einer Eisenstange das Bild einer Taube, welche den heiligen Geist vorstellen sollte. Bei einem heftigen Sturme war die Taube weggeweht, nachher nicht wieder aufgestellt worden, und der Stock stehen geblieben. Unter diesem stand nun: „Ille vos

docebit omnia“ (dieser wird Euch Alles lehren — oder vielmehr beibringen). Wurden Züchtigungen für nöthig befunden, so wurden sie auch und zwar mit aller Strenge angewendet, jedoch mitunter nicht ohne gehässige und daher empörende Partheilichkeit. Hier in dieser Hinsicht ein Beispiel statt aller:

Es war im Winter, der Schnee hatte auf allen Straßen eine schöne Fahrbahn bereitet, Alles fuhr, was fahren konnte, auf Schlitten, von Pferden wie von Menschen gezogen. Einige Gymnasiasten aus verschiedenen Klassen, darunter auch ich, hatten sich zu einer Schlittenfahrt auf dem Domplatze versammelt. Wir fuhren uns eine Zeitlang. Einige junge Mädchen, wovon der Eine dieses, der Andere jenes kannte, sahen unserem Spiele und unserer freudigen Arbeit mit lüsternem Wohlgefallen zu. „Wenn Ihr bitten könnt,“ sagte Einer von uns, „so fahren wir Euch in vollem Galopp einmal auf dem Domplatze herum und, wenn Ihr's dann wünscht, auch nach Hause.“ Da hatten wir unserer Seits nicht lange zu unterhandeln und zu bitten, die Mädchen stiegen ein. Da mehr Mädchen waren, als ein Schlitten fassen konnte, so wurden mehre Schlitten herbeigeholt, aber auch noch mehre Mädchen, so daß bald eine kleine Reihe von Schlitten ihre Fahrten beginnen konnte. Wie es bei Jungen und Mädchen gewöhnlich der Fall ist, daß ihre Spiele sehr laut werden, so war es auch hier. Durch Gekicher, Lachen und Schreien wurden des Weges wandelnde oder benachbarte Menschen aufmerksam gemacht, und sahen unserem Spiele zu. Bald waren Einige von uns erkannt, und unsere Fahrten den Professoren verrathen, oder Einige von ihnen hatten sich

auch in unsere Nähe begeben, um sich von den erhaltenen Berichten durch den Augenschein zu überzeugen. Wir waren nun Alle oder doch fast Alle erkannt und des größten Verbrechens schuldig befunden. Am folgenden, einem freien Nachmittage mußten wir uns in den Klassen versammeln. Keiner konnte die Ursache dieser, im Winter ungewöhnlichen Versammlung begreifen. Endlich erschien unser Professor S., sprach Anfangs etwas Allgemeines über gutes und schlechtes Betragen, und kam so durch Umwege, wie es schien ganz kaltblütig, auf die gestrige Schlittenfahrt, suchte uns das schlechte, verabscheuungswürdige Betragen begreiflich zu machen und zu beweisen, daß nur eine harte Züchtigung der Wiederholung eines solchen Skandals vorbeugen könnte. P. war bemerkt worden und S. forderte ihn auf, seine Mitschuldigen aus dieser Klasse anzugeben. Dieses that P. nicht, sondern er sagte, es hätten überhaupt nur 10 Studenten an der Schlittenfahrt Theil genommen, und aus dieser Klasse nur 3; wäre er, der kleinere, bemerkt worden, so sähe er gar nicht ein, wie die beiden viel größeren, nämlich ich und W., hätten übersehn werden können? Der Herr Professor möge sie allein heraussuchen, er verriethe sie nicht; auch sähe er wirklich nicht ein, wie er und die Uebrigen sollten etwas Böses begangen haben. „Was, Bube!“ schrie S., „Mädchen auf Schlitten zu setzen und sie im Schnee umherzufahren, ist das nichts Böses, ist das nicht was Abscheuliches? Da kniee Er hin, ich werde Ihn für Seinen Muthwillen züchtigen!“ P. kniete hin, S. zog ein paar dicke lange, aus Besenreis zusammengebundene Ruthen unter seinem Jesuiterrocke hervor, und zerschlug auf eine wahrhaft

gräuliche Weise die Hände des armen Jungen. Ganz zu verdenken war diese überaus harte Züchtigung dem S. nicht, denn fast bei jedem Schlage schrie oder brüllte vielmehr P. dem Professor ein Schimpfwort: Flegel, Schlingel, Grobian, scheinheiliger Pfaffe u. dgl. m. zu. Endlich hatte sich S. theils müde geschlagen, theils müde geärgert, und die Execution war beendigt. „Wenn S.," sagte W. zu mir — denn wir Beide hatten auch freudig und recht fleißig und kräftig gezogen und geschoben, — „uns befiehlt, zu knieen, so thun wir das nicht, denn wir haben nichts Böses gethan, nichts verbrochen." Zum Glück erging an uns diese Aufforderung nicht, weil der Professor vielleicht von unserem Zugegenseyn nichts wußte, oder weil er unsere Widersetzlichkeit kannte und fürchtete, und aus diesem Grunde uns ungeschoren oder vielmehr ungestrichen ließ. P. konnte seine Hände eine geraume Zeit hindurch gar nicht gebrauchen: denn kaum war an beiden ein Fleckchen zu finden, das nicht zerhauen oder vielmehr zerrissen war. Auch in den übrigen Klassen wurde die harte Bestrafung für dieses unerhörte Verbrechen vollzogen.

Dieser Vorgang wurde den uns bekannten Mädchen in seiner Gräßlichkeit getreu wieder erzählt. Als einige Belohnung dafür wurde P. von ihnen als Märtyrer ihrer Freude sehr hoch geachtet, und sie schenkten ihm nach und nach, für seine tapfere, oder vielmehr trotzige Erduldung der harten Strafe, ihre Freundschaft und Liebe.

Gewannen aber die Herren Lehrer durch diese harte Bestrafung etwas, oder setzten sie dadurch fernerem Unfug ähnlicher Art eine durchaus absperrende Scheide-

wand entgegen? Nein! durchaus nicht! im Gegentheile, sie beförderten oder erregten theilweise erst das, was sie verhindern wollten. Wir kamen, Mädchen und Jungen, in einer Straße zusammen, unterhielten uns eine kurze Zeit, d. h. ein paar Stunden über Schlittenfahrt, Ruthenhiebe und andere gleichgiltige Dinge, und trennten uns unter dem Versprechen, morgen wieder ein paar Minuten in derselben Straße zu verplaudern. Keiner vergaß sein Versprechen; die Minuten wurden gar nicht lang, so sehr auch die Uhren dagegen protestirten. Nach vielen dergleichen Zusammenkünften kamen wir, da doch oft übeles Wetter, wenn auch nicht hinderlich, doch unangenehm und etwas störend war, überein, irgendwo in einer Stube uns zu versammeln und ein kleines Viertelstündchen zu verplaudern. Der Vorschlag wurde von der ganzen Versammlung einstimmig angenommen. Ueber das Wo? war nun noch zu berathen. Auch dieses war bald ausgemittelt und einstimmig festgestellt: in meiner Behausung — denn ich war damals nicht mehr auf dem Johannishause und bewohnte in einer abgelegenen Sackstraße in einem Hause, gerade am Ende derselben allein eine Stube — sollten die Zusammenkünfte stattfinden. Alle Abende aber? Dagegen mußte ich protestiren; aber alle Woche einmal? Nun ja! So versammelten wir uns alle Woche einmal bei mir und die übrigen Abende auf der Straße. Oft hat man doch, wenn man in Gesellschaft ist, eine lästige Langeweile; aber das kann ich versichern, — vielleicht wird man es so schon glauben, — daß Keiner von uns jemals Langeweile gehabt hat; aber der vollen Wahrheit gemäß kann ich auch die Versicherung geben, daß bei unseren Zusammenkünften auch

nicht einmal ein Wörtchen vorkam, was im Geringsten gegen Anstand und feine Sitten anstößig gewesen wäre: wir waren uns Alle gut, recht gut und damit Basta.

Einst war wieder in meiner Behausung dieselbe Versammlung. Mit den Jungen hatte ich verabredet, daß wir diesen Abend entscheiden wollten, welches Mädchen eines Jeden Favorit=Freundin oder vielmehr Liebchen seyn sollte. Das war nun eine schwere Aufgabe, alle Mädchen hatten uns lieb, und wir vice versa alle Mädchen lieb; doch so weit kamen wir überein, eins doch immer lieber als das andere. Wir leiteten in der Versammlung nach und nach das Gespräch auf dieses Kapitel, und die Mädchen waren bereit, sich unsere Wahl gefallen zu lassen, unter der Bedingung aber, daß wir dennoch Alle wie bisher zusammenhalten wollten. Auch sie wollten bei der Wahl thätig seyn und unpartheiisch bestimmen, wer zuerst, wer zuletzt wählen sollte. Zu diesem Ende wurden unsere Namen von einem Mädchen auf Zettel geschrieben, diese zusammengerollt und in einen Becher geworfen. Nun wurde festgestellt, daß der, dessen Name zuerst aus der Urne gehoben würde, auch zuerst wählen sollte, aber nicht unter allen, sondern nur unter drei Mädchen, welche die Auswahl wünschten. Mein Name wurde zuerst aus der Urne gezogen. Ich trat in die Mitte der Stube, forderte die Damen höflich und ritterlich auf, welche von ihnen sich meine Auswahl gefallen lassen wollten. Auf meine Aufforderung erhoben sich vier. Das war gegen die Bestimmung. Eine sollte sich setzen; sie blieben alle stehn. Nun mußte durch das Loos bestimmt werden, welche sich setzen sollte: ein liebes gutes Mädchen von funfzehn Jahren war die Un=

glückliche, denn unglücklich mußte sie sich fühlen, sie weinte; doch das Loos hatte es so gewollt, sie mußte sich setzen, und ich durfte sie nicht wählen. Ich würde sie ohnehin nicht gewählt haben, denn ich hatte meine Wahl schon vorher bestimmt. Drei Aepfel zeigte ich meinen Damen, zwei kleine und einen großen: welche den großen Apfel erhalten würde, sollte die Dame meines Herzens seyn. Meine Wahl fiel auf ein eben nicht schönes, aber munteres und gutes Mädchen, das schon einen weiten Schritt ins zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte. Allgemein fiel meine Wahl auf: „Daß R. die Kuh auswählen würde, hätte ich nicht gedacht," soll ein Mädchen gesagt haben. Endlich hatten Alle gewählt; der Vorletzte konnte nur unter Zweien wählen, und der Fünfte mußte nehmen, was übrig blieb. So war nun ein Jeder in dieser Beziehung versorgt. Früher waren wir, fünf Jungen und fünf Mädchen, freundschaftlich beisammen, jetzt fünf Pärchen; aber die Zusammenkünfte blieben dennoch dieselben.

Da diese Versammlungen immer regelmäßig gehalten wurden, so konnte es nicht fehlen, daß wir nach und nach bemerkt und aufmerksamer beobachtet wurden. Endlich gelangte die Kunde von unserem Bündnisse auch zu den Ohren unserer Professoren, und selbst wurde unser Verhältniß dem Präfectus, ganz wie es war, aufgedeckt. Eines Morgens, als ich über den Flur des Gymnasiums nach meiner Klasse gehen wollte, rief mich der Präfect, der oft vor dem Beginn der Lehrstunden hier auf und ab ging, zu sich und befahl mir, ihm nach seiner Zelle zu folgen. Ich folgte willig und ruhig; denn Unrechtes oder Böses hatte ich nicht auf meinem

Herzen, oder glaubte es doch nicht zu haben. Er erzählte mir, was er gehört hätte und fragte, ob alles dieses wahr sey. Ich gestand es ein, betheuerte jedoch zugleich, daß unter uns nichts Unrechtes oder Unsittliches vorgekommen wäre, sonst würde ich die Versammlungen in meiner Stube nicht geduldet haben. Die Wahrheit meiner Aussage wolle er nicht bezweifeln, fuhr er fort; er gäbe mir aber seinen ernsten väterlichen Rath, dergleichen gefährliche Gelegenheiten, welche doch leicht Böses veranlassen könnten, in Zukunft zu meiden. Schon damals sehr auffällig war mir seine fernere Aeußerung, daß ich doppelt strafbar wäre: denn das Mädchen, mit dem ich am meisten verkehre, sey eine Lutheranerin; er riethe mir daher, meiner Pflicht und unserer heiligen Religion eingedenk zu seyn, und das Verhältniß vorzüglich mit diesem Mädchen ganz aufzugeben. Ich mußte die Befolgung seiner Ermahnungen versprechen, welches aber gewiß unter sichtbarem Widerstreben geschah: denn ich wußte und fühlte recht gut, daß ich mein Versprechen nicht halten würde, auch nicht könnte. Die Versammlungen in meiner Behausung wurden zwar eingestellt, aber auf den Straßen, wie bisher, fortgesetzt. Ja, nach und nach gestaltete sich unser Verhältniß noch ganz anders, und verlor nicht wenig von seinem unschuldigen Charakter.

Meine Freunde durften ihre Mädchen in deren Behausungen, und zwar selbst unter den Augen ihrer Eltern besuchen. Dadurch ergab sich bald eine Vereinzelung: sahen wir uns auch Alle dann und wann des Abends auf den Straßen, so wurden doch diese Versammlungen immer sparsamer und sparsamer, und hörten

endlich gänzlich auf. Jeder besuchte nun, so lange es thunlich war, alle Abend sein Mädchen. Mir wurde auch hier die größte Schwierigkeit entgegengestellt. Es konnte nicht fehlen, daß die Nachbarn meines Mädchens mich bald bemerken und unser Verhältniß errathen mußten. Ihre Eltern wurden aufmerksam gemacht, und diese wollten wiederum mit einem Katholiken nichts zu thun haben. Die Liebe ist erfinderisch; unter hundert Ausflüchten wußte das Mädchen es zu veranstalten, daß wir uns dennoch alle Abend sahen, und war es auch nur auf wenige Augenblicke bei einem Eimer voll Wasser. Weiter und weiter wurde der Liebesfaden ausgesponnen und bei verschiedenen Drehungen und Windungen hier und da so verknotet, daß er schwer wieder zu entschürzen und gerade gemacht werden konnte. Kurz ich besuchte endlich das Mädchen spät am Abend, wenn die Eltern zu Bette gegangen waren, in seiner Behausung. Dieß geschah öfter, aber immer, wie früher, unter dem Schutze der Sittlichkeit: wurden auch hundert glühende Küsse gewechselt, so ging ich doch, trotz des Sturmes der Natur, nicht einmal eine Spannebreit weiter, da ist Gott mein Zeuge. Daß es unter dem weiblichen, überaus reich beschenkten Busen mehr noch stürmte, das empfand ich nur zu sehr; aber ich hatte mir fest gelobt, daß unser Umgang nur reine Liebe athmen sollte, und ich habe Wort gehalten.

Endlich wurden auch diese Besuche verrathen. Meine Auguste sollte mich gar nicht mehr sehn, und daher sechs Meilen von Hildesheim bei einer Verwandten untergebracht werden. Das war für uns Beide zu arg! „Was ist da zu thun?“ fragte ich. — „Das will ich

Dir sagen," entgegnete sie, „ich will entfliehn, bleibe Anfangs einige Stunden bei Dir, gehe dann auf kurze Zeit zu Deiner Mutter, und dann wollen wir sehn, was weiter zu thun ist." Mein Vater war vor einem Jahre gestorben, bei dessen Lebzeiten Auguste gewiß in der Behausung meiner Eltern kein Unterkommen gefunden haben würde. „Diesen Abend kurz vor zwölf," fuhr sie fort, „bist Du unter meinem Fenster, ich werfe Dir meine Betten zu, Du gehst damit zu Hause, und ich folge Dir bald mit meinen Kleidern und anderem Nöthigen nach." Zugestanden! Schon lange hatte der Nachtwächter „11 ist die Glock!" gerufen und sein Liedlein gesungen, als ich mich, nicht ohne Zagen und innere Vorwürfe, auf den Weg machte, nach der Eckem.... Straße ging, mich unter dem Fenster meines Mädchens aufstellte, und das Weitere erwartete. Nicht lange hatte ich gestanden, als aus der zweiten Etage ein leises Flüstern mein aufmerksames Ohr erreichte. „Bist Du da?" — „Ja!" antwortete ich, sah hinauf, und in demselben Augenblicke flog ein großes Bündel von Betten mir auf Gesicht und Schultern mit solcher, nicht erwarteter Gewalt, daß ich rücklings zu Boden stürzte und unter dem Bündel lag. Bald war ich wieder auf den Beinen, eilte mit meinem Bündel davon, und noch nicht eine Viertelstunde nach meiner Ankunft trat auch Auguste in meine Stube.

Diesen ganzen Act hatte reiner Leichtsinn geleitet, was wir Beide recht gut fühlten; daher war denn die Unterhaltung nach ihrer Ankunft sehr einsylbig. Sie machte ihr Bett in meiner Stube, ich ging eine Treppe höher in meine Kammer, und so erwarteten wir schlaf-

los den frühen Morgen. Ganz früh machten wir uns auf die Beine und gingen eine Meile weiter; ich empfahl das Mädchen meiner Mutter, bat, sie möchte es eine Zeitlang bei sich behalten, und eilte wieder zurück nach meiner Klasse.

Diese ganze Liebelei mit ihren Folgen hatte weiter nichts, als die unselige Bestrafung für eine, wenn auch jugendlich muthwillige, doch sonst ganz unschuldige Schlittenfahrt entzündet. Strafen sind gut, wenn sie, so zu sagen, den Nagel auf den Kopf treffen, häufig ist Nichtstrafen und nach Ermahnung Verzeihen noch besser; gut, sehr gut ist es, wenn der Lehrer Alles sieht und anmerkt; häufig aber noch besser, wenn er bei geringen Vergehen, die keine üble Folgen befürchten lassen, auch durch die Finger sehen kann.

Lange blieb dieses innigere und viel freiere Verhältniß nicht verborgen, endlich wurde es zu meiner und Augustens nicht geringen Beschämung, wie es war, allgemein bekannt. Auch meine Lehrer erfuhren es. Nur **S.**, kein anderer Lehrer mehr, machte mir einmal Vorwürfe, und suchte mich zu bewegen, das Verhältniß mit Augusten nach und nach rückgängig zu machen und endlich ganz aufzugeben, hauptsächlich noch deßhalb, weil sie lutherisch wäre. Da es aber beim Alten blieb, so versuchte später auch **S.** nicht mehr, mir zuzureden, und man that, als wenn man von der Sache nichts wüßte. Von Augusten werde ich später noch Einiges zu sagen haben.

Ich hatte überhaupt in der ganzen Zeit, welche ich auf dem Gymnasio zubrachte, eine große Freiheit, mehr, wie es mir jetzt scheint, als irgend Einer. Woher dieser Vorzug kam, weiß ich nicht ganz; das aber weiß ich,

daß es für mich viel besser gewesen wäre, wenn man mir diese Nachsicht nicht geschenkt hätte. So durfte ich unter anderen Freiheiten, auch während des Unterrichts, eine Prise Tabak nehmen, ohne daß es endlich Schülern und Lehrern mehr auffiel.

Zu der üblen Gewohnheit des Tabakschnupfens wurde ich zuerst von einem Arzte und endlich von meinem Vater selbst verleitet. Etwa 10 Jahre alt wollte ich, ein mit vielen Spielsachen für meine jüngeren Geschwister gefülltes Körbchen in der Hand, von dem Domplatze unter dem langen Fürstenbogen (einer überwölbten breiten Fortsetzung der Straße unter einem großen, dem Fürsten gehörigen Hause) durch und weiter hin nach Steuerwald zu den Meinigen gehn. In der Mitte dieses Bogens holten mich zwei Pferde ein, das Handpferd schlug hinten aus, und mich gerade ins Gesicht. Wohl eine Viertelstunde lag ich in Ohnmacht; endlich wurde ich wieder auf die Beine geholfen. Das Blut strömte aus Mund und Nase, ich kehrte um, rief wiederholt: „Leiwen Luie helpet meck!“ eilte, was ich konnte, um meinen Aufenthaltsort wieder zu erreichen, kam bald, aber ganz ermattet, zum großen Schrecken der lieben Leute, bei denen ich wohnte, an und wurde eilig zu Bette gebracht. Daß ich jetzt sterben müßte, schien mir sicher zu seyn; ich war aber ganz ruhig und tröstete mich damit, daß ich ja in den Himmel kommen würde, denn ich hatte an demselben Morgen gebeichtet, und mithin war meine Seele engelrein. Gott! wie wohl thun die Tröstungen der Religion einem Herzen, worin sie noch mit ihrer ganzen Macht in strahlender Heiligkeit unversehrt wohnt! Mit wie viel mehr Geduld und Hin-

gebung würde ich meine späteren Leiden ertragen haben! Vielleicht wären auch manche Trübseligkeiten nicht über mich gekommen. Unter liebevoller Pflege war ich in einigen Wochen wieder so weit hergestellt, daß ich nach Hause zu meiner Mutter gebracht werden konnte. Hier wurde ich, so weit es ging, mit mütterlicher Sorgfalt meiner vollen Genesung näher und näher geführt, und endlich ganz wieder hergestellt. Ein Uebel war mir aber zurückgeblieben: mein Geruch war nicht nur gänzlich verloren, sondern ich konnte auch durch die Nase nicht im geringsten athmen. Aus diesem Grunde sollte ich, da andere Mittel, ich weiß nicht welche, nicht helfen wollten, dann und wann eine Prise Tabak nehmen. Das schien zu helfen; ich konnte, wenn auch Anfangs nur schwach, einige pikante Gerüche, wie früher, unterscheiden; ich konnte, wenn auch nur mit Anstrengung, durch die Nase athmen. Da auf den Gebrauch des Tabaks — was ohne Anwendung desselben sich gewiß auch gezeigt haben würde, — sich nach und nach der volle Gebrauch der Nase wieder einstellte, so sollte ich immer dann und wann eine Prise nehmen, nahm endlich auch und zwar sehr oft eine Prise in den Klassen, und — nehme noch heut zu Tage so oft eine Prise, daß diese Leidenschaft mir eine Herrin geworden ist, welche ich von allen Leidenschaften, die auf meinem Leben lasten, weniger zu bekämpfen im Stande bin, als alle andere dergleichen Herren und Herrinnen zusammengenommen, mögen sie heißen wie sie wollen. Lästig wurde mir diese Leidenschaft wohl, ich wollte sie Anfangs bekämpfen; aber da die Bekämpfung mit vieler Ausdauer und Kraft nur zu einem erwünschten Ziele führen konnte, und noch

dazu die Entbehrung unangenehm war, und wenig zum Kampf aufforderte, so wurde wenig gekämpft und — ich schnupfte damals wie heute.

Auch noch eine Leidenschaft, aber viel besserer Art, brachte mir manches Unangenehme, was mir jedoch in seinem Gefolge kein weiteres Ungemach zuführte. Nichts war mir nämlich von früher Jugend an unangenehmer, als die eigenthümliche Empfindung, welche mir ein unreiner Körper verursachte. Hatte ich mich in einigen Wochen oder gar Monaten nicht über den ganzen Körper rein gewaschen, so quälte mich ein so eigenthümliches Jucken auf dem Ober- wie auf dem Unterleibe, daß ich damals nicht im Stande war, irgend einem Manne von Fach, von dessen Erfahrung und Kunst ich Linderung oder Abhülfe erwarten konnte oder hoffte, mein Gefühl oder meine Leiden auch nur einigermaßen deutlich mitzutheilen. Hatte ich meinen Körper rein gewaschen und, so weit es ging, abgerieben, so empfand ich von meinem Uebel nicht das Geringste. Was war da wohl natürlicher, als daß ich im Sommer jede Zeit benutzte, und jede Gelegenheit aufsuchte, um mich in reinem Fluß- oder Seewasser zu baden. Ich fühlte mich nach einem solchen Bade jedesmal so erfrischt, so gestärkt und durchaus so wohl, daß ich ein strenges Verbot meiner Herren Professoren, mich nicht zu baden, gar nicht beachtete, sondern ich badete mich immer, einzeln oder in Gesellschaft, gleichviel, weil ich wohl einsah und noch mehr empfand, daß hier Ungehorsam viel besser war, als eine strenge Befolgung dieses unnatürlichen Gebotes. Es lastete nämlich damals unter der pfäffischen Regierung des Josephinum auf dem Baden die härteste Strafe, nämlich die des Wegjagens.

Das Baden hat aber die Natur geboten, und wo die gebietet, da ist alles Widerstreben der Menschen eiteles und zweckloses Werk. Sie gebietet nichts Unnatürliches, denn das kann sie nicht, nichts gegen sich; also laßt doch der Natur ihren Lauf. Aber, da uns die Natur nicht allein die Befolgung ihrer Gebote tief ins Herz legte, sondern uns auch Vernunft schenkte, so rudert getrosten Muthes weiter, die Natur sey Euer Segel, Vernunft das Steuerruder und Compaß die Erfahrung.

Daß nicht allein ich, sondern auch viele, ja, die meisten anderen Gymnasiasten dieses Verbot übertraten, läßt sich leicht denken; in heißen Sommertagen gingen wir truppweise nach der Innerste, und an den freien Nachmittagen oft in solcher Masse, daß nicht selten zwei, ja, drei Badestellen kaum im Stande waren, uns aufzunehmen. Aber gerade an solchen Nachmittagen hatten unsere Professoren und Präceptoren Zeit, hier- und dorthin in freier Natur umherzuwandeln; und da war es denn eben nicht selten, daß sie beim Baden einen oder einige Schüler antrafen. Vernünftige Lehrer gaben an Ort und Stelle Vorwürfe und Ermahnungen mancherlei Art, und wußten dann weiterhin ihre Entdeckungen weise zu verschweigen; andere aber und hauptsächlich die älteren plauderten Alles aus, was und wen sie gesehen hatten. Wurden dann solche, auf der That ertappte Schüler auch nicht immer weggejagt, so mußten sie doch harte Strafen erdulden. Noch eines anderen hämischen, aber sicheren Mittels schämten sich die Professoren nicht, sich häufig zu bedienen. Sie schickten nämlich einige Schüler, denen sie ihr ganzes Vertrauen schenkten, nach der Innerste, um auszuwittern, ob und welche

Schüler sich gebadet hätten. Diesem Treiben, nachdem es erkannt war, wußten wir kräftig zu begegnen, und zwar dadurch, daß wir Alle mit Luchsaugen die in dieser Beziehung Verdächtigen beobachteten. Ein paarmal überraschten wir solche Subjecte beim Baden selber und entdeckten in Masse ihre Uebertretung des Gebotes den Professoren. Nicht selten nahmen wir uns auch die Freiheit und bestraften gelegentlich solche Angeber mit eigenen Händen und zwar einigemal mit großer Härte. Solche Strafen wurden auf zweierlei Weise ausgeführt: entweder übernahm ein starker gewandter Schüler die Bestrafung an abgelegenen Orten ganz allein, oder die Strafe wurde in Beiseyn einer großen Anzahl von Schülern ausgeübt. Im ersten Falle wurde die That hartnäckig geleugnet; im zweiten wußte der Bestrafte selten oder wohl nie, wer der Anstifter seiner üblen Behandlung gewesen war: denn er erhielt von allen Seiten Faustschläge, Stockprügel, wurde von Einem auf den Anderen geschleudert und gestoßen, bis er sich nicht mehr wehrte und ermattet zu Boden fiel.

Wir auf dem Johannishause wußten die Sache, wenn uns ein schwüler Abend zum Baden aufforderte, besser zu machen. War unser Aufseher, seiner Gewohnheit gemäß, davongegangen, so machten wir uns, sobald die Dämmerung nicht so leicht vermummte Gestalten erkennen ließ, die zum Baden nöthigen Anstalten, d. h. wir zogen uns in unserer Behausung bis aufs Hemde aus und gingen, in unseren blauen Mantel dicht eingewickelt, mit auch ohne Vorwissen der Haushälterin, der benachbarten Innerste zu. Nur eine Stelle der Innerste in unserer Nachbarschaft war geeignet, alle Badenden,

Schwim-

Schwimmer und Nichtschwimmer aufzunehmen. K., ein ausgezeichneter Schwimmer, Sohn eines Halloren, hatte alle Tiefen und Untiefen genau untersucht, und diente uns bei unserem abendlichen Baden als kundiger treuer Rathgeber und, wo es Noth that, auch als kräftiger Helfer und Retter. Als Retter hat er sich nur ein einziges Mal und glücklich bewährt. Hatten wir uns nach Herzenslust in dem Wasser tüchtig herumgetummelt, so wurde ein Zeichen zum Aussteigen gegeben; Jeder war folgsam, wir zogen schnell unser Hemde an, warfen den Mantel um und gingen, als wenn nichts geschehen oder vielmehr verbrochen sey, nach unserer Behausung. Zu Hause angekommen ging Jeder in seine Zelle, schlief gut, und war gestärkter und gesunder, als wenn er dieses abscheuliche Verbrechen nicht begangen hätte. Auch nicht ein einziges Mal, so genau wurden Zeit, Umstände und Umgebung berücksichtigt und ausgespäht, ist von unserem Baden das Geringste bemerkt oder ausgesagt worden.

Ich will mich hier mit der Untersuchung nicht viel befassen, warum die Professoren oder vielmehr die Jesuiten ein solches Gesetz oder Verbot ergehen ließen, daß sich nämlich keiner ihrer Zöglinge oder der angehenden Jesuiten baden sollte; jedenfalls war das Verbot ein solches, welches gegen die Natur streitet, und ein solches, wovon der Gesetzgeber gleich bei der Bekanntmachung wissen oder doch vermuthen konnte und mußte, daß es oft und gern übertreten werden würde. War es vielleicht die nothwendige Nacktheit beim Baden, daß es mit so harten Strafen belastet war? Wahrscheinlich doch der einzige Grund! Oder waren die Jesuiten, weil

man doch, wenn man sich nicht in Acht nimmt, beim Baden leicht ertrinken kann, so sehr um unser Leben besorgt, daß sie uns das gefährliche Baden untersagten? Nein! nein! nur die Nacktheit war es, nackt sollten wir nicht seyn! Immer eingehüllt und vermummt sollte der Körper seyn, thätig zwar, aber vermummt auch die Seele. Daher gingen wir denn nicht allein in einen blauen Mantel eingehüllt nach der Schule, sondern wir durften selbst in der Klasse während des Unterrichts unsere Mäntel nicht ablegen. Grund, einen Mantel zu tragen, konnte doch nur die Kälte und allenfalls ein Regenwetter seyn; aber wir mußten bei großer Sonnenhitze sowohl, wie in der stets warmen Stube unseren Mantel umbehalten, also beständig vermummt seyn. Sollte vielleicht der Mantel als Abzeichen andeuten, daß wir josephinische Studenten seyen; so hätte sich doch wohl ein anderes und besseres Unterscheidungsmerkmal aufstellen lassen, als es der, zu manchen Zeiten sehr lästige Mantel war; in den Klassen, wo uns doch unsere Lehrer kannten, fiel jener Grund des Manteltragens natürlich weg. Nun suche, wer da suchen kann, nach einem Grunde! Ja! ja! wir sollten fortwährend vermummt seyn, damit Keiner die Handlungen des Körpers sehen konnte, und so sollten wir uns doch wahrscheinlich auch einen anderen Mantel für die Seele aneignen, um die Offenherzigkeit leicht zu bedecken. Auf den Straßen immer einen Mantel tragen, nun, das hätte man sich gefallen lassen können; aber auch in der Schule! nein! das war zu arg! Hätten die Professoren gewußt, was oft unter dem Mantel vorging, sie hätten sich gewiß veranlaßt gesehn, den verderblichen Gebrauch des Man-

teltragens abzuschaffen. Die Verhüllung in der Klasse war, ich weiß es aus Erfahrung, eine wahre körperliche und geistige Pest! Ob heut zu Tage noch auf dem Josephinum die Schüler Mäntel tragen müssen, danach mich zu erkundigen, habe ich vergessen; ich sollte aber denken, daß jetzt eine solche Mummerei noch weniger mit dem viel mehr vorgerückten Schulunterrichte stimmen würde.

Lehrstunden hatten wir auf dem Gymnasio 32. Des Morgens um halb 8 Uhr mußten wir uns in der Jesuiter-Kirche versammeln, um die Messe zu hören. War auch diese religiöse Handlung, besonders für die drei unteren Klassen, denn die Schüler derselben mußten mitten durch die ganze Länge der Kirche, die unterste voran, die dritte Klasse hinten, während der ganzen kirchlichen Handlung auf den Steinen knieen, nicht wenig lästig, so war sie doch gewiß in der Ordnung und trug, wie mir scheint, zu der musterhaften Ruhe in den Klassen gewiß auch das Ihrige bei. Die beiden folgenden Klassen hatten ihren Platz auf dem Chor und sie durften während der längsten Zeit stehen; die obersten Klassen nahmen wieder unten in der Kirche auf den Seitenbänken ihren Platz. Ging die feierliche Handlung still vorbei, so hatten wir in der Regel Langeweile; wurden aber sinnvolle hübsche Lieder gesungen, so war Alles in feierlicher Stimmung und wir hätten dann oft gern die Messe noch einmal so lang gewünscht. Gehaltvolle Lieder enthielt das neue Gesangbuch viele, und stimmten diese auch nicht immer mit unserer oder der Meisten Denkungsart ganz überein, so sangen wir sie doch gern; war der Inhalt aber, auch noch so gehaltvoll

und noch so schön zusammengestellt, vorzüglich den Heiligen gewidmet, so sangen die Hauptkehlen gewöhnlich nicht mit, oder es wurden oft einige Albernheiten und Zoten eingelegt. Der Inhalt des neuen Gesangbuches hatte in der That große Vorzüge vor dem alten. Ich würde zum Vergleiche hier einige Lieder niederschreiben, wenn sie nicht nach und nach in 34 Jahren aus meinem Gedächtnisse verlöscht wären. Nur einige Bruchstücke: Aus dem neuen Gesangbuche: „Alles was du offenbarest, Gott, das glaub' ich als ein Christ, weil du, wie du ewig warest, selbst, o Herr! die Wahrheit bist. Deine Weisheit kann nicht fehlen, die allwissend Alles sieht, vor dir kann sich nichts verhehlen, ew'ger Gott, dem nichts entflieht." Ferner: „Schöpfer, du regierst die Erde, die du hast durchs Wort gemacht. Mich auch schufst du, und ich werde nach dem Tod' vor dir gebracht. Schöpfer, Gott! wenn ich dich liebte, werd' ich ewig selig seyn; wenn ich aber Böses übte, so verdammst du mich zur Pein." Diese und ähnliche Lieder sangen wir aus voller Kehle und vollem Herzen. Aus dem alten Gesangbuche: „In dulci jubilo nun singet und seyd froh! unsre Herzenswonne liegt in praesepio und leuchtet als die Sonne matris in gremio. Oh! Oh! Oh! Froh! Froh! Froh! Benedicamus domino." Was soll nun ein Bauer sich dabei denken! Aber dennoch schrieen sie dergleichen Lieder aus vollem Halse und gingen erbaut aus der Kirche nach Hause.

So einleuchtend besser auch das neue Gesangbuch war, so widersetzten sich dennoch die Bauern hartnäckig seiner Einführung. Einige Dörfer hatten nachgegeben; andere beharrten in ihrem Widerstande. Die Einwoh-

ner des großen und reichen Dorfes Borsum widerstanden am längsten. Zu wiederholten Malen wurden von Hildesheim aus Emissäre dahin beordert, um mit den Leuten wegen der Einführung des besseren Gesangbuches zu unterhandeln; aber alles vergebens! die Bauern wollten mit ihrem alten Gesangbuche leben und sterben. Endlich wurde der Präfect des Gymnasium Josephinum, Lüsken, ein allgemein hochgeehrter Mann, von höchst würdevoller Haltung, nach diesem Orte gesendet. Er brachte die Bauern so weit, daß sie sich willig zeigten, in die Kirche zu gehn und unter seiner Leitung einige Lieder aus dem neuen Gesangbuche anzuhören. Von den Haupträdelsführern, und deren waren viele, fehlte in der Kirche auch nicht einer. Unglücklicher Weise begann Lüsken seinen Probegesang mit einem recht hübschen Liede: „Weg mit Jesu! er soll sterben!“ ꝛc. — „I, den Kerl soll ja der Teufel holen!“ schreien Alle wie aus einer Kehle und dringen vorwärts. — „Habt doch Geduld, lieben Leute! hört doch weiter!“ Da hilft alles Zusprechen nichts, die Bauern stürmen auf den würdigen Mann ein. Er erkennt noch frühzeitig genug seine Gefahr, eilt aus der Kirche, die Bauern hinterdrein, er erreicht die Gärten, springt oder klettert in ängstlicher Eil über Zaun und Mauer und entflieht glücklich den wüthenden Bauern und ihren Mißhandlungen. Der Anfang dieses Liedes ist folgender: „Weg mit Jesu! er soll sterben! schreiet die erboste Schaar; Barnabas soll Huld erwerben! der des Todes schuldig war. O! so soll der Mörder leben und der Arzt zum Tode gehn! wird die Unschuld hingegeben und das Laster auserschn!“

Nach der Messe gingen wir in unsere Klassen. Um 12 Uhr Mittags war der Unterricht beendigt. Wir gingen nach Hause, stärkten uns zu fernerem Unterrichte und waren um 2 Uhr wieder in der Schule. Um 4 Uhr war der Nachmittags-Unterricht wiederum beendigt. Nur eine kurze Zeit war uns vergönnt, das Vesperbrod einzunehmen; hierauf mußten wir abermals zwei oder eine und eine halbe Stunde unter Aufsicht arbeiten, welche Zeit des Arbeitens **Silentium** genannt wurde. Der Name für diese Arbeitsstunden war ein ganz richtig gewählter, denn das Schweigen auch in diesen Stunden war wie eine althergebrachte Sitte: auch hier habe ich niemals gehört, daß ein Aufseher, **Praeceptor** genannt, das Plaudern verboten hätte. Wie ganz anders ist das jetzt in unseren Schulen, ich meine auf unseren Gymnasien und anderen Lehranstalten. Wie mancher Lehrer, besonders ein neu hinzugekommener, hat die meiste Zeit seiner Lehrstunden mit Ermahnungen zur Ruhe, oder mit Bestrafungen der lästigen Plaudereien hinzubringen. Tritt ein Lehrer nicht mit voller Autorität auf, und besitzt er nicht Kenntnisse in seinem Gegenstande genug und Gewandtheit, ihn seinen Schülern vorzutragen und zu ihrem Eigenthume zu machen; so wird er nie völlige Ruhe in seinen Stunden haben, und nie das leisten können, was sein guter Wille vielleicht ernstlich beabsichtigte und wohin er mit aller Kraft strebte. Ausgezeichnete Lehrer sind übrigens sehr selten; wie denn überhaupt ausgezeichnete Menschen überall selten sind, überall, vom Zepter bis zum Bettelstabe. In der That ist aber auch nicht zu leugnen, daß viele Lehrer besser gethan hätten, ein Geschäft zu ergreifen, wo sie regiert

würden, statt ihres jetzigen, wo sie regieren müssen. Ueberall die Augen haben, Strenge und Milde ausüben, wo es Noth thut, nirgend und niemals Partheilichkeit merken lassen, sey dieses nun, wie denn das leider! oft geschieht, zu seinem pecuniären Nutzen, oder treibe ihn ein inneres Gefühl dahin; ferner immer für seinen Beruf thätig zu seyn, nie merken lassen, daß andere Geschäfte, vulgo Allotria genannt, ihn von seinem Amte abhalten, sich nie gehen lassen, immer Lust und Kraft zeigen: dieses alles und noch mehr können, beobachten, thun ist nicht Jedermanns Sache! Kommt zu diesen Erfordernissen nun noch ein gewisses natürliches Etwas, das Respect einflößt, ohne daß der Gehorchende einmal weiß warum? so wird es keine Noth haben, der Lehrer hat Ruhe in seinen Stunden und sein Wirken wird segensreich seyn.

Alle diese nöthigen Eigenschaften sollten Männer vorher, ehe sie in den Schulstaub treten, wohl bedenken, und fühlen sie sich kräftig, fest und gewandt genug, ihren Posten ganz auszufüllen, dann erst sollten sie den Katheder besteigen. Aber wird Jemand, den nicht etwa die Noth dazu treibt, nach richtiger Erkenntniß dieser Eigenschaften und in vollem Bewußtseyn ihres Besitzes, wird ein solcher das Lehrfach ergreifen? zumal wenn er die Trübseligkeiten erkannt hat, welche noch immer centnerschwer auf dem Lehrerstande lasten? wird ein solcher, besonders wenn er vorher schon weiß, daß viel Besseres zu ergreifen ist, wird der noch Lehrer werden? Schwerlich, wenn nicht ein innerer Trieb ihn dahin zwingt. Es ist schwer, sage ich noch einmal, sehr schwer, Lehrer zu seyn, wenn er nach strengem Gewissen Alles leisten

will, was man von ihm fordern kann. Es gilt hier wie überall: die Zeit eines Mannes gehört seinem Fache, und nur seinem Fache; alle Zeit, welche auf Sachen verwendet wird, die nicht unmitttelbar oder doch mittelbar zu seinem Fache gehören, ist Verschwendung oder vielmehr gar Betrug: heißen diese Sachen Schriften, auch die gelehrtesten und die interessantesten nicht ausgenommen (selbst diese nicht, welche die freundlichen Leser jetzt vor sich haben), heißen sie Privatstunden, oder mögen sie Namen haben wie sie wollen, um diejenige Zeit, welche der Lehrer auf ihre Abwickelung anwendet, betrügt er seinen Posten. Ein berühmter Lehrer sagte einmal dem Schreiber dieses: „Alle Deine Zeit gehört der Schule! Schlafen, Essen und das nöthige Ergehen kostet auch seine Zeit, nur diese Zeit gehört Dir, die übrige Deinem Berufe!“ Es fällt mir durchaus nicht, auch nicht einen Augenblick ein, daß dieser Lehrer Unrecht hatte; aber thut Jemand so strenge und gewissenhaft seine Pflicht? hat das schon Jemand gethan? hat schon Jemand gelebt, der nicht hätte mehr thun können, als er wirklich that? Ja, wenn überall so gewissenhaft die Zeit verwendet würde, wie viele Hände, geleitet von gesunden Köpfen, würden den Schreibtischen entzogen und den Gewerben, die doch nun einmal unsere Hauptstützen sind, zugewendet werden können! Man sage hier nicht, daß die Gewerbe schon überfüllt seyen; ich würde antworten: noch lange nicht! noch nicht zur Hälfte sind Hände genug dabei beschäftigt. Wäre es mir vergönnt, hier eine genaue Uebersicht dessen, was von Fabrikaten verbraucht wird, aufzustellen, meine Gegner in dieser Hinsicht wür-

den erstaunen, wenn sie sähen, wie wenig hier verfertigt wird und wie viel mehr uns das Ausland liefert. Aber warum weiß man das nicht? Ist hier die Verschwiegenheit eben so nothwendig, wie die Diplomatik sie in ihrem Bereiche tyrannisch fordert? Oder gehört diese Verschwiegenheit, als ein Reis zu der tyrannischen Ruthe, welche die Menschheit sich zu ihrer eigenen Züchtigung gebunden hat und hat binden müssen? Warum sagt der Staat seinen, über Gewerbefreiheit murrenden Bürgern nicht: seht her, so steht's!? Einen allgemeinen Ueberblick könnt Ihr Euch verschaffen: geht durch die Straßen, seht nur in den Läden Einiger die Fabrikate genau an, und Ihr werdet finden, daß noch nicht die Hälfte davon uns das Vaterland bereitet, das übrige liefert unserer Bequemlichkeit das betriebsame Ausland. Ganz wahr! werdet Ihr vielleicht sagen; aber warum verbietet der Staat den Eingang solcher Fabrikate nicht, oder, wenn er ihn nicht verbieten will, warum belastet er diese Fabrikate nicht mit einem so hohen Eingangszoll, daß sie mit unseren Fabrikaten nicht concurriren können? Aber welche Forderung! Habt Ihr denn noch nicht gesehn, daß der Staat noch mehr Unterthanen hat, als Fabrikanten? Verlangt Ihr, daß der Staat Eurer Bequemlichkeit fröhnen und dadurch für die anderen Unterthanen ein Straf-Institut werden soll? Was für Waaren würdet Ihr uns liefern und zu welchen Preisen! Unter der Vormundschaft des Staates müßt Ihr heran an die Arbeit, Ihr müßt sinnen und trachten, Euren Fabrikaten eine Güte, ein Ansehn zu geben, daß sie sich mit den ausländischen in Reihe und Glied stel-

len können, und nach und nach werdet Ihr gezwungen, Arbeiten zu liefern, welche vielleicht, theilweise auch gewiß die ausländischen Waaren übertreffen werden. Und seyd Ihr nun allmählig mit der Arbeit vertraut geworden, habt Ihr mit der Zeit gelernt und Euch daran gewöhnt, sicher und mit der größten Gewissenhaftigkeit zu arbeiten, und nie eher ein Werk zum Verkauf aus der Hand legen, bis Ihr ihm die größtmöglichste Vollkommenheit gegeben habt; wenn Ihr so unter der väterlichen, zwar strengen, aber dennoch liebevollen Leitung des Staates in Zug und Trapp genöthigt seyd, werdet Ihr da das Ausland noch zu fürchten haben?

Aber es ist auch gar nichts mehr an der Arbeit zu verdienen! sagt Ihr. Sollte das wirklich wahr seyn? Oder meint Ihr in der That, daß das Jemand glaubt? Denn wäre Eure Aussage Wahrheit, so müßten die Väter große Schätze hinterlassen haben, da so viele ihrer klagenden Söhne in Ueppigkeit, in Hülle und Fülle der Tafel und dem Glase zusprechen können. Ihr verdient allerdings noch und zwar recht ansehnlich, vielleicht aber an schlechten Waaren nicht so viel, wie Eure Väter. Ihr wollt an schnell angefertigten Fabrikaten viel verdienen, Ihr verwünscht die Gewerbefreiheit, weil sie Euch zwingt, bessere und wohlfeilere Waare zu halten, und Euch die Befugniß benimmt, für Eure Waaren nach Gutdünken den Preis festzustellen. Allerdings steht Ihr Fabrikanten jetzt schlechter. Wenn dieses nun auch in der That wahr ist, so müßt Ihr doch wohl bedenken, daß viel mehr Menschen dabei besser stehn: Ihr wollt, der Staat soll Einen, d. h. von Euch, übermäßig

begünstigen, und Tausend, die nicht zu Euch gehören, sollen dafür darben. Ist das nicht eine selbstsüchtige, eine höchst ungerechte Forderung!? Die glücklichsten Zeiten sind also für Euch vorüber, und sie werden auch, so Gott will, wenigstens in diesem Jahrhundert, noch nicht zurückkehren. Aber, ich überlasse es Eurem Rechtsgefühle zur Entscheidung: wenn ein Fabrikant, ein Handwerker, ein Färber oder sonst irgend ein Bürger in einem Jahre 5, 10, 20, ja, 30,000 Thaler verdiente, das heißt, zurücklegte, — denn der Bürger hat nur das verdient, was ihm am Ende des Jahres von der gesammten Einnahme übrig bleibt, — hatte er wirklich wohl so viel verdient, wie er verdient hat? Wer brachte ihm diesen übermäßigen Gewinn? Doch großentheils der Unbemittelte! Nun ist wohl nichts klarer, als das: wenn in einer kleinen oder großen oder sehr großen Gesellschaft auf der einen Seite viel gewonnen wird, auf der anderen Seite doch eben so viel Verlust seyn muß. Wollt Ihr also auch jetzt noch übermäßig gewinnen, so verlangt Ihr doch sicherlich, daß Andere übermäßig verlieren sollen! Und, nehmt mir's nicht übel, solch ein Wunsch macht Euch eben keine große Ehre! Der erwähnte große Verdienst mag vielleicht übertrieben seyn; ich stütze mich bei dieser Angabe, unter vielen anderen, vorzüglich auf die Aussage eines würdigen, hier in Berlin vor vier Jahren verstorbenen Mannes, welcher mir, in Folge eines Gesprächs über Sonst und Jetzt, die Versicherung gab: daß er jetzt nicht so viele Hunderte, wie sonst Tausende zurücklegen könnte, daß er sonst zehn und mehre Tausende verdient, und in dem,

allerdings für ihn, glücklichsten Jahre selbst Sechs und Dreißig Tausend Thaler erübrigt hätte!

Weiter: mit dem Auslande, meint Ihr, würdet Ihr wohl noch concurriren können; das Abscheulichste bei der Gewerbefreiheit sey, daß Jeder, ohne zünftig zu seyn, sich ein Patent lösen, und nun wie ein zünftiger Meister sich hinsetzen und arbeiten dürfte, was er gelernt hätte. Aber seht Ihr nicht gleich ein, daß nur Eure Selbstsucht Euch diesen Vorwurf gegen den Staat vorbuchstabirt? Wollt Ihr hier nicht wieder, Einer soll begünstigt werden, und Tausend oder doch gewiß Hundert sollen darunter leiden? Die Patenter sind eine wahre Wohlthat für das große Ganze: sie sind genöthigt, die Waaren besser und wohlfeiler zu machen, sie sind genöthigt, mit aller Einsicht und Thätigkeit zu arbeiten, um ehrlich durch die Welt zu kommen, und, was noch mehr ist, sie bringen Euch in Trapp und zwingen Euch aus Eurem bequemen Schlendrian oder vielmehr Schlendergang zur Thätigkeit und zu einsichtsvoller Arbeit. Macht Eure Arbeiten besser als die Patenter! Der Käufer kümmert sich nicht darum, wer die Arbeit gemacht hat, er kauft sie, wenn sie gut und preiswürdig ist, gleichviel, ob sie ein zünftiger Meister verfertigt hat oder ein Patenter. „O vor das Bessermachen ist uns gar nicht bange," sagt Ihr, „nie wird ein Patenter so gute Arbeiten liefern, als ein zünftiger Meister!" Nun seht einmal, wie einseitig, wie selbstsüchtig Ihr wieder seyd! Und wären solche großsprecherischen Behauptungen ganz richtig, was brauchtet Ihr die Patenter zu fürchten? wie könntet Ihr Euch bewogen finden, so oft

und bei jeder Gelegenheit fast, das Wort Patenter auszusprechen; und wären diese Behauptungen richtig, wo wären dann schon lange alle Patenter! Nein! nein! gebt's nur zu, Ihr fürchtet die Patenter! und wir, doch nicht aus Schadenfreude und Mißgunst, wir freuen uns darüber, weil wir uns wohl dabei fühlen. Freilich hat fast jedes Ding seine gute und böse Seite, und so mag auch das Treiben der Patenter manchen harten Tadel sich zugezogen und mit Recht verdient haben. Ich gebe recht gern zu, daß hier Leichtsinn, dort übertriebene Hoffnung oder was sonst für eine Ursache manchen Patenter an den Bettelstab gebracht, und Anderen große Verluste zugezogen hat; aber sollten nicht dieselben Ursachen bei zünftigen Meistern, wie bei Kaufleuten, innerhalb und außerhalb der Corporation, schon dieselben Wirkungen gehabt haben? Laßt nur immerhin den Staat sorgen, er meint es gut mit Allen! Wendet Ihr Eurerseits Eure Zeit mit Eifer und Einsicht gewissenhaft an, und es wird Euch wohlgehen. Daß übrigens der Staat immer und überall das Allerbeste thun solle und mithin gar nicht fehlen könne, welcher an Geist gesunde Mensch wird das erwarten? Sind doch die Lenker des Staates gerade solche Menschen wie wir, und wer von uns könnte so vermessen seyn, zu behaupten, daß er noch nie gefehlt hätte, daß Alles, was er gethan hat, durchaus nicht besser hätte gemacht werden können, daß sein ganzes Thun und Treiben durchaus ein vollkommenes gewesen sey!? Ja! bedenkt einmal, schon Päpste selbst, wiewohl natürlich äußerst selten, haben doch schon Pudel gemacht! Je weniger Fehler, desto besser! Wir

wollen dem Staate gehorchen und willig folgen, wenn er uns auch nicht immer sagt, warum er so handelt und nicht anders; wir wollen unsere Zeit gewissenhaft benutzen nach bestem Können und Wissen, und wir dürfen dann der Hoffnung Raum geben, daß es mit uns gut gehen werde.

Ich hielte mich für überzeugt, sagte ich, daß Jeder mehr thun könne, als er wirklich thut, und ich hielte es ganz der Billigkeit gemäß, daß Jedermann seinem Posten, der ihn ernährt, auch die Anwendung seiner ganzen Zeit schuldig wäre, und dann würden viele Hände den Schreibtischen entzogen und den Gewerben zugewendet werden können. Daß meine Behauptungen viele Gegenrede finden werden, bin ich gewiß, ich könnte selbst Vieles dagegen einwenden; aber es war nun einmal so ein Drängen in Kopf und Hand, ich mußte, gern oder ungern, davon sprechen. Denn welcher Mißmuth, welches Unglück, welche Trübseligkeit würde daraus hervorgehn, wenn alle Officianten alle ihre Zeit ihrem Geschäfte weihen sollten; welche Ungerechtigkeit auf der anderen Seite würde eine solche Forderung mit sich führen, wenn z. B. die meisten Lehrer nicht Zeit übrig behalten sollten, um ihr Leben, doch ohne zu großen Kummer, bis zu einer besseren Zeit hinzufüttern? Mit den ersten, d. h. vorzüglich mit den meisten schreibenden Officianten hätte es eben keine Noth; denn die meisten haben so viel, daß sie, wenn sie nicht Verschwender sind und nicht mit Fabrikanten und vielen anderen Bürgern, — nun, wer's hat, der mag's ja thun, wir wünschen's ihm von ganzem Herzen, — besonders bei den vielen

Gastereien, auf gleichem Fuße leben wollen, für sich selbst und allenfalls auch für eine kleine Familie, wenn auch nur so eben genug haben; das wäre hier in der That nicht der größte Kummer: aber! aber was würden die vielen Gastwirthe sagen! ja, selbst der Staat würde verlieren, weil er von vielen tausend Kartenspielen den Stempel nicht eingezogen hätte; und wenn diese Einnahme fehlte, so könnte doch unmöglich das glückliche Verhältniß: Einnahme — Ausgabe = 0 ganz richtig seyn.

Mit den Lehrern aber, — ich spreche weder hier noch dort von Diätarien, — ist das ein ganz anderes Ding, besonders mit den meisten Lehrern in großen Städten. Was ist das für ein Gehalt 300, 200, ja, man denke sich, selbst 150 Thaler! Kann ein Mann, wenn er doch einigermaßen anständig wohnen, einigermaßen anständig gekleidet seyn will, und Beides muß er, kann ein Mann mit solch einem Gehalte, wenn er sein Amt nicht betrügen will, seinem Stande gemäß durch die Welt kommen? Nein! sage ich, nein! Was thut er nun oder was muß er thun? Er giebt Privatstunden, Nachhülfestunden und wie dergleichen Stunden weiter heißen, jede für $7\frac{1}{2}$, 10, 15, 20, 30 Sgr., und täglich 5, 4, 3, 2, auch 1 Stunden; so seht Ihr wohl ein, daß Euer Gehalt gegen seine übrige Einnahme beinahe verschwindet. Seht Ihr aber das ein, so müßt Ihr auch einsehen, daß er sein Gehalt nur als eine gute Nebeneinnahme betrachtet, oder, wenn er noch jung und rüstig ist und er sich fühlt, so nimmt er seinen Posten als ein nicht zu verachtendes Interimisticum an, und giebt dabei Privatstunden, so viel er erhalten kann. Wie kann

doch einem Manne, der vorher ein gar nicht leichtes Examen zu bestehen hat, so ein schimpfliches Honorar auch nur angeboten werden?

Wenn die Lehrer so wenig Salar erhalten, so sind sie auch nicht viel werth! Warum? Nun deßhalb, weil man ihnen so wenig giebt: „denn der Mensch ist so viel werth, wie er hat!“ Trübseliger und doch wahrer oder doch fast allgemein als wahr angenommener Spruch! — Ich muß mit diesem Kapitel aufhören, sonst müßte ich auch Staaten und Städte mit in dieses Gerede ziehn, und die lassen sich nicht gern etwas sagen. Welch ein Unterschied ist in der Besoldung zwischen einem ausgezeichneten Lehrer und einem berühmten Schauspieler!

Unsere Lehrer auf dem Gymnasium, das muß ich ihnen zum Ruhme nachsagen, übertrafen die jetzigen Lehrer bei weitem an Würde und daher auch an Autorität. Sie wurden deßhalb auch nicht allein von den Schülern, sondern auch, vorzüglich von den Katholiken, fast allgemein verehrt. Schwankte ein Professor bei Ausübung seiner Autorität, so wurde das Uebel bald allgemein bekannt, und sämmtliche Collegen bemühten sich aus allen Kräften, die verlorne oder geschwächte Autorität ihrem Amtsbruder wieder zu verschaffen oder zu stärken. Daß, was ich dort nie, hier oft gehört habe, sich Collegen, anstatt freundlich zu rathen, im Gegentheile sich anfeinden sollen, wäre ein Krebsschaden für die Schulen, der leicht mehr und mehr um sich greifen, die amtliche Thätigkeit lähmen und das Leben verbittern könnte. Wie soll das auch anders seyn? Jeder lebt für sich und muß es nach

den

den obwaltenden Verhältnissen; denn wenn er nicht zu seinem Gehalte zu verdient, so kann er nicht anständig leben, und hierin schon sucht ein Lehrer den andern zu überbieten; dann sieht und hört und kennt kein Lehrer, allenfalls der Direktor, das, was ein anderer Lehrer vorträgt, wie er es vorträgt, und wie die Erfolge seiner Bemühung sind. Wie soll er da rathen wollen und wie rathen können?

Eine sehr übele, gewissenlose Thatsache muß ich hier noch rügen: Einige Lehrer verleiten die Schüler direkt oder noch mehr indirekt, bei ihnen Privatstunden zu nehmen oder vielmehr nehmen zu müssen. Fordern die Lehrer schwächere Schüler auf, privatim sich belehren zu lassen, so habe ich dawider nichts; denn wer dergleichen Unterricht nehmen und theuer bezahlen will, der mag's ja thun; wer aber seine Privatschüler bevorrechtet, ihnen das beste Lob ertheilt, und die übrigen Schüler einer Klasse, die er noch dazu nicht immer einmal genau kennt, übermäßig strenge beurtheilt, damit auch sie an dem Privatunterrichte Theil nehmen sollen oder müssen, und diese neu Aufgenommenen gleich übermäßig günstig beurtheilt, der handelt unrecht, gewissenlos und gegen die Würde der Schule. Dort ist mir dergleichen nicht vorgekommen, konnte auch nicht vorkommen: denn einmal hatten die Lehrer reichlich so viel, wie sie gebrauchten, und dann vertraten die unentgeldlichen Silentia hinlänglich allen Privatunterricht. Hier spricht fast ein jeder Schüler davon, jeder weiß, wie gewissenlos der und der Lehrer mit seinem Urtheil verfährt; will daher ein Schüler ein gutes Urtheil von einem Lehrer erkaufen, so nimmt er, wenn irgend die väterliche Kasse die bedeutenden Aus-

gaben dafür leisten kann, Privatunterricht, und er ist des günstigen Urtheiles gewiß, wenn er auch für seine Thaler nicht für einen Dreier hinzugelernt hat. Nein! das ist zu arg! Aber was soll der Lehrer thun? Beurtheilt er seine Privatschüler, denn des Lernens wegen kommen sie ja selten zu ihm, nicht recht günstig, so bleiben sie weg, und Andere, die ebenfalls willens waren, sich ein günstiges Urtheil zu erkaufen, bleiben aus, mithin bleibt auch der einträgliche, leichte Verdienst aus, der Lehrer muß also darben; hört er aber nicht auf die Stimme seines Gewissens, wird er taub gegen die Gespräche, Urtheile, Vorwürfe anderer Menschen, so steht er sich wohl dabei. Nahrungssorgen quälen sehr!

So würdevoll sich unsere Professoren hielten und so erhaben sie, gewissermaßen wie andere Wesen, von uns angesehen wurden, so verschmähten sie es doch nicht, bei gutem Wetter an den freien Nachmittagen mit uns einen Spaziergang zu machen. Bei solchen Ausflügen wurde fast immer ein paar Stündchen Ball gespielt, die Professoren spielten mit und erhielten sehr häufig kräftige Würfe. Weit entfernt aber, daß die Lehrer hierbei verloren hätten, nein! sie gewannen noch dadurch und erwarben sich, neben ihrer gewaltigen Autorität, auch unsere kindliche Liebe. Gehen die heutigen angestellten Lehrer auch mit ihren Schülern aus, tummeln sie sich im Freien mit ihnen herum? Ja, wenn sie müssen und durch Geld dafür gewonnen sind. Die anderen Lehrer hüten sich wohl, ihre kostbare Zeit auf solche Weise zu verschwenden, welche ihnen keinen Genuß gewährt und nichts einbringt. Gerade an den freien Nachmittagen haben sie auch die beste Zeit, Pri-

vatunterricht zu ertheilen oder andere einträgliche Geschäfte vorzunehmen; wer kann es ihnen nun verdenken, wenn sie dieses thun und jenes unterlassen? Ein Lehrer an einer höheren Anstalt muß wenigstens Ein Tausend Thaler Einnahme haben, wenn er seinem Stande gemäß leben und sich Achtung verschaffen soll, ich meine dieß weniger bei den Schülern als vielmehr bei ihren Eltern. Gebt Ihr dem Lehrer nicht so viel, so ist es seine Pflicht, seine amtliche Stellung befiehlt es ihm, sich das noch Fehlende zu verschaffen, wenn er auch dadurch wiederum, und nicht selten recht bedeutend, seinem Amte entgegentritt. Was könnte alles in den Schulen geleistet werden, wenn tüchtige und gewissenhafte Lehrer ihre ganze Zeit ihrem Berufe widmeten? Wenn sie das aber nicht thun, so liegt die Schuld nur an der geldbewilligenden Behörde; denn will diese, anstatt für ihre Kinder Opfer zu bringen, auch in den Schulen eine Quelle, die Einnahme sprudeln soll, finden, so verdient sie auch nicht besser behandelt zu werden. Aber was für eine Unsumme würden wir, sagen die Meisten, noch mehr zu zahlen haben, wenn die Lehrer so hoch besoldet werden sollten! Aber was für ein Einwurf! Habt Ihr denn noch nicht gemerkt, daß Ihr das, was Ihr nicht zahlen wollt, zahlen müßt? Wie bedeutend ist die Ausgabe, wenn Ihr Eurem Sohne täglich eine, oder wohl gar zwei Privatstunden geben laßt! Für Schulunterricht bezahlt Ihr zwanzig, vier und zwanzig, auch sechs und dreißig Thaler jährlich; laßt Ihr Eurem Sohne Privatunterricht ertheilen, auch, wenn es Euch sonst zu kostbar würde, in Gesellschaft einiger seiner Mitschüler, und gebet dann nur 5 Sgr. pr. Stunde, so macht das schon

mehr als 60 Thaler. Beweiſt dieß nicht, daß Ihr zahlen müßt, wenn Ihr auch nicht wollt? Nun ich, ſagt Mancher, gebe meine Einwilligung nicht dazu, daß mein Sohn Privatunterricht nimmt, ich übergebe ihn der Schule, dieſe muß für ihn ſorgen. Meinetwegen! aber da lernt der Sohn auch nicht viel; er erhält ſchlechte Cenſuren, giebt Euch als Grund ſeines Nichtwiſſens das Entbehrenmüſſen des Privatunterrichts an, er bittet Euch mit Thränen in den Augen, dieſe Wohlthat ihm zuzuwenden, und — Ihr willigt ein. Glaubt Ihr aber, daß Euer Sohn jetzt mehr lernt? Nun, ja! etwas wird er doch mehr lernen? Ich gebe dieſes für die meiſten Schüler zu, keinesweges aber für alle; und wenn nun dieſes von Allen geſagt werden könnte, wenn es wahr wäre, daß ohne Privatunterricht der Schüler ſein Penſum nicht begreifen oder durchmachen könnte, ſo würde hieraus folgen, daß die Kinder armer Eltern, die keinen Privatunterricht erhalten, weil ſie ihn nicht bezahlen können, auch immer zu den ſchlechten Schülern zu rechnen ſeyen. Keinesweges! denn eben durch dieſen Mangel ſind ſie gezwungen, ſich ſelbſt in die Sache hineinzuarbeiten, werden dadurch feſter in dem Lehrgegenſtande, werden nothwendigerweiſe gewandter, ergreifen das Folgende leichter und ſchneller, und nach und nach ragen ſie weit über die anderen Mitſchüler hervor. Laßt Ihr Euren Sohn in einer Sache privatim unterrichten, ſo wird er, wenn er ein mittelmäßiger Kopf iſt, wohl etwas hinzu lernen; wie ſteht es aber da mit den übrigen Lehrgegenſtänden einer Schule, die, von Erfahrung geleitet, ſich eines wohl durchdachten und berechneten Planes erfreut? Ich ſage, ohne dieſes weiter beweiſen

zu wollen, der Privatunterricht in einzelnen Gegenstän-den tritt dem Schulplane entgegen und schadet mehr als er nützt. Lassen aber die Eltern ihrem trägen, nicht an gewissenhafte Arbeit gewöhnten Sohne, wie man sagt, Nachhülfe geben, das heißt aber in allen Gegenständen, so wird das jedenfalls etwas nützen, denn ohne diese würde er vielleicht gar nichts thun. Viel besser wäre es, und dem Gedeihen der Schüler wie der Schule ersprießlicher, wenn den schwächeren Schülern in jedem Lehrobjecte in der Schule selbst Privatunterricht ertheilt oder Nachhülfe geschenkt würde. Ich sage geschenkt: denn auch der Unbemittelte müßte diese Wohlthat genießen können. Ist der Privatunterricht wirklich eine Wohlthat, welche die Eltern ihren Kindern erzeigen lassen, so hat die Stadt für die armen Kinder wenig gethan: denn diese müssen nun zurückbleiben, eben, weil sie den Privatunterricht nicht genießen oder vielmehr nicht bezahlen können. Bezahlten die Behörden solchen Unterricht oder solche Nachhülfe, verpflichteten sie jeden Lehrer, dergleichen Stunden, sey es auch nur einmal wöchentlich, abzuhalten: so würde bald mehr Einigkeit in das ganze Getriebe einkehren, die schwächeren Schüler würden doch einigermaßen mitkommen, und das Vorzüglichste, was daraus, so denke ich mir die Sache, hervorgehen würde, wäre eine größere Annäherung und innigere Befreundung der Lehrer, und eine schnellere Herbeiführung der nöthigen Uebereinstimmung in ihren, auch noch so verschiedenen Objecten, oder einer harmonischen Abrundung aller Theile des bezüglichen Ganzen. Das wäre alles recht gut; aber, werden die Lehrer diese, allerdings nicht angenehme und meist sehr langweilige

Arbeit übernehmen? Umsonst? gewiß nicht! Die verehrlichen Behörden müssen bezahlen. „Aber woher dieses Geld nehmen, da die Schulen uns so schon ein schweres Geld kosten?“ Ich will es Euch sagen: Laßt alle Vierteljahr jeden Schüler nur einen Thaler Schulgeld mehr zahlen und die Sache ist abgemacht. Wäre ich **Dictator perpetuus**, ich würde noch ein anderes, weit einträglicheres Mittel feststellen: Jeder Mann über 30 Jahr, im Stande eine Frau zu ernähren, noch unbeweibt, müßte das doppelte Schulgeld, und ein verheiratheter kinderloser doch das Schulgeld, aber nur das einfache in eine allgemeine Kasse entrichten. Das klingt nun wohl etwas sonderbar, aber unbillig wäre es nicht, noch weniger Unrecht: denn man bedenke doch, welch ein Unterschied zwischen zwei Paar verheiratheten Leuten, das eine Paar kinderlos, das andere Paar mit 4, 6, 8, 10, 12 Kindern beschenkt, in Betreff der Ausgaben! Man lasse auch den Unterricht, die viele Mühe und die großen Sorgen ganz aus dem Spiele, nur die Abgaben an den Staat erwäge man; so wird sich bald das traurige Facit ergeben, daß ein Vater von 8 Kindern an Staat und Stadt viel mehr zahlen muß, als ein kinderloses Ehepaar. Das wäre! Ja, so ist es, besonders für alle Officianten: denn diese vorzüglich sind es, welche alle Gewerbesteuer, alle Accise und wie die Abgaben weiter heißen, entrichten müssen, ohne irgend eine Ausgabe wieder in Einnahme stellen zu können; an jedem Bissen klebt etwas Abgabe. Ferner sollte der Staat sich der kinderreichen Familien annehmen, denn diese sind es, welche für das Bestehen des Staates am meisten sorgen, und dadurch den zukünftigen Staat bilden. Doch: wer

für die Zukunft arbeiter, der lasse sich auch von der Zukunft bezahlen! So ist es also nicht, und so wird es auch nicht werden, denn dazu sind wir in der Bequemlichkeit und Unbilligkeit schon zu weit gekommen. Liegt nun der Hauptreiz des Lebens in den eigenen leiblichen und geistigen Genüssen, so folgt so ziemlich richtig, daß der klug und glücklich ist, der nicht heirathet, glücklich, wer verheirathet ist und kinderlos bleibt, unklug und unglücklich aber ist der, der in der Heirath einen Schatz von vielen Kindern sich zu verschaffen wußte.

Nun ist es doch endlich einmal Zeit, daß ich dieses Gerede abbreche, und erzähle, was ferner aus mir wurde. Bevor wir uns jedoch auf die Reise begeben, so möchte ich, weil es vielleicht Manchem angenehm seyn könnte, noch etwas von dem Johannishause sprechen. Die Einrichtung auf demselben hatte viel Gutes, aber auch manches Uebele. Hier nur einige Punkte: Des Morgens erhielten wir nie ein warmes Frühstück, sondern ein Butterbrod, womit wir zufrieden seyn mußten und auch konnten. Damit wir uns an ein richtiges Hochdeutschsprechen gewöhnen sollten, waren zwei Notabene's ausgesonnen: diese bestanden in zwei kleinen flachen Hölzchen, worauf **Nota bene** eingeschnitten war. Beim Anfange jedes Schuljahres, nach Michaelis, erhielten zwei der besseren Schüler jeder ein **NB.** Sobald irgend einer der anderen Schüler beim Sprechen einen Fehler machte, so verbesserte schnell der Inhaber eines **NB.** denselben und übergab zugleich sein Zeichen dem, der den Fehler gemacht hatte. Jeder Inhaber hatte eine Dienstleistung zu verrichten: der Eine mußte die Stube auskehren und

der Andere mit dem Jüngsten auf der Anstalt das Mittagsbrod hinauf besorgen. Wer ein solches **NB.** erhielt, der suchte es so unbemerkt, als möglichst schnell zu verbergen, hörte dann scheinbar nicht, in der That aber sehr aufmerksam auf jedes Gespräch, und so wie er nur den geringsten Sprachfehler verbessern konnte, war er durch sein **NB** los. Diese Einrichtung hatte viel Gutes, besonders in einer Gegend, wo alle Welt plattdeutsch spricht, und viele Menschen kaum das Hochdeutsche recht verstehn. Wie wenig dort unter dem gemeinen Manne das Hochdeutsche verbreitet ist, geht wohl daraus hervor, daß die Fähigkeit, es sprechen zu können, selbst auf dem Passe in die Rubrik für besondere Merkmale angeführt wird: „spricht auch hochdeutsch." Ich habe selbst vor noch nicht zwei Jahren einen so abgefaßten Paß gesehn. Die **NB.** hatten in der That viel Gutes: wer zwei oder drei Jahre hindurch unter der strengen Aufsicht und Controlle gesprochen hatte, der sprach sein richtiges Hochdeutsch ohne alle Furcht, und nur selten erhielt ein solcher das **NB.** Im Anfange eines Schuljahres waren die beiden **NB.** fast immer im Besitz der neu aufgenommenen Zöglinge; erhielt ein Aelterer das Zeichen, so wußte er dasselbe bald wieder bei einem Jüngeren anzubringen. In dem letzten Viertel des ersten Jahres, oder auch noch früher, waren die jüngeren Schüler so weit herangebildet, daß auch sie schon richtig sprachen und so gewitzigt, daß sie das, von dessen Richtigkeit sie sich nicht ganz überzeugt hielten, nicht aussprachen, und mußte es dennoch angedeutet werden, durch Umschreibung ihre Gedanken deutlich zu machen suchten. Erlaubt war es jedoch, und man erhielt das **NB.** nicht dafür, sich

nachher zu befragen, ob dieß oder das so oder so richtig sey. In der letzten Zeit des Schuljahres war es daher keine Seltenheit, wenn ein Schüler zwei und mehre Wochen hindurch sein **NB.** nicht anderweitig anbringen konnte. Wollten wir einmal ein munteres Spielchen machen, und wir wünschten, daß Alle daran Theil nehmen möchten und zwar ohne allen Rückhalt; so wurde bei den Inhabern der **NB.** angefragt, ob sie einwilligten, daß heute Abend die **NB.** ungültig seyn sollten. Sagten sie ja, wie es denn fast immer so gehalten wurde, so durfte ein Jeder plattdeutsch sprechen, so viel er wollte, und dann begann auch gleich ein Geschnatter, wie in einer Bauernschenke. Die Inhaber hatten es in ihrer Gewalt, den Tumult und das Lärmen mit einem Male zu dämpfen, wenn sie riefen: „Die Ordnung ist wieder hergestellt!" Jetzt sprachen nur die, welche auf die Richtigkeit ihrer Sprache vertrauten; die Anderen schwiegen entweder ganz oder sie wurden doch gleich sehr einsylbig. Ich weiß dieser Einrichtung weiter keinen Vorwurf zu machen, als daß sie einige furchtsame Jungen noch mehr einschüchterte, und manche selbst so in Respect hielt, daß sie kaum ein Wort zu sprechen wagten.

Eine andere Einrichtung verdiente dagegen nach meiner vollen Ueberzeugung nur Tadel, denn das Gute, was sie ihrem großen Uebel entgegensetzen konnte, war allenfalls, daß einige im Finstern sehr furchtsame Jungen dadurch etwas dreister gemacht wurden. Strenge war es uns nämlich verboten, ein Nachtgeschirr zu halten. Wer also am Abend spät ein Bedürfniß hatte, mußte im Finstern die lange Treppe hinunter, über den großen Flur, neben der Küche vorbei, über den großen

Hof und durch einen in der Hofmauer durchgebrochenen Gang, um in einen zweiten kleineren Hof zu gelangen, wo erst Befriedigung erlaubt war. Manche baten oft um Begleitung, aber nicht selten wurden sie statt dessen ausgelacht, und, wollten sie nicht allein gehen, ohne Erbarmen hinuntergetrieben. Als einmal ein äußerst furchtsamer junger Mann, — denn er war schon, wie die Meisten von uns, erwachsen, — hinunter gefoppt war, hatte sich ein Schadenfroh, ohne daß wir Anderen das Geringste davon wußten, ausgekleidet, nämlich ein großes weißes Hemde umgehangen, eine sehr große Papiermütze aufgesetzt und so ausgerüstet sich an die Ecke der Küche aufgestellt. Als Ersterer kaum die Hofthür wieder verschlossen und ein paar Schritte vorwärts gethan hat, brummt der Vermummte, er wird gesehn, und wie eine Säule steht der Furchtsame. Dieser soll Auskunft geben über woher? wohin? Er kann aber nicht sprechen; endlich läuft er so schnell, wie er kann, treppauf, das Gespenst dicht hinterdrein, und Beide erreichen zu gleicher Zeit die Stube. Das war ein Jocus, ein Gelächter, und gab zu so vielen lustigen Späßen und Erzählungen Veranlassung, daß wir selbst den Nachtwächter nicht gehört hatten und gegen 11 Uhr von unserem Aufseher zu Bette gejagt werden mußten. Alle Gesetze, welche auf irgend eine Weise nur hart gegen die Natur streiten, sind, wie die meisten Gesetze, leicht gegeben, aber schwer aufrecht zu erhalten, so auch hier. Hielt auch nicht Jeder sich ein solches Geschirr, so fehlte uns doch ein dergleichen nur selten. Der Gebrauch desselben wurde nie bemerkt. Hatte unsere Töpferwaare das Unglück, entdeckt zu werden, so mußte sie dafür mit dem Leben

büßen, und wir wurden ausgefragt, wer der Eigenthümer der Waare sey? Wer nichts davon wußte, das waren wir. Privatim sich mit einer solchen Bequemlichkeit zu versehen, war noch weit strenger verboten, d. h. wir wollten es nicht haben, und daher war denn eine solche Contravention bald entdeckt. Fortan ging Keiner mehr des Abends den lästigen Gang. Eines Abends gingen wir, schon halb oder ganz ausgekleidet, zu Bette, und bedienten uns vorher nach einander unserer gemeinschaftlichen Bequemlichkeit. Der Letzte mußte die Leerung besorgen, d. h. den Inhalt aus dem Fenster gießen, und zwei Andere mußten das schwere Schiebfenster in die Höhe bringen. Ausgießen, zu gleicher Zeit mit verstellter Stimme „Kopf weg!“ rufen und ein dumpfes Getrommel und Gebrause hören, war ein Moment. Wir merkten Unrath, ließen schnell das Fenster herunter, schlossen unsere Kammerthüren zu, sprangen ins Bette und — schliefen und schnarchten. Unser Aufseher stand nämlich zu der Zeit, — zum Glück für ihn war gerade Regenwetter, — unter einem Regenschirm gesichert, im Begriff, die Hausthür zu öffnen, und hatte den ganzen Inhalt über seinen Schirm erhalten. Weit schneller als sonst wurde die Thür geöffnet, eben so schnell wieder verschlossen und die lange Treppe wie mit einem Sprunge hinaufgeeilt. Nun begab sich unser Aufseher in sein Zimmer, allerdings auch mit raschen Schritten, verbrachte dann einige Zeit mit Feueranmachen, zog seinen feinen Ueberrock aus, denn der hätte ja Dunen ansaugen können, legte seinen Schlafrock an, denn er hätte sich ja erkälten können, und nun erst kam er aus seiner Stube hervor, öffnete die erste die beste Kammerthür, sah das

Bette an, horchte auf den Athem des darin Schlafenden, faßte etwas unter das Deckbette, merkte Wärme, trat zurück, verschloß die Thür, und öffnete wieder eine andere. Nachdem er alle zehn Betten und deren Inhaber genau untersucht und deren Befund keinen Grund zum Argwohn gegeben hatte, schlich er wieder in sein Zimmer und damit war die Sache abgemacht und gänzlich beendigt. Nie hat der Aufseher hierüber das geringste Wort verloren. Diese und ähnliche Auftritte veranlaßte das unnatürliche Verbot. Sollte es, wie es schien, die Furcht bekämpfen oder der Bequemlichkeit und Trägheit entgegenwirken, so will ich die Absicht geradehin nicht tadeln; aber es giebt andere Ereignisse im Leben, bei denen ein solches Verbot großen Nachtheil, große Gefahr und selbst den Tod herbeiführen kann. So gingen unserer drei, nämlich ich und noch zwei Andere, in einer kalten Nacht hinunter. Obgleich Jeder in seinen Mantel gehüllt war, so merkten wir doch bei der Zurückkunft eine angreifende Kälte. Wir hüllten uns zwar tief in unsere Betten ein, aber dennoch war uns am andern Morgen ein eigenthümliches Unwohlseyn Grund genug, zu Hause zu bleiben. Der Arzt wurde geholt. Schnell mußten wir uns niederlegen, und ein starkes schweißtreibendes Mittel sollte alle etwaige Gefahr vertreiben, was bei mir und noch Einem gelang. Der Dritte wurde kränker und kränker, nach zwei Tagen schon lag er am Nervenfieber gefährlich darnieder und am elften Tage auf der Baare. Ich habe immer geglaubt, daß jenes Verbot sein Mörder war, und glaube es auch noch, denn er war, als ich hinunter gehen wollte, schnell und zwar schwitzend aus dem Bette gesprungen und mir

gefolgt. Mit kranken Schülern wurde freilich eine Ausnahme gemacht; aber kann man denn nicht, wenn man des Abends auch noch gesund war, doch in der Nacht krank werden?

Mein zwanzigstes Jahr hatte ich zurückgelegt, und war so ziemlich befähigt, eine Universität zu beziehen, als die Conscription in Westphalen anders über mich verfügte, ich mußte Soldat werden. Im April 1809 wurde ich auf das Rathhaus in Hildesheim beschieden, um zu loosen. Nachdem diese Aufforderung an mich ergangen war, suchte ich auf alle mir mögliche Weise Befreiung vom Soldatenstande zu erwirken, ja, ich machte selbst, da alle anderen Ausflüchte nicht helfen wollten, den Versuch, mir Aufnahme in den Jesuiter-Orden zu verschaffen; aber alle meine süßen Hoffnungen waren vergebens, ich mußte auf das Rathhaus wandern und hier mein Glück oder Unglück aus der Schicksals-Urne ziehn. Ich glaube, wir waren unserer Sechszig in einem großen Saale versammelt, also auch sechszig Loose befanden sich in der Urne. Wer eine Nummer von 1 bis 25 zog, mußte gleich zum Regimente marschiren; wer ein Loos mit einer Nummer von 26 bis 50, glaube ich, aus der Urne hob, gehörte zum zweiten Aufgebote, und die übrigen Loosenden waren einstweilen vom Soldatenstande befreit. Unter Furcht und Hoffnung näherte ich mich dem Orte der Entscheidung, zitternd griff ich in die Urne und zog — die Nummer 5! So groß und alt ich zwar bereits war, so perlten doch die Thränen aus meinen Augen und ich fühlte mich den ganzen Tag über höchst unglücklich. Vier Tage nach entschiedener Loosung mußte ich schon meine Reise nach Braun-

schweig antreten. Ich hätte gleich, wie so viele Andere, im Auslande mein Heil versuchen können; aber zur Flucht fehlte es mir damals entweder noch an Muth, oder er war noch nicht erstarkt genug.

Ehe ich meinen Wanderstab ergreife und meine erste weite Reise, denn weiter als bis nach Hannover war ich damals noch nicht gekommen, mit ihm antrete, möchte es wohl nicht überflüssig seyn, wenn ich Einiges über Hildesheim und seine Umgegend niederschreibe.

Hildesheim, wiewohl eine in ihren meisten Straßen und Gassen altmodisch gebaute Stadt, ist doch, was einzelne Plätze und Gebäude, Gegend und Boden anbetrifft, ein angenehmer Ort zu nennen. Sie liegt auf einem unebnen Boden in dem Ausgange eines anmuthigen Thales, welches von niedrigen Seitenzweigen des Harzes gebildet wird. Von Süden her durchschlängelt dieses Thal die Innerste, welche auf der Höhe des Harzes entspringt und überall von den üppigsten Fluren, Wiesen und Wäldern eingefaßt ist. Westwärts, nicht fern von der Stadt, erhebt sich ein, etwa 200 Fuß hoher Hügel, der Krela, an und auf dessen Mitte eine Vorstadt, der Moritzberg oder schlechtweg der Berg (Barg) genannt, erbaut ist. Von hier aus, etwa eine Viertelmeile weiter nach Westen, steigt, parallel mit dem Krela, der ungefähr 200 Fuß höhere und längere Rotzberg, weiterhin Finkenberg genannt, empor, an dessen Fuße im Norden das große weit ausgedehnte Dorf Himmelsthür liegt. Der Finkenberg mit dem Rotzberge beendigt sich hier fast gänzlich, steigt aber nach einer Entfernung von kaum einer Viertelmeile in derselben nördlichen Richtung wieder in den, etwa 500 Fuß

hohen Osterberg empor, der sich fast genau nach Norden, in der Richtung nach Hannover, in die weite nordische Ebne verflacht. Von dem Finkenberge westwärts steigt man in ein romantisches Thal hinab, worin das Dorf Sorsum liegt. Noch weiter nach Westen erhebt sich der, noch etwas höhere, reich bewaldete Escherberg, an dessen nördlicher Verflachung das Dorf Escherde liegt, und am Fuße seines westlichen Abhanges ist das Kloster Escherde, ostwärts wie unter gewaltigen Buchen versteckt, für fromme keusche Schwestern aufgebaut. Auf diesen Höhenzügen kann man auf unbewaldeten Stellen bei klarem Wetter, vorzüglich deutlich auf dem Osterberge, den Brocken und überhaupt die höheren Theile des Harzes überblicken. Am östlichen Fuße des Osterberges erhebt sich ein niedriger, wenig ausgedehnter, überaus reich bewaldeter Höhenzug, der Mastberg genannt, in dessen Nähe ostwärts, und zwar rechts das große Amt Steuerwald und links das Dorf Hasede liegt.

Im Osten Hildesheim's dehnt sich eine weite, sanft wellige, aber dennoch nach und nach etwas empor steigende, äußerst fruchtbare Ebene aus, welche etwa zwei und eine halbe Meile bei dem Dorfe Hoheneggelsen, auf dem Wege nach Braunschweig ihre bedeutendste Höhe erreicht. Südwärts erhebt sich der etwa 500 Fuß hohe Galgenberg, womit sich ein anderer Höhenzug, der nicht wie die westlichen Höhen eine fast genau nördliche, sondern eine west-nordwestliche Richtung hat, beendigt. Gerade im Norden von Hildesheim, in der Richtung nach Hannover, erstreckt sich eine ebenfalls wellige Fläche, welche im Osten von dem Amte Ruthe ihre bedeutendste Höhe hat. Südwärts, nach dem Harze hin, nimmt

die ganze Gegend einen viel mehr gebirgigen Charakter an, ihre Höhen sind etwas bedeutender und streichen sämmtlich, mehr oder minder genau, von Osten nach Westen. In Westen von dieser Richtung liegt in einem schmalen tiefen, von der Lamme durchströmten Thale der Flecken Salzdetfurt (4).

Von weitem sieht Hildesheim recht freundlich aus, und von Höhen herab selbst prächtig. Früher war es mit einem hohen Walle umgeben, der an manchen Stellen bis gegen 100 Fuß aufgethürmt war, jetzt aber abgetragen und in angenehme Spaziergänge umgewandelt ist.

Vor 1802, also ehe die Preußen von dem Fürstenthume Hildesheim Besitz genommen hatten, waren in der Stadt selbst fünf Klöster, drei für männliche und zwei für weibliche Faulenzer oder Taugenichtse, — man verarge mir diese Ausdrücke nicht, ich spreche aus Erfahrung, — und dicht vor einem Thore, dem Osterthore, noch eins für Männer, gewöhnlich die Sülze (5) genannt. Oft bin ich in diesen Klöstern gewesen und habe nicht selten darin äußerst gut und lecker gegessen, besonders in dem Kapuziner-Kloster; nichts desto weniger wollte mir doch der Aufenthalt darin nie recht gefallen, woran einerseits wohl das wilde, andererseits das versteckte, heuchlerische, scheinheilige Wesen Schuld seyn mochte. In einem Nonnenkloster, worin ich jährlich nur zweimal freien, aber auch recht freien Zutritt hatte, — doch gegen die Gesetze habe ich mich auch hier selten verstoßen, wiewohl einige Nonnen, Mutter Even zum Exempel, die Lüsternheit zum Genusse schöner Aepfel wohl aufzuregen wußten, — gefiel es mir immer besser,

es

es waren recht hübsche, recht niedliche, recht angenehme und lebenslustige Mädchen darin, in deren Gesellschaft ich nimmer Langeweile empfunden habe. Es waren Cisterzienserinnen, die kein männliches Antlitz anschauen und von keinem weltlichen männlichen Auge erblickt werden durften. O, Ihr lieben Schelme! Oft ging ich in ihre Kirche, um sie zu überraschen. Unten waren sie nie, sondern sie versammelten sich bei Tage nur vor der Orgel auf dem Chore. Trat ich schnell aus meinem Schlupfwinkel hervor und blickte hinauf nach ihnen, so wallte schnell ihr Schleier herunter und sie schlüpften so hurtig zurück, wie ein lüsternes und überraschtes Mäuschen in sein Loch. Ich habe niemals bei solchen Ueberraschungen einen zürnenden Blick erhalten, allenfalls mit Ausnahme der hochbetagten Aebtissin und einiger gleich herangealterten Schwestern; aber nicht selten einen freundlichen Blick, auch wohl ein freundliches Nicken in der Erinnerung mit auf den Rückweg genommen.

Doch ich nicht allein hatte freien Zutritt in dieses Kloster, sondern auch noch viele andere junge Katholiken, besonders die katholischen Studenten, durften, wie ich, dieß Kloster bis in seine geheimsten Tiefen besuchen und untersuchen; jedoch die geheimsten Orte zeigten sie nur an verbotenen Tagen, weil sonst vielleicht die Geheimnisse hätten entdeckt und ausgeplaudert werden können.

Interessant dachte ich mir früher, und wünschte sie mir, eine Reise in den Ferien nach entlegenen Nonnenklöstern, von wo aus die größten meiner Mitschüler mir manche, damals mir höchst merkwürdige Geschichten erzählten und beschrieben. Ich habe darüber nachgedacht, wie ich wohl unter Blumen die Wahrheit verstecken

könne, aber das will mir nicht gelingen; so viel kann ich jedoch meinen Lesern anvertrauen, daß viele Erzählungen einen Platz in den Nuditäten verdienten, und Piron's erfinderische Feder dadurch noch gewonnen haben würde. Eine Angabe darf ich mir allenfalls erlauben: Die Nonnen, nicht allein die jüngeren, bezeigten eine eigenthümliche Lust, sich von den großen Jungen in ihrem Garten schaukeln zu lassen; ob die Schwingungen nun hoch oder niedrig, mit dem Winde oder gegen den Wind gingen, das war den unschuldigen Schönen gleichviel; sie lebten ja einsam, die armen Mädchen, in ihren Zellen, und hatten von der Verderblichkeit und Arglist der bösen Welt keine Kunde u. s. w. Einer Cisterzienserin war ich recht gut und besuchte sie oft in ihrer Zelle, besonders, nachdem das Kloster von den Preußen aufgehoben worden war; aber sie zeigte mir zu viele Geschenke: diese Uhr hatte sie von **A**, jene von **B**, dieses überaus schöne, auf Holz gemalte Bild von **C**, jenes von **D**, diese reich mit Steinen besetzte Uhr wieder von **A** erhalten u. s. f., und diese vielen Bekanntschaften wollten mir nicht gefallen; kurz ich besuchte sie nicht mehr. Späterhin hat sie einen Juden geheirathet, vermuthlich den **A**, denn das war ein Jude.

Fast bin ich nicht im Stande, meine Feder zurückzuhalten, sie möchte gar zu gern die Herrlichkeit eines Klosters genau beschreiben; aber ich muß sie nur mit aller Gewalt zügeln: denn ließe ich ihr freien Lauf, so müßte ich befürchten, daß manche schöne Leserin, besonders beim Vorlesen, sich das Händchen vor die Augen halten würde. Späterhin vielleicht ein Mehres davon, so wie auch von den übrigen Kirchen. Sie stehen mir

fast alle von Innen wie von Außen noch klar vor Augen, vielleicht mit der einzigen Ausnahme, daß sie jetzt kleiner geworden seyn mögen: denn es ist eine allgemeine merkwürdige Erfahrung, daß unsere jugendlichen Phantasie-Gemälde die Gegenstände immer größer darstellen, als sie wirklich sind, oder als sie später dem reiferen Auge erscheinen.

In dem zweiten, einem viel kleineren Nonnenkloster bin ich nie gewesen, so viele Mühe ich mir auch gegeben hatte, auch nur einmal Zugang zu finden. Wir nannten diese eingeschlossenen Mädchen die französischen Nonnen. Habe ich auch dann und wann an dem Fenster des kleinen Vorderhauses wohl weibliche Gestalten gesehen, so ist es mir doch nie gelungen, in der Nähe eine zu erblicken: denn so wie sie aus der Ferne nur eben eine Männergestalt witterten, waren sie auch schon verschwunden. Du lieber Gott! wie kann doch so ein verborgenes, überall eingeschlossenes, also durchaus unnützes Leben Dir wohlgefällig seyn?! Die Cisterzienser führten auch ein sehr einsames abgeschlossenes Leben, oder sollten es doch, nach den strengen Regeln ihres Ordens, führen; aber sie kamen doch alljährlich einmal, auch wohl zweimal mit der profanen Welt in Berührung, sie durften wöchentlich zweimal in ihren Garten gehn, der noch dazu nur durch eine, nicht lückenlose Weißdornhecke von dem Fuße des Stadtwalles geschieden war, und durften in ihrer Kirche, wenn auch auf dem Chore nur, erscheinen, in deren unteren Räumen Jedermann ungestörten Zutritt hatte.

Außer den erwähnten Klöstern gab es vor Zeiten in Hildesheim auf dem Steine (einer Straße) noch ein

Karthäuserkloster. Ich habe mehre der unteren Zellen gesehn, wovon einige noch die Spuren von der Einrichtung einer Tischlerwerkstatt erkennen ließen. Ob alle Thüren für immer verschlossen oder auch vermauert waren, so daß die Bewohner niemals mehr in ihrem Leben die Zelle verlassen konnten, weiß ich nicht bestimmt; so viel habe ich mich aber durch den Augenschein überzeugen können, daß die Thüren einiger Zellen bestimmt vermauert gewesen waren und der Pater Einsiedler nur durch ein hinlänglich großes Loch in der Thür so weit mit der Außenwelt in Verbindung stehen konnte, daß die Laienbrüder die benöthigte Expedition von Außen nach Innen, und von Innen nach Außen veranlassen konnten. Heißt das nicht, die Frömmigkeit zur Albernheit, zur Verrücktheit herabwürdigen? In der späteren Zeit, wann? habe ich nicht erfahren, hatte man dieses Kloster, damit es doch einigermaßen in der Verwandtschaft blieb, in ein Irren- und Tollhaus verwandelt. Nun, wir wollen nicht zu sehr auf die armen Verirrten der damaligen Zeit zürnen und spotten, sie wußten es ja nicht besser, sie glaubten dadurch ihrem Gott einen Gefallen zu thun; wenn man aber in der heutigen aufgeklärten Zeit solche Institute errichtet, zur Errichtung von Eremitenzellen Erlaubniß giebt, so weiß ich in der That nicht, was man ist, und womit solche Gründungen Verwandtschaft haben können. Kann vielleicht Kunst und Poesie, oder was hier einmal dasselbe sagen mag, können Bilder und Verse so weit auf Irrwege leiten? Ich weiß diese Frage nicht zu beantworten; so viel weiß ich aber, daß das damalige Karthäuserkloster in Hildesheim mit Kunst und Poesie wenige Verwandtschaft hatte.

Die Irren in dem Karthäuserkloster habe ich nicht gesehn, wohl aber mehrmal einen Tollen, der entweder bei seiner Aufnahme schon toll war, oder durch unmenschliche Behandlungen und gränzenlose Mißhandlungen erst toll gemacht wurde. Er hieß Schneefuß, war hinter der Karthäuserkirche in einen Stall, der statt des Fensters etwa 8 Fuß hoch ein offenes Loch hatte, eingesperrt und an einer langen Kette befestigt. Wurde sein Name ausgesprochen, so rasselten gleich darauf seine Ketten, er sprang zu seinem Schauloche hinauf und stierte die fremden Menschen an. Gröbere ihm dargereichte Körper nahm er in den Mund, was es auch seyn mochte, gepülverte hielt er für Schnupftabak und steckte sie begierig in die Nase. Der arme entmenschte Adamssohn diente Schadenfrohen und Lieblosen zur Ergötzung. Uns führte unser Weg alle Tage in einiger Entfernung vor der Kirche vorbei, und wir gingen Anfangs häufig hinter die Kirche und betraten diesen Ort des Jammers; späterhin durfte Keiner von uns diesem Orte mehr nahen, wenn er sich nicht handgreifliche Zurechtweisungen von unserer Seite zuziehen wollte.

Zweiter Abschnitt.

Begebenheiten in den Jahren 1809 bis 1811.

Erstes Kapitel.

Mein Leben und Wirken als westphälischer Soldat bis zur Desertion.

Mit langem, bis tief über die Waden hinabhängenden dunkelgrünen Ueberrock, langen weiten gelben leinenen Beinkleidern angethan, einen schwarzen großkrämpigen runden Hut auf dem Kopfe, um den Hals ein schwarzes seidenes Tuch gebunden, welches von dem langen Kragen der Weste fast ganz bedeckt war, und zwei Hemden und andere Sachen in einem großen leinenen blaukarirten Schnupftuche unter dem linken Arm, ergriff ich mit der Rechten meinen treuen Wanderstab und wankte mit sehr schwerem Herzen zum Thore hinaus. Anfangs fiel mir der Weg so schwer nicht, indem mich meine älteste Schwester und die liebe Auguste eine weite Strecke begleiteten; doch diese konnten nicht immer bei mir bleiben, und, nachdem sie wohl drei- oder viermal weiter gegangen waren, als sie Anfangs wollten, so mußten sie doch endlich wieder zurückkehren. Kein Auge war thränenleer. Wohl hundertmal sah ich nach der

verlassenen lieben Gegend zurück, blieb oft stehen, wie angefesselt, den starren Blick nach Hildesheim gekehrt, als wenn ich nachgesonnen hätte, was wohl besser seyn möchte, vorwärts zu gehn oder wieder umzukehren. Ich wankte vorwärts durch die üppigen Fluren, so langsam, als wenn mich eine unsichtbare Hand fortgeschoben hätte. Endlich war das liebe Hildesheim meinen Blicken entschwunden, der Thränenquell war nach und nach versiegt, ich sah ein, daß die Nothwendigkeit gebieterisch mich vorwärts forderte, und ich ging mit schnellen Schritten von Dorf zu Dorf und erreichte gegen Mittag Großen-Lafferde. Hier ruhete ich eine Zeitlang aus, stärkte mich zur weiteren Reise, sagte meinen Wirthsleuten Lebewohl! und beschleunigte meine Schritte so, daß ich bereits gegen fünf Uhr Nachmittags Braunschweig erreichte.

Vor meinem Eintritte in Braunschweig ging ich mit meiner Börse zu Rathe, was wohl hier zu thun sey? Uebernachtest du irgendwo in einem Wirthshause, so kostet das Geld, und vielleicht viel Geld! Wirst du irgendwo einquartiert, so hast du es vielleicht schlecht, und bist noch dazu anderen Leuten zur Last! Mit zwölf Thalern war allerdings meine Börse beschenkt worden; aber für wieviel Zeit sollen diese ausreichen? Deine Mutter ist arm! jeden Thaler, den sie dir nachschickt, entbehrt sie hart: du sollst sparsam seyn! suche dir ein Einquartierungsbillet zu verschaffen, wie das gewiß auch andere Rekruten thun!

Bald waren die Leute aufgefunden, welche für Quartierbillets zu sorgen hatten. Braunschweig hatte schon von fern einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht, noch mehr gefiel es mir, als ich mich auf seinen Stra-

ßen befand. So wie du dein Billet erhalten und dein Quartier aufgefunden hast, sollst du, so lange es Tag ist, die Herrlichkeiten und Merkwürdigkeiten der prächtigen Stadt einmal in Augenschein nehmen. Aber! — aber! — aber! — das hieß einmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht!

Als ich auf dem Billet-Amte ankam, fand ich daselbst bereits eine große Anzahl Conscribirter versammelt, und nach und nach vermehrte die Versammlung sich noch durch Neuangekommene, bis endlich die ganze Stube von angehenden jungen Franzosen gefüllt war. Wir warteten über eine Stunde nach meiner Ankunft auf Billets; und keiner der zahlreichen Officianten rückte von seinem Platze und näherte sich der Barriere. Endlich kam ein großer Mann, auf dessen großem breiten Gesichte sich eine tückische, Gehorsam gebietende Gleichgiltigkeit ausgeprägt hatte, drängte sich mit Leichtigkeit durch unsere dichten Reihen hindurch, trat vor die Barriere, bog seinen langen Oberkörper etwas über dieselbe, sprach eine kurze Zeit mit einem Officianten, erhielt einen Bogen beschriebenes Papier, drehte sich um, drängte sich durch uns hindurch, öffnete in gravitätischer Haltung die Thür und hieß uns mit lauter Baßstimme folgen. Ohne Widerrede folgten wir ihm. Anfangs glaubte ich, daß das erste Haus nur der Versammlungsort gewesen sey, und daß wir jetzt von dem langen Manne nach dem wirklichen Billet-Amte geführt werden sollten. Aber! aber! wie hatte ich mich geirrt! Wir folgten ihm willig und hoffnungsvoll einige Straßen hindurch, und blieben endlich vor einem großen Hause stehn, dessen Fenster wohl mit eisernen Gittern und Stangen versehen

waren. Der große Mann öffnete mit seinem großen Schlüssel die Pforte, hieß uns hineintreten, und knarrend und dröhnend flog die Thür hinter uns wieder zu. Wie geduldige Schäflein waren wir unserem Leitmanne gefolgt; um etwaigem Zurückspringen entgegen zu wirken, war die Thür hinter uns schnell verschlossen und verrammelt, und wir standen, der Dinge die da kommen sollten, harrend, mit niedergeschlagenem Blicke und Haupte auf dem großen Hausflure, den weiten Hofraum vor uns. Hier mußten wir eine Zeitlang warten. Ich wurde zwar von einem eigenthümlichen Gefühle ergriffen, suchte hier, suchte da einen Grund unseres Hierseyns; aber daran, was da kommen sollte, dachte meine Seele nicht.

Endlich kamen mehre handfeste Männer herbei, wovon einer ein schweres Bund großer Schlüssel trug, und den anderen einen, auch zwei Schlüssel übergab. Wir wurden paarweise, auch zu drei und vier aufgestellt; mehre dieser Paare u. s. w. mußten sich wieder enger an einander schließen, so daß bald 8—10 marschfertig organisirte Gruppen aus uns formirt waren. An jede dieser Gruppen trat ein Mann heran und forderte sie auf, ihm zu folgen: die meisten Züge bewegten sich vorwärts, entfernten sich aber bald mehr und mehr von einander, so daß eine Abtheilung geradeaus, eine halbrechts, eine andere halblinks marschirte, und zuletzt unseren Augen entschwand. Drei Paare, worunter auch ich, erhielten den Befehl, gleich vom Flure aus eine Treppe höher zu steigen. Auf einem langen Gange angekommen, wurde das eine Paar diesem, das andere jenem schon bereit stehenden Manne übergeben; das Pärchen, wovon ich die eine Hälfte ausmachte, hatte die

Ehre, dem langen Begleiter vom Billet=Amte her anvertraut zu werden. Die anderen Paare waren bereits verschwunden, als wir vor einer dicken, mit breiten eisernen Quer= und Längsstangen wohl verwahrten und gezierten Thür ankamen. Der Schlüsselmann öffnete sie und hieß uns hineintreten. Bei meinem ersten Blicke in das Zimmer überzeugte ich mich schon hinlänglich, wozu dieser schmutzige Raum bestimmt war, und ich wollte den an mich ergangenen Befehl nicht befolgen und nicht hineintreten. Auf meine Weigerung und meine Frage nach dem Grunde dieser Behandlung, erhielt ich die barsche, abgebrochene, aber bestimmte Antwort: „Sie müssen! ich habe nicht Zeit, mich lange mit Ihnen zu unterhalten! Wenn Sie nicht gutwillig wollen, so werden die da," auf vier Männer in grauen Jacken zeigend, „Sie schon hineinbringen!" Auf diese Hindeutung und Ermahnung fand ich Widerstand unnütz, und trat in das Zimmer. Die Thür wurde dröhnend zugeschlagen, und eine Querstange legte ihrem Oeffnen noch größere Schwierigkeiten entgegen.

Welch ein Tag für mich! Voll von Wehmuth war am Morgen zwar mein Herz; aber diese Wehmuth war eine ganz andere: ich sollte die mir so lieb gewordenen heimischen Fluren und Auen verlassen, mich aus den Armen der Liebe und Freundschaft reißen und meine Mutter so lange, lange nicht wiedersehn, das that weh! Ich trennte mich, weil ich mußte; ich weinte, aber andere Thränen! Jetzt saß ich im Gefängnisse! Welch ein Wechsel! Welche Behandlung! Ich weinte, aber vor Wuth!

Wir fanden die Zelle schon bewohnt von einem

Manne, dessen Aeußeres deutlich bewies, daß er zu uns nicht gehörte. Er mochte über dreißig Jahre schon weit hinaus seyn, fast sein ganzes blasses aufgedunsenes Gesicht war mit langen schwarzen Haaren bewachsen, zwischen denen man den blaßrothen Mund so eben erkennen konnte. Mit dem einen Beine an eine lange Kette geschlossen, lag er auf einer Pritsche hingestreckt, den dicken Kopf auf die große Faust gelegt, und sah uns mit seinen kleinen stieren Augen seitwärts an, ohne sich weiter zu rücken und zu rühren. Stumm setzten wir uns ihm gegenüber auf ein Paar Brettstühle, die neben einer anderen Pritsche standen. Seitwärts, dicht am kleinen Fenster, hatte man, wahrscheinlich zu unserer bequemeren Speisung, einen kleinen schmutzigen Tisch hingestellt. Nach einer Viertelstunde Denkens oder Nichtdenkens fing mein Kamerad an, die gräßlichsten Flüche auszustoßen; ich weinte vor Wuth, und nahm in dieser Stimmung mir gleich vor, die erste die beste Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen und ins Ausland zu fliehen.

Endlich öffnete sich unser Mund zum Sprechen: der Eine vermuthete dieß, der Andere jenes, warum wir wohl eine solche Behandlung und einen solchen Aufenthalt verdient hätten. Der schwarze Stubenbursche war mit der Art und Weise schon vertraut geworden, sagte uns, daß schon einigemal ein paar unseres Schlages bei ihm übernachtet hätten, und wahrscheinlich würden auch wir morgen früh ihn wieder verlassen. Er fragte uns, woher wir kämen? denn daß wir nicht zu seinem Schlage, also nicht zu Dieben und Mördern gehörten, sondern was wir wirklich waren, das sagte ihm seine Erfahrung und sein Kennerblick. Wir beantworteten ihm seine

Frage; und ich glaubte durch meine willige und umständliche Beantwortung derselben ein Recht erworben zu haben, auch ihm meinerseits ein Woher? und Warum? vorlegen zu können. Er schwieg, und wir andern Beiden schwiegen auch. Endlich sagte er: er habe bei einem sehr reichen Herrn auf dem Lande als Kammerdiener fungirt, habe zugleich viele Gelder seines Herrn unter Schloß gehabt, viele Briefe schreiben müssen, viele Gelder einkassirt, und durch Pünktlichkeit und Treue sich das unbedingte Vertrauen seines Herrn zu erwerben gewußt. Er habe viele Geschenke erhalten, die er aber, weil er nach und nach an Trunk und Leckerbissen Geschmack gefunden, bald wieder verthan hätte. Ueber wiederholte Trunkenheit und Nachlässigkeit habe ihm sein Herr einmal bittere Vorwürfe gemacht, und mit Wegjagen gedroht. Diese Behandlung habe ihn empört und einen schon früheren Entschluß zur Reife gebracht, seinen Herrn zu bestehlen, mit dem gestohlenen Gute nach Hamburg zu entfliehen, und von da nach Amerika auszuwandern. Er hätte sein Vorhaben, besonders da kurz vorher eine bedeutende Geldsumme eingegangen sey, gleich am anderen Tage ausgeführt. Schon am dritten Tage sey er im Mecklenburgischen wieder aufgegriffen, nach Braunschweig transportirt, und nach Beweisen und Geständnissen auf 3 Jahre nach Wolfenbüttel zur Festungsarbeit verurtheilt. Er habe diese Strafe ausgestanden, sey wieder frei geworden und habe sich zu seinem alten Vater begeben. Der Vater habe von seinem ungerathenen Sohne nichts wissen wollen, sondern wüthend mit einem eichenen Stabe auf ihn losgeprügelt; er, der Sohn, sey darüber in Wuth gerathen,

habe dem Vater den Stock weggerissen, blind auf ihn los und ihn zu Boden geschlagen. „Noch nicht eine halbe Stunde," sprach er, „war ich im Dorfe, und schon wieder Arrestant. Ich wurde mit Stricken tüchtig geknebelt, auf einen Wagen gepackt und nach dem nächsten Gefängnisse gebracht. Mein Vater war an den erhaltenen Schlägen und Tritten in der dritten Woche darauf gestorben. Bald darauf wurde ich in dieses Gefängniß gebracht, worin ich bereits 3 Jahre sitze, ohne im Geringsten zu wissen, was ferner aus mir werden soll." Also unser Gesellschafter war ein Dieb und ein Vatermörder. Gegen Abend wurde uns durch ein, in der Thür geöffnetes viereckiges Loch eine schlechte Suppe, ein ansehnliches Stück grobes Brod und etwas Butter gereicht; wir wurden also ganz wie Gefangene behandelt, wie wir als solche eingesperrt waren.

Warum nun solch eine Behandlung? Die Westphalen wurden fast allgemein ungern Soldat, Keiner wollte dem Hieronymus dienen. Viele Conscribirten, wenn sie das Loos getroffen hatte, suchten einen Schlupfwinkel, welche von mitleidigen Menschen gern dargeboten wurden, so hart auch das Beherbergen oder Verbergen der Deserteurs bestraft wurde. So wurde bei meiner Anwesenheit in Magdeburg ein Fischer, der zwei westphälische Deserteurs über die Elbe auf die preußische Seite geschafft hatte, erschossen. Viele Conscribirte hatten einzeln nicht den Muth, die Flucht zu ergreifen; wenn aber mehre gleichgesinnte, und das waren sie in Bezug des Ausreißens fast alle, an den Versammlungsorten zusammentrafen, so wurden Wünsche und Nichtwünsche bald ausgesprochen, der Wille zum Desertiren

mehr und mehr angefacht, und endlich das Vorhaben in Gesellschaft ausgeführt, was der Einzelne nicht wagen zu können glaubte. Aus Kassel waren im Jahre 1811 auf einmal 124, worunter sich mein Bruder befand, theils mit, theils ohne Waffen ausgerückt *). Die Erfahrung hatte nun ergeben, daß besonders aus Braunschweig die eingewanderten Conscribirten, wenn sie am Abend angekommen waren, sich oft theilweise oder bisweilen auch alle sammt und sonders wieder heimlich entfernt hatten. Um nun dieses Entweichen zu verhindern, brachte man Alle in sicheren Gewahrsam; in Wahrheit aber dämpfte man durch solches Verfahren die Lust zu entweichen nicht, sondern man steigerte sie oder erregte sie wohl erst.

Am andern Morgen wurden wir aus der Haft entlassen. Nach und nach versammelte sich auf dem Hofe des Gefängnisses eine Anzahl von hundert oder mehr Rekruten, welche sämmtlich eingesperrt gewesen waren. Nachdem Alle sich versammelt hatten, und Jedem ein Butterbrod verabreicht worden war, setzte sich die Masse in

---

*) Diese Gesellschaft hatte sich auf dem Marsche in Abtheilungen gebracht, und jeder derselben war anbefohlen, einen bestimmten Weg zu verfolgen, doch sich niemals zu weit zu entfernen, damit bei vorkommender Gefahr bald Alle wieder versammelt seyn konnten. Weniger tollkühne Gensdarmen ließen einen so zahlreichen Trupp ungestört seinen Weg gehen. Jedoch ein Gensdarm bei Seesen gebietet der ganzen Masse umzukehren: er wird umringt, läßt sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen, und schießt an der Seite meines Bruders den Wortführer nieder. Gleich darauf sinkt er, von einer Kugel meines Bruders getroffen, sterbend vom Pferde (6).

Bewegung, begleitet von vier Gensdarmen oder Strickreitern, wie sie fast allgemein genannt wurden. Es thut mir leid, daß ich meinen Lesern nicht eine kleine Beschreibung von dem herrlichen Braunschweig liefern kann: denn wenn man eingesperrt ist und noch dazu eine mühsame Aussicht nur auf dem, mit Häusern umbauten Hof hat, so kann man nur wenig sehn und wenig sagen. Auch späterhin, wo ich Braunscheig noch zweimal mit meiner Gegenwart beehren mußte, wurde mir ein anderes Hotel angewiesen, wo ich auch weiter nichts, als die große Gaststube und eine große Anzahl von theils munteren, theils traurigen Gästen zu sehen Gelegenheit hatte.

Der Weg führte uns nach Wolfenbüttel hin, welche Stadt wir aber nicht berührten. Die dortige Gegend ist recht anmuthig: links ein Theil des Elm's, die Asse, rechts ein bewaldeter Höhenzug, gerade vorwärts nach Süden, in blauer Ferne der Harz, rings herum üppige Felder, kurz ich wurde von der lieben Natur so angenehm gestimmt, daß ich Anfangs auf dem Marsche die schlechte Behandlung der Menschen in der vorhergehenden Nacht vergaß. Langsam wurde die Reise fortgesetzt, und wir erreichten schon spät am Nachmittage den Flecken Hessen, ein kleines Nest, von dem mir nichts Angenehmes in der Erinnerung geblieben ist. Wir wurden hier bei den Einwohnern untergebracht. Später noch Etwas von diesem Stadt scheinenden Orte.

Am anderen Morgen marschirten wir nach Halberstadt. Auch von dieser Stadt kann ich hier wenig berichten; denn als ich ankam, war ich hungrig und müde, aß und trank daher, und begab mich dann zur

Ruhe. Am anderen Morgen ging es schon früh weiter. Wiewohl ich in einem engen Stübchen, worin mein Wirth, ein Schuster, mit seinem Lehrjungen fleißig arbeiteten, mein Nachtlager erhielt, so gefiel es mir doch bei diesem Manne recht gut, hauptsächlich wohl deßhalb, weil er mit so vieler Rührung von dem König von Preußen sprach, den Hieronymus zum T. wünschte, und mir Vieles von westphälischen Deserteurs erzählte, wobei er mir, als sein Lehrling aus der Stube gegangen war, die Frage vorzutragen wagte, wann ich denn desertiren wollte? Ich wußte ihm keine Nachricht zu geben; auch wollte ich nicht, denn die Freimüthigkeit des Mannes war mir verdächtig. Daß aber dieser Verdacht ungegründet war, davon weiter unten ein Mehres.

Wir marschirten von Halberstadt nach Egeln. Der Weg dahin ist ganz aus meinem Gedächtnisse verwischt; nur einige Bäume, nicht fern von der Heerstraße, stehen mir noch als Bilder vor Augen, denn solche Bäume hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehn; es waren Kienbäume oder Fichten (Pinus sylvestris). In der ganzen Gegend und mehre Meilen weiten Umgegend, wo ich meine Jugendzeit verlebte, ist kein Nadelholz zu finden. Ich lief vom Wege ab und wollte diese sonderbaren Bäume näher betrachten. Gleich schallte mir ein lautes Zurufen von einem Gensdarm in die Ohren: „Heda! wo wollen Sie hin?“ Ich kehrte wieder um, und auf meine Frage erhielt ich die sonderbare Antwort: „Ich glaubte, Sie wollten davonlaufen.“ Wir erhielten Nachtquartier in Egeln, und gingen am folgenden Tage nach Magdeburg, unserem Bestimmungsorte.

Wie machte ich die Augen auf, als ich die Festungs-

werke

werke erblickte. Wenn doch Schill, dachte ich, hier 1806 das Commando auszusprechen gehabt hätte, er würde die Festung so leicht nicht übergeben haben! Vielleicht übernimmt er späterhin das Commando! Wir zogen in Magdeburg ein. Ich wurde dem sechsten westphälischen Linienregimente einverleibt. Zuerst mußte ich von meiner erlernten Geschicklichkeit einige Proben durch Wort und That ablegen, und erhielt hierauf einige Schreibfedern zu meiner Beschäftigung. Ein Fourier war in der Compagnie, der ich beigegeben wurde, bereits vorhanden; der Sergeant-Major oder Feldwebel war davongelaufen: ich erhielt also, da man den Fourier nicht dazu haben wollte, gleich den wichtigen Posten eines Vice-Sergeant-Major. In der Stadt gefiel es mir ziemlich gut, besonders freute ich mich auf dem Fürstenwalle über die prächtige breite und schnelle Elbe. Die Brücke über die Elbe führt nach der Citadelle, worin mir späterhin auf einige Tage ein eben nicht angenehmer Aufenthalt angewiesen wurde. Fast den ganzen Tag mußte ich schreiben, oder irgend etwas holen, sey es Wort oder Werk, was aufzuschreiben oder aufzunotiren war. Zu dem damaligen Obrist v. Ochs mußte ich alle Morgen, um verschiedene Befehle und Berichte entgegenzunehmen. Am Ende der ersten Woche, als ich traurig vor ihm erschien, versicherte er mir mit väterlicher Güte unter andern, ich sollte es nicht bereuen, Soldat geworden zu seyn; wenn ich meinen Pflichten genau nachkäme, und den Dienst zu erlernen und auszuüben mich bestrebte, so würde ich sicher binnen Jahresfrist Lieutenant werden. Ein anderes Mal behandelte er mich mit so gütigen Worten nicht: Nichts war mir

so unerträglich, als das Anziehen der westphälischen weißen Soldatenjacke, welche ich doch bald, es möge kommen, was da wolle, auf immer ablegen wollte; ich ging daher stets in meinem Rocke zu dem Obristen. Zweimal hatte er mich ermahnt, nicht ferner in Civilkleidung vor ihm zu erscheinen. Dieses war gegen Ende der dritten Woche. Den Tag darauf erschien ich, trotz seiner ziemlich harten Ermahnung, wiederum in meinem Rocke vor ihm, nicht um ihm zu trotzen, sondern um durch eine harte Behandlung mehr aufgeregt und zum Entfliehen mehr angespornt zu werden. Der Empfang war sehr hart: unter andern äußerte er, daß er mich, wenn ich es noch einmal wagen sollte, gegen seine Befehle zu handeln, auf einige Wochen nach der Citadelle schicken würde. Ich zog die Jacke nicht an, ich ging aber auch nicht zu dem Obristen.

Die Schreibereien bei der Compagnie waren wirklich unendlich: trotz aller Anstrengung, endlich einmal vor Abend mit allem Vorliegenden fertig zu werden, gelang mir dieses doch nicht; denn alle Morgen erwies es sich, daß einige Soldaten Abschied genommen hatten; einen Morgen z. B. fehlten zwölf. Rekruten kamen fast alle Tage an und mußten die Abgegangenen ersetzen. Ziemlich sicher ist es mir noch in der Erinnerung, daß in der kurzen Zeit meines Soldatenstandes von meiner Compagnie 75 Gemeine und Unterofficiere entwichen waren. Die Schwierigkeit, diesen steten Wirrwar zu entwirren, war dem Obristen bekannt, und er war einige Tage damit zufrieden, daß ich für mich einen im Schreiben geübten Unterofficier schickte. Zum Beleg, daß ich vollauf zu thun hatte, möge dienen, daß ich in drei

Wochen nur einmal Zeit hatte, das Exerzieren anzufangen. Vorher, am frühen Morgen, hatte ich dem Fourier eine Ohrfeige gegeben, weil er mir eine Arbeit gänzlich verdorben hatte. Nicht eine halbe Stunde übte ich die Anfangsgründe des Soldaten, als ich Ordre erhielt, schleunig nach der Kaserne zurück zu kommen. Hier war wieder Vieles zu vertheilen, zu sprechen, anzuordnen, zu schreiben. An demselben Tage noch nahm ich meinen Abschied.

Zweites Kapitel.

Von meiner Desertion bis zum gezwungenen Verrath.

Schon früher hatte ich mit einem Kameraden verabredet, an diesem oder dem folgenden Tage aus Magdeburg zu entweichen. Er hörte meine Aufforderung auf der Straße beifällig an, und ging mit mir sogleich aus dem Thore. Was wir machen, wohin wir uns wenden wollten, das wurde dem Zufalle überlassen; nur so viel war bestimmt, daß, wenn wir von Schill's Schaaren eine erreichen könnten, wir uns dieser anschließen und den kühnen Haufen um zwei kräftige Burschen vermehren wollten. Wir erreichten den wackern Schill nicht, und wandten uns ohne Weiteres der lieben Heimath zu.

Merkwürdig, und mir bis heute noch unbegreiflich, ist es, wie wir aus dem Thore entweichen konnten. Die französische Parthei hatte allen Respekt vor Schill: alle Thore waren geschlossen und stark besetzt, nur das Sudenburger Thor war den Aus- und Eingehenden geöffnet, mit Ausnahme deutscher Soldaten: denn diese durf-

ten nicht aus dem Thore gelassen werden. Wir waren von oben bis unten mit unserer früheren Bekleidung angethan, und wurden also wohl übersehn.

Wir gingen weiter; ich gab zuerst die Richtung an, der gestirnte Himmel diente von Ort zu Ort als Wegweiser, gleichviel, ob durch Sümpfe, oder durch trockne Fluren, ob auf Wegen oder über angebaute Felder die Richtung uns führte, wir gingen immer geradeaus, immer feldein. Zuerst wollte ich einen Freund W. auf einem Gute, 3 Meilen von Magdeburg, besuchen. Die Richtung dahin hatte ich mir genau gemerkt, und der Zufall wollte, daß wir, ohne auch nur einmal Gelegenheit zum Fragen gehabt zu haben, genau auf das, rings von Wald umgebene Gut hinkamen. Ich erstaunte, denn ich war nie da gewesen, als ich früh am Morgen auf Befragen hörte, daß wir unser Ziel für den ersten Tag glücklich erreicht hatten. Meinen Freund fand ich noch in guter Ruh. Brieflich hatte ich ihm schon meine Absicht eröffnet und ihn gebeten, im Fall ich den Weg einschlagen sollte, mir für einen Tag einen sicheren Aufenthalt zu geben. Er wunderte sich daher nicht, als er mich vor seinem Bette erblickte. Der Empfang war herzlich; ein Beweis, daß er mein Freund war. Späterhin wurde ich oft von Verwandten und Freunden unbarmherzig abgewiesen, wenn ich um Obdach bat. Wir wurden freundlich bewirthet, und die Bewirthung that uns sehr wohl: denn wir waren, ohne alle weitere Vorbereitung, und ohne auch nur ein Stück Brod mitzunehmen, aus den Mauern Magdeburgs geschlichen. Noch in aller Frühe, ehe uns einer der zahlreichen Hausbewohner erblickt hatte, waren wir in ein bequemes Zim-

mer geführt, wo wir uns in den Armen des Schlafes zur Weiterreise noch mehr stärken konnten. Erst gegen Mittag erwachten wir. Mein Freund hatte oft sorgsam und leise uns belauscht, und war daher kurz nach unserem Erwachen wieder bei uns. Mittel und Wege wurden besprochen, berathen, abgerathen, bis endlich als Resultat der Weg auf ein ehemaliges Kloster, wo ich einen Freund hatte, auf den ich mich verlassen konnte, daraus hervorging und festgestellt wurde. Die Entfernung beträgt auf den Wegen und Nichtwegen, die wir unserer Sicherheit halber einschlagen mußten, gegen 8 — 10 Meilen, und diese Strecke getrauten wir uns nicht in dem Reste des Tages und während der folgenden Nacht zurückzulegen. Ein kräftiges und reichliches Mittagsbrod verabreichte uns mein Freund, überdem wurde für anderthalb Tage Mundvorrath eingepackt, große Reiseflaschen bis an den Hals gefüllt, und dann wanderten wir, uns Gottes Schutz herzlich empfehlend, auf eine Strecke Weges von meinem Freunde begleitet, mit vielem Vertrauen auf gutes Glück der lieben Heimath näher zu.

Vorsichtig und immer umsichtig wählten wir die Wege, welche alle nach den Orten, die wir berühren mußten, genau aufgezeichnet waren; jedoch umgingen wir die meisten, und schlichen uns von Ort zu Ort, bald näher zu diesem kommend, bald entfernter von jenem bleibend, immer weiter. Gegen Abend kamen wir schon in der Nähe von Schöningen an. Hier wuchs die Gefahr, wieder ergriffen zu werden, und wir suchten daher in dem benachbarten Walde einen sicheren Versteck auf. Wir lagerten uns hier, schliefen einige Stunden, und kurz vor Mitternacht begaben wir uns wieder auf den

Marsch; von Wegen kann ich nicht sprechen, denn in der ganzen Nacht berührten wir keinen. Gegen Morgen, wir hatten uns zu weit rechts gehalten, kamen wir in die Nähe von Scheppenstedt. Hier war wieder mehr Gefahr; wir wendeten uns daher halblinks, und gingen mit schnellen Schritten der Kunststraße zu, welche von Braunschweig nach Halberstadt führt. Nicht ganz näherten wir uns dieser Hauptstraße, sondern verkrochen uns in einiger Entfernung von derselben in ein Gebüsch, von wo aus Jeder von uns die Umgegend übersehen, wo uns aber so bald Keiner erblicken konnte. Hier verweilten wir. Die Sonne war eben untergegangen, und kaum noch konnten wir die Gegend überschauen und die genaue Richtung nach dem Kloster uns merken, obgleich wir auf einer Anhöhe waren, und das Kloster nicht fern von der Ocker liegt. Wir machten uns auf den Weg, überschritten die Hauptstraße nicht ohne Furcht, sahen aber keinen Strickreiter, deren wir am Tage von unserem Verstecke aus mehre gesehen hatten, wie sie hier Rekruten transportirten, dort Deserteurs u. dgl. auf Wagen weiter führten, wovon auch zwei, an Stricke gebunden, neben dem Pferde hintrotten mußten, gingen getrost weiter, und erreichten gegen Mitternacht glücklich das Kloster, wo ich zufällig meinen Freund noch wach fand. Wir wurden freundlich behandelt, liebreich gestärkt, und erhielten ein sicheres Nachtlager auf dem Heuboden.

Gegen 9 Uhr Morgens erst erhoben wir uns von dem weichen duftigen Lager. Bald nachher kam unser freundlicher Wirth zu uns, und lud uns zum Frühstück bei dem Verwalter des Klostergutes ein. Auch von die-

sem, sonst uns unbekannten Manne wurden wir äußerst freundlich empfangen und trefflich bewirthet; was uns zwar sehr behagte, aber mir eine so eigenthümliche Veränderung beibrachte, als wenn es besser gewesen seyn möchte, wieder den Heuboden zu besteigen, als waldeinwärts zu marschiren. Jedoch mir wurde bedeutet, daß unseres Bleibens, der großen Gefahr für Alle wegen, hier nicht länger seyn könne, und wir gingen, nachdem nach allen Gegenden möglichst genau umhergespäht war, dem benachbarten Walde zu. Gut waren wir aufgenommen und behandelt, aber begleitet von Keinem, und wer konnte das den guten Leuten verdenken.

Wir erreichten den Wald. Sonderbar ist es, so wie wir vom Walde umgeben waren, war auch alle Furcht verschwunden. Aber leicht begreiflich: im Walde kann man nicht von Thieren, d. h. Pferden, worauf bewaffnete Menschen sitzen, verfolgt werden; vor Menschen allein fürchtet sich der, welcher sein Leben wagt, nicht. Beide zwar hatten wir kein Schießgewehr; aber unsere sehr großen Messer konnten verschiedene Geschäfte verrichten, und unsere derben dicken Spazierstöcke geboten Respekt. Wir verfolgten munter und froh, und bisweilen singend unseren Weg, bis wir endlich in die Nachbarschaft von Salzgitter kamen. Hier zog der Ernst wieder einen Schleier über unseren Frohsinn; denn hier hauste, das wußten wir, ein Haufen von acht furchtbaren Strickreitern. Im Walde ist gut seyn; wir blieben im Walde. Die Sonne sank immer tiefer und tiefer zu dem äußersten Horizonte hinab. Die Sehnsucht, unsere Lieben, die wir seit langen vier Wochen nicht gesehn hatten, endlich einmal wieder zu umarmen, zwang

uns fast unwiderstehlich, den Marsch fortzusetzen; aber der Anblick von Salzgitter — Salzgitter! worin, oder in dessen Nähe so mancher Sohn Niedersachsens seinen Tod gefunden, der, wenn er ihn an Ort und Stelle nicht fand, doch hier für ihn vorbereitet worden war — zog uns tiefer in das Dickicht hinein. Wir sahen der lieben Sonne, die nicht fern von der lieben Heimath hinter den Bergen niedersank, sehnsuchtsvoll nach; aber wir wagten nicht, den Weg zu verfolgen, eine unnennbare Furcht und Angst fesselte mich an den Boden, wir blieben. Kurz nach Sonnenuntergange sahen wir in der Richtung, welche wir eingeschlagen haben würden, zwei Gensdarmen zu Pferde, wovon der eine einen Menschen, wahrscheinlich einen Deserteur, an einer Leine neben sich dahin führte. „Wie wohl war es gethan," sagte mein Begleiter, „daß wir noch hier blieben; Du hast Dich und mich gerettet." Keiner wagte es, sich aus dem dichten Gebüsche zu erheben.

Endlich meldete uns der, dießmal freundliche, ferne Nachtwächter den Abschied des gestrigen Tages von Heute, und Heute sollte uns schon früh die Thürme von Hildesheim zeigen. Wir gingen ängstlich dem furchtbaren Salzgitter zu. Das laute, oft schauerliche Getute des Nachtwächters, und seine Mahnung „Eins ist die Glock!" verlängerte unsere Schritte, und bald war Salzgitter hinter uns. Ob ich je schneller gegangen bin, als dießmal, das möchte ich bezweifeln; daß ich aber viel weiter an einem Tage gegangen bin, das wird das Weitere lehren. In nicht vollen vier Stunden hatten wir auf den, uns großentheils kundigen Wegen gegen fünf Meilen zurückgelegt, und wir sahen um fünf Uhr auf einer

Höhe, nicht fern von dem Amte Marienburg, die Thürme von Hildesheim. Gott! welch ein seliges Gefühl, nach der ersten, so langen Entfernung, endlich seine Vaterstadt wiederzusehn! Mein Gefährte konnte ohne viele Gefahr nach seinem, kaum eine Meile entfernten, heimathlichen Dorfe hineilen, und er that es. Nie habe ich ihn wieder gesehn, noch etwas Sicheres von ihm erfahren. Er soll bald wieder aufgegriffen und in Kassel erschossen worden seyn.

Ich, von Vielen gekannt, und wenn auch der ganzen Gegend kundig, wagte es doch nicht, bei Tage weiter zu gehn, sondern vertraute mein Schicksal der weit sicherern Nacht an. Schon um eilf Uhr war ich jenseits Hildesheim in Himmelsthür, und lag in den Armen meiner guten lieben Mutter. Das war eine Freude! Die älteren Geschwister wurden geweckt, und wie hurtig kamen alle herbeigesprungen, um ihren Bruder zu umhalsen. Da gab's von allen Seiten Vieles zu erzählen, Jeder überhörte kein Wort. Endlich mahnte die östliche Dämmerung, das Gespräch abzubrechen, und wir begaben uns zur Ruhe. Jedoch der Schlaf war von uns Allen gewichen, das Gespräch wurde im Bette fortgesetzt und etwas laut geführt, die kleineren Geschwister erwachten, hörten die Anwesenheit ihres Bruders, und nun gab es erst ein Herzen und Küssen! Eine angenehmere Nacht habe ich nie wieder erlebt, eine Nacht, die mir heute noch in allen ihren Einzelheiten klar vor Augen steht! Endlich übermannte mich der Schlaf, ich schlief ein. Die Sonne stand noch nicht hoch am blauen Himmel, und schon erwachte ich wieder. Bald waren alle Lieben wieder um mich versammelt; aber das Ge-

spräch nahm eine andere Wendung: Zuerst wurden Alle wohl ermahnt, ja keinem Menschen zu sagen, daß Johannes wieder da sey! Das war nun ein schweres Ding, denn meine jüngste Schwester zählte erst fünf Jahre. Die älteren bedauerten, daß sie die Ankunft ihres Bruders erfahren hatte; sie ermahnten zu schweigen, ich ermahnte: „Ne, leiwe Johannes, eck segge nicks," sprach die kleine Therese, indem sie mich mit ihren kleinen Aermchen umhals'te, und sie hat Wort gehalten. Ein anderer Punkt, fast wichtiger noch, als dieser, mußte ferner besprochen werden, was nämlich nun zu thun sey? Daran hatten wir gestern nicht gedacht, und in der That hatte ich selbst, — die Sehnsucht nach Hause war so groß, daß dieses erreichte Ziel die Befriedigung aller Wünsche in sich faßte, — auf dem gefährlichen Wege kaum daran gedacht, was ferner aus mir werden sollte. Vielleicht mochte auch eine innere Ahnung, und die sehnliche Hoffnung, daß die Krallen des gelben Adlers nicht lange mehr die Herzen der Westphalen zerfleischen würden, mit Hülfe einer Portion Leichtsinnes das Fernere vergessen gemacht haben. Schill bedrohte ja schon die Hauptfestung des ganzen Landes; ein, noch mehr Hoffnung versprechendes Gerücht, das aber wenig Glauben fand, ließ aus dem Oestreichischen eine noch erwünschtere Guerilla in das Westphälische eindringen; von Oestreich selbst, von England, von Preußen, fast von allen Seiten winkte die Hoffnung Muth zu. Wie leicht ist es, dachte ich, dich einige Zeit im Verborgenen aufzuhalten, die Zeit der Erlösung kann ja nicht mehr fern seyn.

In dem Kreise der Meinigen hielt ich mich nur einige Tage auf; denn es erwies sich nur zu klar, daß

hier für mich auf eine lange Dauer kein sicherer Aufenthalt seyn konnte. Nach vieler Ueberlegung wurde endlich beschlossen, daß ich bei einer Schwester meiner Mutter eine Zuflucht suchen sollte. Kaum dämmerte der Morgen, und schon war ich auf dem Wege nach Neuenhof, einem kleinen Dorfe, etwa eine Meile von Hildesheim entfernt. Ich ging der Länge nach über den Rotzberg. Die Hälfte des Weges hatte ich zurückgelegt, als über dem glühenden Horizont die Sonne auftauchte. Gott! welche Sehnsucht nach Freiheit ergriff mich, als ich, ein Gefangener in der freien Natur, das liebe Hildesheim so klar im Thale vor mir erblickte! Wie majestätisch ragten die Thürme aus der Häusermasse empor! wie herrlich strahlte im Sonnenschein die vergoldete Kuppel des prächtigen Dom's! so überraschend schön hatte ich Hildesheim noch nie gesehn! Freudetrunken schwelgte mein Blick über den Plätzen und Gängen, wo noch vor wenigen Wochen ich mit Freunden und Freundinnen gescherzt und gelacht, und die Wehmuth preßte einen Thränenstrom aus meinen Augen! Die Erde stampfend riß ich mich aus dem Wirrwar dieser Gefühle und schlenderte, nichts Gutes ahnend, langsam meinem Ziele zu.

Noch früh war es, als ich Neuenhof erreichte. Freundlich grüßend trat ich meiner Base, die schon auf dem Hofe ihres kleinen Gutes beschäftigt war, entgegen und — „Um Gottes Willen, Johannes, wie kannst Du es wagen hierher zu kommen? wenn sie Dich hier wieder kriegen, Du machst Dich und uns Alle unglücklich! Geh schnell, daß Dich weiter Keiner sieht, durch den Garten und dann in den Wald." — „Ich habe

kein Essen bei mir," sprach ich. — „Geh nur nach dem Walde," sie bezeichnete mir die Stelle, „ich werde selbst bald was bringen."

Hier war ferneres Bitten unnütz; ich ging trübsinnig nach dem Walde und warf mich auf dem bezeichneten Orte auf den Boden. Gedankenlos starrte ich nach der Gegend hin, von woher meiner Mutter Schwester kommen sollte. Endlich kam sie mit zwei ansehnlichen Butterbroden angeschlichen, sah sich schüchtern nach allen Seiten um, und wollte gleich wieder davoneilen. Ich hielt sie fest und bat, so herzlich ich konnte, sie möchte mir nur ein paar Tage ein sicheres Obdach, was hier ja sehr leicht sey, verschaffen. „Um Gottes Willen nicht! und komm ja nicht wieder!" Sie ging; ich legte mich nieder. Was nun zu thun?! Nach Hause mochte ich, wenigstens nicht gleich wieder zurückgehen; ich verfolgte also die Richtung waldeinwärts. Schon fing ich an, es zu bereuen, daß ich von Magdeburg aus mich nach meiner Vaterstadt gewendet hatte; ich hätte ja Schill weiter aufsuchen, und hätte ich ihn nicht gefunden, mich nach dem Preußischen begeben können. Ja, mitunter drohte selbst eine Spur von Reue aufzutauchen, daß ich überhaupt aus Magdeburg entflohen war; denn ich hätte ja das, was ich hier mit großer Gefahr abwarten wollte, dort ohne Gefahr abwarten können; noch dazu war ich dort geachtet, hatte es im Ganzen recht gut, und würde es gewiß bald noch besser gehabt haben: hier floh man mich, und von Achtung war eben auch nicht die Rede, denn von einem Deserteur will man nicht gern was wissen, es klingt nun einmal dem Ohre unangenehm. Auf diese Weise ungefähr räsonnirend und, da ich, wie ge-

sagt, nicht bösartig bin, meiner Tante die ewige Selig=keit wünschend, ging ich immer weiter waldeinwärts; wohin aber? das wußte ich nicht. Denkend und nicht denkend, also wie träumend, ging ich weiter und weiter. Endlich mahnte mich der Durst, eine Quelle aufzusu=chen: ich suchte hier und suchte dort, spähte rechts und spähte links, und, wiewohl ich nicht gleich eine Quelle entdeckte, so wurde ich doch endlich wieder etwas lebhafter, denn ich wußte doch jetzt, was ich zunächst suchte. Ich befand mich in einem Thale, wo Thäler sind, da sind Berge oder doch Hügel, und wo Berge oder Hügel sind, da sind, wenn auch nicht überall, doch hier und da Quellen oder Bäche. Bald fand ich eine Quelle, ich trank und ging meiner Wege, d. h. immer in dem weg=losen Thale weiter. Wiewohl ich fast überall in Wäl=dern und auf Feldern bekannt war, so war ich doch hier noch nicht gewesen; jedoch was kümmerte mich das: wußte ich doch nicht, wo ich hin wollte, was brauchte ich da zu wissen, wo ich war. Zudem war mir wohl bekannt, daß das Ungewisse der Gegend und der Rich=tung bald sein Ende erreichen mußte: denn groß konnte der Wald hier nicht seyn, und wo er sich in eine unbe=waldete Gegend aufklären möchte, das war hier gleich. Schon spät am Nachmittage erblickte ich nicht weit hin das mir wohl bekannte Sorsum, ein Dorf in einem an=genehmen Thale zwischen dem Finken= und Escherberge. Oft war ich in diesem Dorfe gewesen, ich wollte es also nicht wagen, hindurch zu gehn; doch der Hunger am Nachmittage und die folgende brodlose Nacht geboten mir, das kleine Wagestück zu bestehen. Ich ging hin=ein, und zwar nach dem Kruge. Was ich forderte, er=

hielt ich, bezahlte, machte die Thür auf, und — wurde von einem Diener der Gerechtigkeit, der, sowie ich hinaus, herein treten wollte, beim ersten Blicke erkannt. „Sieh da," sprach er, „sehen wir uns einmal wieder? Sie wollen doch noch nicht weggehn? ich gehe bald mit." Mir wurde brühwarm! ich bedauerte, daß ich die Ehre nicht haben könnte, weil ich die entgegengesetzte Richtung, nach dem Kloster Escherde, einschlagen müßte, und empfahl mich. „Eh! bleiben Sie doch noch, dahin kommen Sie heute noch recht gut." — „Sie wissen, der Berg ist hoch und der Wald ist breit," entgegnete ich, „und noch dazu, wenn ich vor Mitternacht nicht ankäme, so würde mir auf dem Wege die spukende Gastfrau ihr „Unrecht! Unrecht!" in die Ohren raunen *), und ich bin etwas furchtsam." — „Nun, so furchtsam können Sie wohl nicht seyn, indem Sie, wie uns wohl bekannt ist, es wagten, aus Magdeburg zu gehen und sich durch die Schill'sche Bande hindurch zu arbeiten. Doch was geht das mich an; wenn Sie denn einmal wollen, so wünsche ich glückliche Reise." Wie viel weniger beklommen war mein Herz, als das Dorf sich hinter meinen Schulterblättern befand, und wie wohl war mir, als der nahe Wald und die liebe Dämmerung mich

---

*) In dasiger Gegend ging damals, und vielleicht geht auch wohl nach heute die alberne Sage, daß eine Wirthsfrau, die immer nicht voll eingeschenkt hatte, zur Strafe in diesem Walde, bis zur Erlösung aus dem Fegefeuer, von 12 — 1 Uhr „Unrecht!" schreien müßte. Gut, daß so etwas in der Nachbarschaft großer Städte nicht vorkommt, sonst würde man vor lauter „Unrecht!" nicht zu Worte kommen können.

in einem Doppelmantel einhüllten. Kaum eine Viertelmeile war ich in dem Walde gegangen, so bettete ich mich auch schon auf die bemoos'te und beblumte Mutter Erde hin

Dieß war das erstemal in meinem Leben, daß ich in einem dichten Walde mein Nachtlager aufgesucht hatte. An Schlafen war nicht viel zu denken, das merkte ich wohl; denn weder bei offenen, noch geschlossenen Augen wollte das Gefühl der Müdigkeit sich einstellen. Meine Gedanken gingen in die Kreuz und Quer: bald dachte ich daran, wo ich wohl einmal ein sicheres Obdach finden möchte, bald an den Polizeidiener in der Bauernschenke, bald an die Wirthsfrau im Walde, bald u. s. w. Es ist doch sonderbar, sey man auch noch so sehr von Vorurtheilen frei, daß Spuk- und Hexengeschichten an einsamen Orten einen tiefen Eindruck auf das Gemüth machen; ich leugne es nicht, daß mir die Haare zu Berge stiegen, als ich zuerst in der Ferne den gräßlichen Gesang des Uhu's hörte. Alles wird endlich in der Welt Gewohnheit: später mochte schreien, krächzen, heulen, was da wollte, es ergriff mich nicht mehr; konnte ich doch Anfangs vor eigenthümlichen Gefühl's kaum schlafen, als ich zuerst Schädel und andere Knochen von Menschen in meiner Schlafkammer beherbergte, späterhin stand ein Skelett vor meinem Bette, auf dessen Gestelle ein Glas Wasser und eine Schnupftabaksdose Platz nahmen, zu vielleicht nöthigem oder erwünschtem Gebrauche in der Nacht.

Kaum dämmerte der Morgen, so erhob ich mich von meinem Lager, drehte mich ein paarmal herum, sah hierhin, da- und dorthin, und blieb endlich wieder still

stehen, mit dem Gesichte nach Osten, d. h. nach Himmelsthür gewendet. Schlimm muß es seyn, wenn man etwas in der Welt will, und nicht recht weiß, was man will; aber schlimmer ist es gewiß noch, wenn man gar nicht weiß, was man will. Ich drehte mich um, sah bergan, nahm zweierlei aus meiner Tasche, setzte mich auf einen umgefallenen Baum, aß etwas, trank etwas mehr, stand wieder auf, und ging der Nase nach, immer durch hohe Heidelbeersträuche bergan, und erreichte bald einen mir wohl bekannten Weg. Den sollst du verfolgen, dachte ich, und dann mag der liebe Gott weiter sorgen. Ich war auf dem Wege nach dem Kloster Escherde, der Anfangs schmal und nur für Menschen gangbar ist, später aber sich erweitert, unter hohen Buchen in gerader Richtung weiter fortgeht, endlich sich nach und nach senkt und ins Freie mündet. So wie man aus dem Walde hinaus tritt, sieht man halblinks das Kloster dicht vor sich; in geringer Ferne von dem Austritte nur die Firste der hohen Kirche mit ihrem Thurm und Thürmchen. Was nun hier machen? Ich hatte Durst, also trinken. Ich trat in das ziemlich gut eingerichtete Wirthshaus, aß und trank, und überlegte dabei, wohin nun der Weg sich biegen würde oder wohin er fortgesetzt werden sollte.

Mein Blick war stets nach der Gegend gerichtet, von woher allenfalls Gefahr drohen konnte. Plötzlich erblicke ich einen Gensdarm, noch einen, noch einen! Gleich mache ich mich seitwärts auf den Weg, erreiche in voller Angst den Wald, dringe links vom Wege ab in das Dickicht hinein, besteige eine Anhöhe, sehe mich da erst um, und erblicke unten vor mir das Wirthshaus.

Wahr=

Wahrscheinlich war dieser frühe, und überhaupt hier gewiß seltene Besuch auf mich abgezielt. Ich sah endlich die drei Gensdarmen vor dem Wirthshause, den Wirth bei ihnen, bald hier, bald dort hin zeigend. Zwei von ihnen ritten den Weg entlang, den ich genommen hatte; der Dritte nahm die entgegengesetzte Richtung Ich schloß also, und schließe auch noch so: der Mann aus dem Wirthshause in Sorsum hatte mich an die Gensdarmen in Hildesheim verrathen, und diese hatten sich zeitig aufgemacht, um mich aufzufangen; der Wirth zu Escherde hatte sich, weil ich gleich bezahlte und nichts, als dahin Gehöriges sprach, weiter nicht um mich bekümmert, hatte also auch wohl nicht gesehn, wann und wohin ich gegangen war. Die beiden Strickreiter ritten sehr langsam, hier und da hin spähend, weiter, kamen mir näher und näher, und endlich so nahe, daß ich ihnen allenfalls aus meinem Verstecke hätte „Huth! Huth!“ zurufen können; aber das wäre ja Schadenfreude gewesen, und die habe ich nie einem Menschen bewiesen. Ich blieb, wo ich war, sah nach zwei Stunden die drei Aufgreifer wieder vor dem besagten Wirthshause, aß und trank aus meiner Tasche, und ließ, so zu sagen, den lieben Gott einen guten Mann seyn. Erst gegen 3 Uhr Nachmittags ritten sie, dießmal neben einander, den Weg wieder zurück, woher sie gekommen waren. Vorsicht ist doch zu allen Dingen gut: wer nicht vorsichtig ist, der ist weder zu großen, noch zu kleinen Dingen gut. Hätte ich nicht mit meinen Augen die Gegend bestrichen, von woher Gefahr kommen konnte, ich wäre schon hier in die Hände der westphälischen Strafwerkzeuge gefallen. Merkwürdig war es mir, daß sie aus dem Kloster keine

Aufsucher zu Fuß requirirten — wovon weiter unten ein Beispiel vorkommen wird, — sondern, ohne auch nur einen weiteren Versuch gemacht zu haben, unverrichteter Sache davonritten. Ich blieb auf meiner recht angenehmen Stelle bis gegen Abend, und weil ich keine bessere wußte, auch vom Abend bis zum frühen Morgen. Ich schlief ein, ehe es finster wurde, und erwachte, da es nicht mehr völlig Nacht war.

Das Kloster lag schon deutlich vor mir; endlich ragte weiter nach Westen auch der hohe Deister aus dem blauen Dunste hervor, welcher auf der Ebene lagerte; bald wurde seine Firste von den ersten Strahlen der Sonne erleuchtet, tiefer und tiefer senkte sich an ihm herab der goldene Schimmer, der endlich mit einemmale die ganze weite Ebene überzog, aber von mir und dem Kloster blieb er noch weit entfernt. Die Helle nach Westen und das Schattendunkel, welches auf der Umgegend des Klosters lagerte, war für mich die unschuldige Veranlassung, den Schatten des Zweifels zu verlassen und den erleuchteten Weg der Hoffnung zu verfolgen. Ich wollte einen Aufenthalt in Westen suchen, über den Deister gehen, weiter vordringen, und jenseits des Solinger-Waldes und der Weser, nicht fern von Höxter, bei einem Bruder meines verstorbenen Vaters die Zeit abwarten, bis ich wieder frei nach Hildesheim zurückkehren dürfte.

Gleich, durch Umwege, nach dieser Richtung weiter zu wandern, hielt ich nicht für zweckmäßig; sondern es schien mir besser zu seyn, — wahrscheinlich, weil ich doch noch einmal wieder nach Hause zurückgehen und den Meinigen Lebewohl sagen mochte, — daß Einer von den

Meinigen mich bis dahin begleitete. Kaum ließ sich dieser Gedanke in meiner Seele laut werden, so wurde er auch von sämmtlichen Behörden derselben genehmigt; ich kehrte wieder um und ging beinahe dahin, woher ich gekommen war. Bei Tage durfte ich nicht nach Hause zurückgehen, und doch war der Mundvorrath fast verzehrt; ich mußte also Muth fassen, in irgend einem Dorfe mir das Nöthige zu verschaffen. Rechts ist der Wald fast unendlich, diese Richtung würde mich auch von meinem Ziele abgeleitet haben; ich drang daher nach Nordwest weiter vor durch das Dickicht, und erreichte etwa nach 2 Stunden das Ende des Waldes. Dicht vor mir lag das Dorf Escherde. Ich ging hinein; fand aber daselbst kein Wirthshaus, sondern man zeigte mir ein Haus, dicht an der Hauptstraße, etwa eine Viertelmeile weiter, wo Alles zu haben sey. Dahin zu gehen, war ein gefährliches, nicht dahin zu gehen, ein unangenehmes Ding; die stürmischen Forderungen des Magens siegten endlich über die weisen Mahnungen der Vernunft. Mit beklommenem Herzen trat ich in die Gaststube, erhielt bald, was ich gefordert hatte, und ging langsam meiner Wege. Auf der Chaussee durfte ich nicht bleiben; ich mußte daher noch weiter meinem linken Wegzeiger folgen. Rechts war Himmelsthür nur eine halbe Meile weit entfernt; ich hätte gleich dahin eilen mögen, und doch durfte ich nicht. In der Richtung nach Hannover, das Dorf Emmerke links lassend, ging ich quer über die üppigen Felder weiter, bis ich endlich Gebüsche erreichte und, wie gleichsam am Ziele, wieder aus freier Brust tief aufathmete. Immer rechts zog mich die Sehnsucht nach meinen Lieben, und doch hätte ich schon damals

links wandern sollen, vielleicht wären zwei Jahre von meiner Lebenszeit gewonnen worden.

Am westlichen Abhange des Osterberges, welcher über der Ebene 4—500 Fuß erhaben seyn mag, ruhete ich etwas aus. Lange jedoch ließ mich die Sehnsucht, den Umfang meiner jugendlichen Spiele und Wanderungen noch einmal ganz zu überblicken, hier nicht ruhen. Ich stieg durch Haselgebüsche bergan, und erreichte bald die breit abgerundete Firste dieses kalkreichen Hügels. Wüßte ich von diesem Berge mehr zu sagen, oder gehörte das Mehrsagen hierher, ich würde es gern den Freunden der Naturkunde entdecken; jedenfalls kann ich aber versichern, daß, so weit mir bekannt geworden, dem Naturforscher noch Vieles zu entdecken übrig geblieben ist. Von diesem Berge hat man eine, wiewohl in der Nachbarschaft keinesweges romantische, aber in die Ferne wahrhaft erhebende Aussicht. Nach Süden hin erblickt man eine endlose Kette von Hügeln und Bergen, über welche, mehr nach Osten hin, der abgerundete blaue Brocken hervorragt; ostwärts zeigen sich am fernen Horizonte die Thürme von Braunschweig; im Norden übersieht man bei klarem Wetter fast ganz Hannover; unten im Thale der Innerste liegt das große Amt Steuerwald mit seinem, gegen 100 Fuß hohen, dicken viereckigen Thurme, und weiter nach Süden das, von den üppigsten *) Fluren umkränzte Hildesheim.

---

*) Einen großen Theil Deutschlands habe ich zu Fuß durchwandert, aber nirgends einen so überaus fruchtbaren Boden gesehn, als hier. Roggen von 7—10 Fuß Höhe gestattet auf Feldwegen, ja hier und da, wenn man reitet, keine Umsicht; Hafer von 6 Fuß Höhe und noch darüber

Fast unwiderstehlich zog es mich auf dem Osterberge, an dessen südlichem Fuße Himmelsthür liegt, nach Süden; aber dahin durfte ich mich noch nicht wagen: ich ging daher nach Norden, wo ein dichter Wald mir allenfalls Schutz gewähren konnte. Unter dem nördlichen Abhange des Osterberges liegt ein kleiner See, der obere Teich, worin die jenseitige bewaldete Höhe sich spiegelt, und der überhaupt ein liebliches Ansehn hat. Hier machte ich Halt und erwartete den Abend. Ich ging wieder die, etwa eine halbe Meile lange unbewaldete, aber dicht beras'te Firste des Osterberges zurück, und kam Himmelsthür ganz nahe. Wahrscheinlich war es Scham, welche mich zurückhielt, gleich wieder nach den Meinigen mich hinzuschleichen; ja, ich faßte den Entschluß, heute noch nicht das Haus meiner Mutter zu betreten. Nicht fern von demselben wählte ich im Felde unter dem Getreide mein Nachtquartier, und schlief bald ein. Eine Stunde etwa mochte ich geschlafen haben, als ein furchtbarer Donnerschlag, der kaum 50 Fuß von mir eine Weide fast ganz zerschmettert hatte, mich aus meinem Schlafe aufschreckte. Ganz und gar durchnäßt, denn ich lag auch im Wasser, stand ich auf. Was war nun zu thun? Natürlich mußte ich nach meiner Mutter gehn; denn ich konnte doch die triefenden Klei-

---

ist keine Seltenheit. Lockerer Sand ist nirgends zu finden; den Sandbedarf für die Haushaltung erhält man nur durch Zerhämmern des Sandsteins. Er wird in langen dünnen Säcken auf Eseln nach Hildesheim gebracht. Torf ist ebenfalls in der ganzen Umgegend nicht vorhanden. Auf dem Wege nach Hannover zeigt sich, so wie man das ehemalige Hannöversche betritt, zuerst lockerer Sand.

der nicht auf meinem Körper trocknen, ich hätte mich ja erkälten und in Folge dessen gar krank werden können. Grund genug für mich, daß ich nun zu meiner Mutter gehen mußte.

Außer Mutter und Geschwister traf ich dießmal auch den Bruder meiner Mutter und die liebe Auguste an. Nachdem einige Tage hin und her überlegt, ein Beschluß angenommen, wieder verworfen, abermals wieder angenommen worden war, wurde endlich festgestellt, daß mein Vorschlag ausgeführt werden, und mein Onkel mich begleiten sollte. Etwa sieben Meilen betrug der Weg, welchen wir bis zu dem Bruder meines verstorbenen Vaters zurückzulegen hatten.

Nicht ohne Besorgniß, aber dennoch auf guten Erfolg hoffend, begleitet von den besten und herzlichsten Glück- und Segenswünschen der Meinigen, ging ich mit meinem Begleiter, mich Gottes weisem Willen innigst empfehlend, des Morgens früh von Himmelsthür ab. Die Wege in der Nachbarschaft von Hildesheim waren für mich auf der ganzen Strecke, welche ich bis zu meinem jetzigen Ziele zu durchwandern hatte, bei weitem die gefährlichsten. Denn in Hildesheim waren sechs gemeine Gensdarmen und ein Brigadier, alle in steter Thätigkeit, überall anzutreffen, wenn Deserteurs aufgejagt, nirgends zu finden, wenn etwa gegen Diebe und anderes Gesindel Schutz und Hülfe verlangt werden sollte; überall gefürchtet, aber auch überall verfolgt: daher wachtsam, umsichtig, ohne Erbarmen nur ihren Zweck verfolgend, ohne alle Rücksicht grausam, kurz ein Galgenvoll Strickreiter, welchen ich sorgsam aus dem Wege zu gehen die gegründetste Ursache hatte. Alle waren

große breitschultrige Kerle, und in Bewußtseyn ihrer Kraft und Gewandtheit, noch dazu bis an die Zähne bewaffnet, waren sie muthig genug, drei, vier, fünf und noch mehr Deserteurs allein anzugreifen und als Gefangene nach Hildesheim zu transportiren. Das glückte ihnen zwar nicht immer; wurde aber einmal einer ihrer Kameraden hart mitgenommen, so schnaubten Alle Rache, und die zunächst Aufgegriffenen mußten den ihnen früher zugefügten Frevel büßen.

Mit mir hat es hier noch keine Noth; ich will daher ein paar Schelmstücke, wie man dort dergleichen nannte, welche einige Deserteurs einem und wiederum einem Gensdarmen zufügten, hier erwähnen. Im Juni 1809 hatte ein Gensdarm spät am Abend, wenn ich nicht irre, aus Emmerke, einen westphälischen Deserteur aufgegriffen, und war mit ihm auf dem Wege nach Hildesheim. Nicht fern vom Moritzberge auf einem ansehnlichen Hügel, worüber die Chaussee führt, begegnet er vier anderen Deserteurs, denen er „Halt!“ zuruft. Diese waren wahrscheinlich schon auf seinen Empfang vorbereitet, oder hatten sich wohl absichtlich dort aufgestellt: denn kaum hatte er sein „Halt!“ ausgesprochen, so erhielt er auch schon einen so heftigen Schlag vor die Brust, daß er im Sattel wankte, und dann mit leichter Mühe und noch dazu sehr sorgsam vom Pferde gehoben wurde. Jetzt bittet er um sein Leben; jedoch man antwortet ihm nicht. Man bindet zuerst den gefesselten Deserteur los, giebt ihm die Freiheit, befiehlt ihm aber, so schnell als möglich sich zu entfernen, und giebt ihm den guten Rath auf den Weg: ja nicht wieder nach Hause zu gehn, sondern vielmehr je eher desto lieber ein sichre-

res Ausland aufzusuchen. Nach der Entfernung dieses, vor Freude hüpfenden jungen Mannes gingen die Befreier mit dem Gensdarm und seinem Pferde von der Landstraße ab, bis zu einer kleinen Eiche. Hier wird Halt gemacht. Der Strickreiter bittet abermals recht flehentlich um sein Leben. Man antwortet ihm: er solle sich nur beruhigen; obgleich er und alle seine Collegen schon lange den Galgen verdient hätten, so wolle man ihn doch für dießmal noch nicht hängen, sondern nur einen Spaß mit ihm treiben, und seinen Muth etwas abkühlen. Zugleich wird ihm aber ernstlich bedeutet, daß der geringste Ruf um Hülfe unausbleiblich seinen Tod zur Folge haben würde. Jetzt kleidet man ihn ganz aus, auch nicht einmal das Hemde läßt man ihm, bindet ihn an die Eiche, so daß er sich nicht selbst wieder losbinden kann, bindet auch sein Pferd fest, legt alle seine Kleider, Waffen und übrigen Sachen ordnungsmäßig neben ihm auf den Boden, wünscht ihm gute Nacht! und nun entfernen sich die Spaßvögel. Am anderen Morgen früh wurde der Gensdarm bemerkt. Wohl hundert Menschen sollen unter Gelächter, Jubel und Frohlocken von dem nahen Moritzberge nach dem Orte gelaufen seyn, um den Gensdarm in dieser Stellung zu begrüßen. Auch nicht das geringste Stück hat an seinen Habseligkeiten gefehlt. Der Schlag vor die Brust hatte weiter keine übelen Folgen gehabt.

Ein anderer Gensdarm kam bei einer ähnlichen Gelegenheit bald darauf nicht mit heiler Haut davon, und zwar dieser war der gefürchtete Brigadier selbst, ein äußerst grausamer Mensch. Ihm war angegeben worden, daß sich in Neuenhof ein Deserteur versteckt hielte.

Zweimal hatte er in der Nacht den Versuch gemacht, den armen Mann zu ergreifen, aber umsonst. Beim zweiten Male war er kurz nach Mitternacht angestürmt, hatte die Bewohner aus dem Schlafe gelärmt und getobt, war wie unsinnig treppauf, treppab, aus einem Raume in den anderen gelaufen, bis endlich der Herr vom Hause sich bitter über seine unhöfliche Störung beklagt. Das fehlte noch, um die Wuth des Rasenden völlig zu entflammen. Er packt den Bauer mit kräftigem Arm, wirft ihn zu Boden und schlägt ihn mit seinem schweren Dragonersäbel, unter lautem Geschrei und Gejammer der Seinigen, halb zu Tode, und eilt dann aus dem Hause. Ihn zu verklagen, wagte Niemand. Nach Verlauf einiger Tage findet sich der Bösewicht wieder in Neuenhof ein, und hat das Glück oder vielmehr Unglück, den Menschen, welchen er sucht, dicht vor dessen Thür zu ergreifen. Er begrüßt ihn ganz freundlich, redet ihm Muth zu, er habe nichts zu befürchten, und unter diesem Gespräche bindet er ihm einen Strick um den linken Arm, das andere Ende des Strickes befestigt er an die rechte Seite des Pferdes, schwingt sich in den Sattel, und reitet nun langsam und ungestört mit dem Deserteur nach Hildesheim zu. Der Weg dahin führt über den schmalen Theil einer Wiese, welche durch einen tiefen, im Sommer trockenen Graben von dem benachbarten Acker getrennt wird. So wie der Gensdarm mit seinem Gefangenen sich eben der kleinen Brücke über dem Graben genähert hat, springen fünf gewandte, starke, wohl mit Züchtigungs-Instrumenten versehene Männer aus dem Graben, stürzen pfeilschnell auf ihn zu und reißen ihn vom Pferde. Eine andere Erzählung

berichtete, daß er einen Schlag mit einer Wagenrunge vor den Kopf erhalten hätte, und in Folge dessen ohnmächtig aus dem Sattel gesunken wäre. Dem mag nun seyn, wie ihm wolle; kurz er konnte, nachdem er entwaffnet war, noch stehen. Er stieß noch die gräßlichsten Flüche, Drohungen und Beschimpfungen aus, obgleich er für jedes beleidigende Wort einen derben Faustschlag ins Gesicht erhielt. Jetzt wurde er bis auf die Beinkleider entkleidet, letztere schob man etwas hinunter, und nun mußte der Barbar, wiewohl er sich noch immer mit äußerster Kraft zu widersetzen strebte, sich doch gefallen lassen, daß man ihn, das Gesicht dem Baume zugekehrt, an eine Weide banden. Man bittet ihn jetzt, er möge sich etwas gedulden; es solle nicht lange dauern, und man würde gleich ihm weiter aufzuwarten sich das Vergnügen machen. Man gab zuvor dem zitternden und bittenden Deserteur die Freiheit, und die Warnung auf den Weg, nicht wieder sein väterliches Haus zu betreten, bis die Hunde von Franzosen der Teufel geholt haben würde. Auf dessen Erwiederung, daß er nicht einen Pfennig Geld bei sich hätte, untersuchten die Befreier Kleider- und Satteltaschen des Gensdarmen, fanden eine ansehnliche Summe und übergaben diese dem Deserteur. „Nun eile fort, lieber Bruder, und erwarte uns dort unten am Berge, wenn Du willst; wir haben hier noch etwas zu thun.“ Als dieser sich entfernt hatte, schnitt jeder der Rache Uebenden sich mehre zweckmäßige Weidenruthen ab, Alle näherten sich damit dem jetzt bittenden Gensdarm und sagten: sie wollten ihn bloß 'mal fühlen lassen, wie das ehemalige Spießruthenlaufen geschmeckt haben möchte, und nun zerhauen sie den französischen

Rücken von den Schultern bis inclusive zu dem oberen Theile des Gesäßes dermaßen, daß nicht ein weißer Flecken übrig blieb, sondern alles zerfetzt und bluttriefend war. Das Grausamste war wohl, daß sie den Mann nicht losbanden, oder wenigstens nicht etwas Kleidung ihm überwarfen, sondern ihn, den ganz Ohnmächtigen, in derselben Stellung ließen, worin sie ihn so hart gezüchtigt hatten. Wahrscheinlich war es den Peinigern gleich, ob so ein Leben verloren ginge oder nicht. Am anderen Morgen wurde er noch lebend abgebunden und, dem Tode nahe, nach Hildesheim gefahren. Erst nach zwei Monaten hat er sein gefährliches Geschäft wieder ausüben können. Nicht immer, oder vielmehr nur selten, waren die ergriffenen Deserteurs oder widerspenstigen Conscribirten so glücklich, aus den Händen dieser Menschen zu entkommen, oder wie hier befreit zu werden.

Alle Vorsicht hatte ich anzuwenden, um nicht diesen Franzosen in die Hände zu fallen; wir wählten daher, da wir der ganzen Gegend kundig waren, nur solche Wege, auf denen uns weder ein Reiter begegnen, noch uns verfolgen konnte. So erreichten wir ohne alle Widerwärtigkeiten und Unfälle das Kloster Escherde. Bis hierher war wenig zu fürchten gewesen; jetzt aber erwartete uns eine größtentheils waldlose Gegend, und noch dazu mußten wir über die Leine, über welchen Fluß in unserer Nähe nur zwei Brücken führten, von denen die eine für mich eben so gefahrvoll war wie die andere: die eine Brücke war nämlich nicht fern von dem Flecken Elze, und die andere führte in den Marktflecken Gronau selbst hinein. Wir stärkten uns etwas in dem Klosterkruge zur ferneren Reise, und traten den Weg nach

Gronau an. Banger und banger wurde es mir um's Herz, es schlug schneller und heftiger, wenn ich in der Ferne einen nicht arbeitenden Menschen erblickte, und unschlüssiger und unschlüssiger wurde ich, je näher Gronau heranrückte. Ja, ich blieb einige Male, von heftigem inneren Kampfe ergriffen, unwillkührlich stehen, so daß mein Begleiter mich erst zum Weitergehen auffordern mußte. Endlich war mein innerer Kampf entschieden: ich wollte wieder umkehren, es möchte auch darauf folgen, was da wolle. Wie verschieden ist doch das Werk eines Stümpers von dem eines geübten und erfahrenen Meisters! Ich war in dergleichen Manöver noch ein Lehrling, trug einen ziemlich dicken Bündel, durch den ich meinen Stock gesteckt hatte, auf der Schulter, und so konnte Jeder sehn, geschweige denn die schlauen Gensdarmen, daß ich ein Reisender war; wäre ich früher zu der Einsicht gekommen, daß man sich in dergleichen Lagen immer, als sey man zu Hause, das Ansehn geben muß, ich würde mit mehr Muth, und vielleicht hier ohne alle Furcht weiter gegangen seyn. Mein Begleiter hatte alle Ueberredungskünste anwenden müssen, um mich endlich wieder zum Weitergehen zu bewegen. Wir näherten uns wieder mehr und mehr der Leine, überschritten dieselbe und gingen in Gronau hinein. Hier war meine Angst fast ganz verschwunden, wir kehrten selbst in ein Wirthshaus ein, ließen uns unter frohen Gesprächen das Mittagsessen recht gut schmecken, und erkundigten uns, wahrscheinlich etwas ungeschickt, nach dem Wege nach Holzminden und hauptsächlich nach den Fußwegen. Nachdem der Wirth, welcher den Weg sehr oft, wie er sagte, zu Fuße gemacht hatte, uns alles Nöthige genau

und umständlich angegeben, und in schwierigen Fällen auch mehrmal seine Aussage wiederholt hatte, zog er mich freundlich bei Seite und flüsterte mir ins Ohr: „Der junge Herr sind wohl ein Deserteur?“ Ich erschrak, sah ihn verwundert an und wußte nichts zu anworten. „Nun schon gut,“ sprach er leise, „das hat hier nichts zu bedeuten, hier haben Sie nichts zu fürchten.“ Er rief nun seinen Sohn Friedrich, und sagte ihm, daß er uns durch seinen Garten auf dem Fußwege nach N. bringen sollte, und wünschte uns unter Gottes Schutze eine recht glückliche Reise.

Wir wurden, wie der Vater befohlen hatte, von dem Sohne geleitet, und erreichten den Wald, ohne einmal weiter einen Menschen gesehn zu haben. Ich hatte die Anweisungen und Mahnungen des Gastwirthes genau gemerkt, und nur selten war ich in der Wahl des Weges unschlüssig; der Erfolg erwies auch, daß wir genau eine im Walde bezeichnete Stelle erreichten, wo wir uns lagerten und den Untergang der Sonne abwarteten. Wir hatten uns nämlich vorgenommen, an diesem Tage die Weser noch nicht zu überschreiten, sondern die Nacht im Solinger-Walde (Wesergebirge) zuzubringen. Es war nahe an zehn Uhr, als wir in einem Wirthshause ankamen. Wir wurden freundlich aufgenommen, aßen gut, schliefen noch besser, machten frühzeitig unsere Beine wieder marschfertig und verfolgten unseren Weg weiter. Als wir den Wald hinter uns hatten, nahm meine Furcht wieder sehr zu; aber die Hauptsache, wie es mir schien, war durchgemacht, und mit etwas mehr Muth näherte ich mich der Weser, als gestern der Leine. Wir gingen, ohne uns weiter viel

aufzuhalten, durch Holzminden und über die Weser. Erst gegen Abend erreichten wir das Dorf Boixen, den Geburtsort meines Vaters und Wohnort seines Bruders. Wir fanden dessen Behausung bald auf, traten ein, gaben uns zu erkennen, und wurden mit wahrem Jubel empfangen.

Endlich ist dein Ziel erreicht, dachte ich, einen besseren Ort hättest du nicht wählen können. Nach vielem Herzen und Küssen, Fragen und Antworten war die Nacht unbemerkt schon weit hinaufgestiegen, als endlich daran erinnert wurde, daß morgen auch noch ein Tag sey. Wir gingen zu Bette. Schon war die Sonne über den Ostpunkt weit südwärts vorgerückt, als wir erwachten. Wir kleideten uns an, und wurden von unseren Verwandten, zu denen sich schon noch viele andere gesellt hatten, herzlich empfangen. Nachdem bei dem Kaffee etwa eine Stunde, und nachher noch eine Stunde verplaudert worden war, wurde ich daran erinnert, daß ich doch auch die übrigen Verwandten im Dorfe besuchen müßte. Ich willigte recht gern ein.

Da von den zunächst wohnenden Verwandten schon über ein Dutzend versammelt war, so konnten wir vor einigen Häusern vorbeigehen, ohne gegen die Etiquette zu verstoßen; das währte aber nicht lange, und es mußte eingekehrt werden. Die Fremden wurden genannt; das war aber nicht nöthig, denn die Kunde von unserer Ankunft war bereits zu ihren Ohren gekommen. Nachdem einige wenige Fragen beantwortet worden waren, wurde das Frühstück aufgetragen: das Beste, was die Leute hatten, setzten sie uns vor. Schwerlich hätten sie auch übrigens etwas Besseres auftischen können: denn der rohe Schin-

ken, so freundlich roth, schmeckte wie Nüsse, und die Schlackwurst war so ausgezeichnet schön, daß sie selbst auf einer Königstafel keine Unehre eingelegt haben würde. Unsere Begleiter, kurz alle Versammelten gingen uns mit gutem Beispiele voran, und wir setzten Alle dem Mahle so tapfer zu, als wenn wir gestern Fasttag gehabt hätten. Endlich wurde vom Tische aufgestanden, freundlich gedankt und gegrüßt, und der Rundgang weiter fortgesetzt.

Kaum hundert Schritte hatten wir zurückgelegt, und schon wieder war die Behausung eines Vetters erreicht. Wir traten ein, wurden überaus freundlich empfangen, Jung und Alt umringte uns, herzte und küßte uns, kurz wir konnten nicht freundlicher und herzlicher aufgenommen werden. Das Versammlungszimmer hier war dem, das wir eben verlassen hatten, täuschend ähnlich, und der reichlich besetzte, wie durch einen Zauberschlag dem Boden entsproßte Frühstückstisch war dem ersten völlig gleich. Auf freundliches und dringendes Anmahnen setzte sich die Versammlung zu Tische, legte Hand an und aß mit solchem Appetite, als wenn eine unbehagliche Nüchternheit endlich zum Schweigen gebracht werden sollte. Es wurde niemals erwähnt, daß wir schon da und da gewesen wären, sondern Jeder mußte oder sollte glauben, daß ihm die Ehre des ersten Besuches geworden sey. Als zum zweiten Male dem zweiten Frühstücke wiederum raisonnabel zugesetzt worden war, erhoben wir uns von der Tafel, empfahlen uns, schnitten abermals einen Bogen von dem nöthigen Rundgange ab, und betraten dann die Wohnung zweier reicher Vettern.

Nicht so herzlich, wie von den ersten beiden Vettern, aber doch recht freundlich wurden wir auch hier begrüßt und aufgenommen. Nachdem eine Zeitlang von mancherlei Sachen gesprochen worden war, standen wir auf und wollten uns empfehlen. „O, so geht das nicht," sagte ein Herr Vetter, „da sollten die Hildesheimer wohl denken, jenseits der Weser frühstückt man nicht!" und damit ging er aus der Thür. Ich faßte mich, auch mancher Andere mag es gethan haben, unwillkührlich an den Magen, vielleicht, um zu sondiren, ob noch nicht bereits alle Räumlichkeit in demselben angewiesen sey. Unser Vetter kam bald zurück, nöthigte uns freundlich in eine andere Stube, und wir folgten oder mußten folgen. Hier erst fanden wir ein Frühstück! nicht allein durch seinen Reichthum, sondern auch durch seine Nettigkeit überraschte es uns; auch enthielt es in Ueberfluß das, was wir bei den ersten beiden Früharbeiten nicht gesehn hatten, nämlich zwei lange Reihen von Weinflaschen. Wir setzten uns zu Tische, sprachen den verschiedenen Fleischspeisen wiederum fleißig zu, noch mehr aber dem Weine. Bei Sprechen, Jubeln und Gläsergeklingel war beinah eine Stunde vergangen, als wir uns wieder erhoben, freundlich dankten und uns gegenseitig alles Gute und Liebe zum Abschiede wünschten.

Jetzt hätte endlich das Vetterbesuchen und Schmausen wohl aufhören können; aber der Ton am Orte forderte es nun einmal, daß wir wenigstens noch Zwei nothwendigerweise besuchen und begrüßen mußten. Da diese, wie man sagte, gewiß sehr böse werden würden, wenn wir sie übergingen, so wurden die Beine zu ihnen hin in Bewegung gesetzt. Bei Beiden mußten wir

noth=

nothgedrungen und aufrichtig gestehen, daß wir bereits dreimal das zweite Frühstück zu uns genommen hätten. Nichts desto weniger wurde das Frühstück aufgetragen, und Jeder von uns mußte zulangen und doch etwas zu sich nehmen.

Endlich war unser Umgang beendet, und wir traten wieder in die bescheidene Wohnung meines Onkels. Hier hatte auf uns das Mittagsbrod schon lange gewartet. Die Tante hatte sich in unserer Abwesenheit als tüchtige und sorgsame Hausfrau emsig und umsichtig getummelt, um uns mit einem festlichen Mittagsmahle angenehm zu überraschen. Mit einigen freundlichen Vorwürfen über unser langes Verweilen, musterte sie mit innerem Wohlbehagen Augen und Blicke der Gäste, und schien Lob und Dank aus unserem Gesichte zu ärndten. Aber wie ganz anders wurde ihre Miene, als wir Alle einstimmig betheuerten, daß wir unmöglich noch etwas essen könnten. Wie traurig sah die gute Tante aus! Wir mußten uns dennoch zu Tische setzen, um die Freude der sorgsamen Mutter nicht ganz zu vereiteln. Wir aßen in der That Alle und von Allem, fanden sämmtliche Gerichte überaus schmackhaft, und wünschten uns endlich eine gesegnete Mahlzeit.

Bei diesen Leuten ist's gut seyn, dachte ich, da wirst du den Abgang der Franzosen mit Muße und sorgenlos abwarten können, wenn sie auch bis an den jüngsten Tag hier bleiben. Aber! — aber! — aber! Des Nachmittags wurde ein Spaziergang vorgeschlagen. Dieser Vorschlag kam mir ganz erwünscht. Wir gingen. Ich suchte das Gespräch nach und nach auf den eigentlichen Zweck meines Besuches zu leiten; denn noch hatte ich

nicht das Geringste von meiner gefährlichen Lage erwähnt; das wollte mir aber immer nicht gelingen, denn die überreiche Redseligkeit meines Onkels wußte stets etwas Neues zur Verhandlung aufzustellen. Erst auf dem Rückwege nahm ich Gelegenheit, mich als Stoff des Gespräches vorzuschieben, indem ich sagte: „Gott! ich bin doch recht unglücklich, daß ich bei so frohen und lieben Menschen nicht so froh seyn kann, wie ich vielleicht scheine!“ — „Wie so?“ fragte der Onkel. Ich zog ihn nach und nach von der übrigen Gesellschaft etwas ab, entdeckte ihm meine ganze Angelegenheit, und fügte endlich die Bitte hinzu: er möge mich einige Zeit bei sich im Dienste behalten. Er schwieg, und ich wartete bescheiden seine Antwort ab. Nach langem Zögern athmete er endlich tief auf und sagte: „Nein, Johannes, das geht nicht! Du kannst hier nicht bleiben! Du mußt wieder fort! heute noch fort!“ Wie ein Donnerschlag wirkte dieses Urtheil auf mein Gemüth, die Thränen quollen aus meinen Augen; auch er schien tief ergriffen zu seyn. „Sind wir auch fast Alle im Orte befreundet und verwandt, so ist in solch einer hochwichtigen, gefahrvollen Angelegenheit doch nicht überall auf Freundschaft zu rechnen: nur eine einzige Unvorsichtigkeit kann Dich und Viele von uns ins Verderben stürzen. Hättest Du mir gestern gleich bei Deiner Ankunft den Zweck Deines Besuches entdeckt, und ich hätte Dein Geheimniß allein erfahren, so hätte sich vielleicht etwas thun lassen; jetzt ist aber hier nichts zu machen: nur Gefahren sehe ich von allen Seiten, nirgends auch nur eine Spur von Hoffnung zu Deiner Sicherheit. Du mußt eiligst wieder fort! Wenn es nur nicht schon zu spät ist!“ Jetzt

winkte er meinen Onkel mütterlicher Seite, meinen Begleiter, zu sich, stellte auch ihm das Gefahrvolle meiner Lage vor, bewies, in welche trübselige Verhältnisse ich ihn verwickeln könnte, und über kurz oder lang sicher verwickeln würde, ohne daß ich auch nur den geringsten Vortheil davon zöge; kurz das Ende vom Gespräche war, daß ich sein Haus noch diesen Abend wieder verlassen sollte.

Da waren nun alle schönen Hoffnungen wieder zu Thränen geworden! Was nun thun? Wir sannen hin und her; nirgends wollte für mich ein Funken der Hoffnung dämmern. Endlich sprang mein Begleiter fröhlich auf und sagte: „Das wird gehn!" — „Was denn?" fragten wir Anderen, und horchten aufmerksam auf Antwort. „Du weißt," sagte er, „daß Dein verstorbener Vater dem Herrn Gerhardt, der zwischen hier und Paderborn ein Gut gepachtet hat, manchen Gefallen, viel Gutes und Liebes gethan hat, und, so viel ich weiß, ist es auch Deines Vaters Werk, daß er unter sehr vortheilhaften Bedingungen das Gut in Pacht erhielt. Wenn er ein dankbares Herz hat, so wird er die Bitte des Sohnes nicht unerfüllt lassen." — „Das läßt sich hören," sagte ich; „da wollen wir, da müssen wir hin." Mein Onkel aus Boixen zuckte zwar die Achseln; doch meinte er, daß es in den Verhältnissen des Herrn Gerhardt vielleicht eher, als bei ihm möglich wäre, mir einen sicheren Aufenthalt zu verschaffen. Nun konnte sich aber Keiner von uns auf den Namen des Gutes besinnen. Der Zufall wollte es, daß ein Herr Vetter den Herrn Gerhardt kannte, manchmal auf dessen Gute gewesen war, und uns also alle Auskunft geben konnte,

welche wir allenfalls verlangen würden. Der Vorsicht halber mußten wir uns so stellen, als hätte der Gang des Gespräches zufällig den Herrn Gerhardt berührt. Mein Onkel war auf diesem Gute auch schon gewesen, und er konnte uns daher den Weg dahin, wie wir ihn wählen mußten, ganz zur Genüge beschreiben. Die Nacht war bei dem vielen Nachdenken und Bedenken schon so nah herangekommen, daß wir den, $2\frac{1}{2}$ Meilen langen Weg nicht mehr zurücklegen konnten; es wurde also gewagt, mir noch für eine Nacht Obdach zu geben.

Am anderen Morgen, als es kaum im Osten dämmerte, und Alles ringsumher noch in tiefem Schlummer lag, machten wir uns, nachdem unser Wirth für unsere leibliche Stärkung unterweges reichlich gesorgt hatte, nicht ohne Kummer und Besorgniß von meiner Seite, wieder auf den Weg. Mit so vieler Hoffnung ich in die Behausung meines Onkels getreten war, mit so weniger Hoffnung auf guten Erfolg ging ich jetzt diesem neuen Versuche entgegen. Da wir mit Mundvorrath reichlich genug versehen waren, so gingen wir langsam weiter; denn wir wollten erst gegen Abend bei unserem neuen Freunde einkehren. Nicht weit von dem Gute, denn wir konnten es schon übersehen, gingen wir in das Dickicht eines Waldes, suchten ein geeignetes Plätzchen auf, um das nachzuholen, was wir in der vorhergehenden Nacht versäumen mußten; jedoch wollte der Schlaf unsere Augen nicht schließen. Endlich hatte sich die Sonne so weit geneigt, daß wir, um nicht zu spät einzutreffen, uns wieder auf die Reise machen mußten. Ich ging mit banger Erwartung und stets klopfendem Herzen weiter und weiter. Wir traten ein, und fanden

bald, was wir suchten. Herr Gerhardt, der meinen Onkel gleich erkannte, empfing uns äußerst freundlich. Er ging mit uns auf seine Stube, hieß uns setzen, und er setzte sich neben uns. „Nun erzähle mir zuerst etwas von Deinem Vater! Wie geht es meinem alten lieben Freunde?“ Meine Miene mochte sich wehmüthig verziehn und ihm die Antwort schon andeuten, denn er fragte gleich: „Er ist doch nicht todt?“ Mein Ja! schien ihn zu überraschen und in heftige Bewegung zu versetzen „Das thut mir sehr, sehr leid! Ich hätte ihn gern noch einmal gesehn! Wie viel Dankbarkeit bin ich Deinem Vater schuldig! Wenn ich ihm doch die Hälfte hätte wieder vergelten können, was er so liebevoll und bereitwillig für mich gethan hat.“ Hier faßte ich Muth: „Mein Vater ruht in Frieden, er bedarf der menschlichen Hülfe nicht mehr! desto mehr hat sie aber sein Sohn nöthig! Ich bin unglücklich, sehr unglücklich, und bitte sehr, lassen Sie von der Liebe zu meinem Vater einen Theil auf mich übergehen.“ — „Von Herzen gern, mein lieber Johannes, wenn es in meiner Macht steht, so helfe ich gewiß!“ Ich entdeckte ihm nun mein ganzes Verhältniß, bat ihn, daß er mir ein sicheres Obdach geben oder verschaffen möchte, und sagte ihm ferner, daß es mir am allererwünschtesten seyn würde, wenn ich auf seinem Gute und unter seiner Leitung Arbeit erhalten und mich zu einem Oekonomen ausbilden könnte. Das schien ihm zu viel zu seyn; er antwortete nichts, stand auf, ging in der Stube tief nachdenkend auf und ab, entfernte sich und kam erst ungefähr nach Verlauf einer Stunde wieder zurück. Die lange Abwesenheit ließ schon nichts Gutes erwarten.

Zwar sollte es den Anschein haben, als wenn die Anrichtung des Abendbrodes diese Zögerung verursacht; denn es wurde nach und nach bald Dieses, bald Jenes aufgetragen, bis der ganze Tisch besetzt war. Endlich erschien der Herr selbst wieder. Man sah es ihm an, daß er mit sich in heftigem Kampfe lag. „Du setzt mich in eine große Verlegenheit," sagte er zu mir, „Du forderst etwas von mir, was ich Dir nicht geben kann, nicht geben darf. Gott! wie gern wäre ich zu Deinem Glücke behülflich gewesen! Ich habe so eben mit meiner Frau Alles überlegt und bedacht, was hier wohl zu thun, zu ergreifen sey; aber Alles ist unausführbar, ich kann Dir nicht helfen!" Die Thränen standen ihm in den Augen; er fiel mir um den Hals. „Alle," fuhr er ruhiger fort, „welche in meinem Dienste sind, müssen ganz genau nachweisen, woher sie kommen, wohin sie ursprünglich gehören. Nicht vierzehn Tage würden vergehn, und die Gensdarmen aus Paderborn hätten Dich schon wieder aufgegriffen, und ich wäre zeitlebens unglücklich. Nein! fordere von mir, was Du willst, ich thue Alles nach meinen Kräften und von Grunde meines Herzens gern; aber fordere nichts von mir, durch dessen Erfüllung ich mein ganzes Glück und das Glück der Meinigen aufs Spiel setze. Ja! schon Dein jetziger heutiger Aufenthalt hier könnte mich in große Verlegenheit setzen! noch mehr! die Pflicht gegen die Gesetze wie für meine eigene Sicherheit gebietet schon, daß ich, um alle mögliche Verlegenheit von mir abzuwenden, Dich arretiren und bei der nächsten Behörde abliefern müßte! Du setzt mich in große Verlegenheit! Du machst mich unglücklich!" Das wurde mir zu viel! Ich dankte

für seine freundliche Gesinnung gegen mich, stand auf und wollte mich gleich in der Nacht wieder entfernen. „Nein! diese Nacht," sagte er, „bleibst Du bei uns! ruhe Dich mit Deinem Begleiter erst aus, erquicke Dich, stärke Dich hier erst zu ferneren Strapazen; aber morgen mit dem Frühesten mußt Du Dich wieder entfernen! — Nun greift zu, es ist schon spät, wir müssen morgen früh wieder auf!" Mir war Eß- und Trinklust vergangen. Ich sann und dachte hin und her, brütete so in den blauen Dunst hinein, oder vielmehr ich dachte gar nichts, konnte auch an nichts denken; ich aß und trank, vergaß Essen und Trinken wieder, und — schlief, während Gerhardt mit meinem Onkel sprach, auf dem Sofa ein. Wir gingen zu Bette; ich schlief bis eben der Tag graute, sprang auf und weckte meinen Onkel; wir gingen die Treppe hinunter; Gerhardt und das Frühstück warteten schon auf uns; wir tranken und aßen, nahmen die von unserem Freunde herzlich ausgesprochenen Segens- und Glückwünsche auf die Reise, und — gingen wieder hin, wo wir hergekommen waren.

Hier wurde es in der That erst recht Ernst! Was nun zu thun? Wieder nach Hause gehn? Recht gern! aber was soll ich da machen? Bei der Mutter kann ich nicht bleiben, und die Verwandten wollen mich nicht! O! wäre ich doch bei den Soldaten geblieben! so trübselig konnte es mir in Magdeburg nimmer gehn! Aber da half kein Bereuen, kein Zürnen und Klagen, kein Nachdenken und Erwägen, kein Abmahnen und kein Zurathen! ein wenig Leichtsinn war hier das Beste: ich vertraute auf mein gutes Glück, und ließ Gott einen lieben Mann seyn. Nur das Allernächste wurde be-

dacht. „Berühren wir auf dem Rückwege Boixen wieder?“ fragte mein Onkel. — „Mir ist Alles recht,“ entgegnete ich, „geh' jetzt mit mir hin, wohin Du willst, ich folge, und, wenn Du willst, so bleibe ich auch hier bei Dir liegen.“ Wir hatten uns in dem Walde auf Moos und Blumen, ziemlich weit von der Straße entfernt, hingestreckt und waren endlich eingeschlafen. Schon war Mittag vorüber, als wir wieder erwachten. Wir blieben so lange liegen bis zu der Zeit, zu welcher wir gestern uns ebendaselbst niederlegten und den Anfang des Abends abwarteten. Dann standen wir, schlüssig und unschlüssig wie wir waren, auf und gingen langsamen Schrittes weiter.

Schon war die Sonne untergegangen, als wir nicht fern von uns Boixen wieder erblickten. Sogleich, ohne vorher Erkundigungen eingezogen zu haben, die Wohnung meines Onkels wieder zu betreten, hielt ich nicht für rathsam, sondern ich bat meinen Begleiter, er möchte erst ohne mich allein hingehen, um die Erlaubniß nachsuchen, daß ich ihn noch einmal besuchen dürfte, und die Bitte hinzufügen, daß er uns, wenn nicht vielleicht zu große Gefahr damit verknüpft seyn sollte, noch einmal Nachtquartier bewilligen möchte. Mein Begleiter ging. Es wurde dunkler und dunkler, mehr und mehr senkte sich grauer Nebel auf das Dorf herab, hüllte es endlich ganz ein, und es war meinen Blicken völlig entschwunden. Langsam hatte ich mich dem Dorfe immer mehr genähert; ich wartete, aber mein Begleiter kam nicht zurück. Schon war ich besorgt, daß ich in der Dunkelheit einen andern Weg möchte eingeschlagen haben, spähete daher, so weit der Blick reichen wollte, in der Um-

gegend umher; aber nirgends fand meine Besorgniß auch nur einige Bestätigung. Ich ging also auf gutes Glück weiter, sah aus dem Nebel endlich einige Häuser hervorgrauen und stand auf einmal dicht vor dem Dorfe. Schon ließ der Nachtwächter sein schauerlich-feierliches Horn und den Ruf erschallen: „Elf ist die Glock!“ und noch war mein Begleiter nicht zurück! Sollte er die Wohnung verfehlt haben? Sollte er vielleicht gar angehalten worden seyn? Dieser letzte flüchtige Gedanke ergriff mich schmerzhaft; alle Schreckniſſe der Gefangenschaft traten grausenhaft vor meine Seele! Ich kehrte um, blieb stehn, kehrte wieder um, stand wieder; kurz ich wußte nicht, was ich beginnen, was ich weiter aufgreifen, wohin ich mich wenden sollte? In der Behausung des Onkels konnte mein Begleiter sich nicht mehr aufhalten, das schien wohl gewiß zu seyn Ich hatte mich niedergesetzt und war bis zu dem Entschluß gekommen, durch das Dorf zu gehn, ein wenig zu horchen, und wenn weder Auge noch Ohr etwas vernehmen sollte, allein weiter zu gehen bis in die Nachbarschaft von Holzminden. Jetzt vernahm ich durch die Stille der Nacht ferne Tritte. Ich ging einige Schritte weiter von dem Wege ab, legte mich in einen Graben, um die Gefahr, -- denn die Tritte wurden immer deutlicher, — vorübergehn zu lassen. Endlich erblickte ich die Ursache meiner Vorsicht und Furcht: es war mein Onkel, der einen anderen Weg verfolgt, und mich mithin verfehlt hatte. Er war wieder dahin gegangen, wo wir vor drei Tagen so äußerst freundlich empfangen und so liebevoll aufgenommen und behandelt worden waren, hatte meine Bitte vorgetragen, aber kurze und bestimmt abschlägige

Antwort erhalten. Alles, was er mitbrachte, war ein freundlicher Gruß und die Einladung, daß ich morgen in aller Frühe noch einmal vor seine Thür kommen sollte, er möchte mich zum Abschiede noch einmal sehn; auch würde er bis dahin Essen und Trinken besorgen, damit wir nicht nöthig hätten, unterweges in Wirthshäuser einzukehren. „Der soll lange auf mich warten," erwiederte ich unwillig, „sein Essen und Trinken mag ich auch nicht! der liebe Gott wird mich schon weiter helfen."

Mein Begleiter war unwillig, nachdem er den kurzen unangenehmen Bescheid erhalten hatte, gleich wieder umgekehrt, hatte, vielleicht in Gedanken vertieft, zwar die Richtung, aber einen unrechten oder doch nicht denselben Weg wieder eingeschlagen, war so in Gedanken immer weiter und weiter gegangen, und hatte endlich zum Glück eine Stelle erreicht, wo wir vor drei Stunden noch gesessen und überlegt hatten. Wir freuten uns Beide, daß wir uns wieder hatten, ließen Boixen Boixen seyn, gingen hindurch und wanderten auf Holzminden zu.

Der Weg dahin war nicht zu verfehlen. Die nördliche Dämmerung rollte weiter und weiter nach Osten hin ihren schimmernden Schleier auf, lichter und lichter wurde der Schein am östlichen Gewölke, und vor uns erhob sich eine weithin ausgedehnte hohe dichte Dunstmauer. Wir waren in der Nachbarschaft der Weser, ihre reichlichen Ausdünstungen konnte die Kühle der Luft nicht mit sich verschmelzen, sie schied sie als dichten Nebel wieder aus, der wie eine dichte undurchdringliche Mauer auf dem Gewässer lagerte. Wir waren in der

Nachbarschaft von Holzminden, sahen aber noch nichts Sicheres davon. Das Morgenroth sendete schon so lichtvolle Strahlen um uns her, daß wir nach und nach immer deutlicher auch schon etwas entfernte Gegenstände unterscheiden und endlich auch Holzminden erkennen konnten.

So früh, glaubte ich, möchten sich die Gensdarmen wohl von ihrem Lager noch nicht erhoben haben, ich ging also ohne Furcht, oder vielmehr froh und guter Dinge in das Städtchen hinein. Noch war Alles ruhig, unsere Tritte wurden von dem städtischen Geräusch und Geschwirre noch nicht übertönt; nur hier und da klafften schon die Fensterladen, und der Hausknecht trat, sich reckend und dehnend, aus der Hausthür hervor und sah gähnend den Himmel an. Wir kamen über die Weser, und gingen durch die Stadt, ohne daß wir irgendwo neugierige Blicke auf uns gezogen hätten. Wir hatten das Städtchen zwar wiederum hinter uns, aber eine ziemlich weit ausgedehnte Ebene lag noch vor uns, welche wir durchschreiten mußten, ehe wir den sicheren Wald erreichen konnten. Hätte einer von den zwei berittenen Gensdarmen, welche in Holzminden wohnten, irgend eine Frühexcursion oder Expedition in oder durch diese Gegend zu veranstalten gehabt, wir würden schwerlich seinen Blicken entgangen seyn.

Wir erreichten, ohne weiter einen Menschen gesehn zu haben, den bewaldeten Fuß des Wesergebirges. Wie immer, so auch hier, athmete ich wieder hoch auf, und fühlte mich so erleichtert, als wenn ich, Gott weiß, was für eine drückende Last abgeschüttelt hätte. Noch hatte uns die Sonne an diesem Morgen ihre Strahlen nicht

zugesendet, ein langer Nebelstreif zeigte uns noch weithin die Richtung und die Krümmungen der Weser, nur hier und da sahen wir die höchsten Kuppen und Bergrücken vergoldet glänzen. Der ganze Himmel war heiter, nur am fernen Horizonte lagerte eine graublaue Dunstschicht. Wir stiegen auf die bewaldeten Höhen hinauf, blumenbekränzte Pfade geleiteten uns weiter und weiter, aus den Kronen der Bäume und aus Gebüschen trillerten uns aus tausend Kehlen die befiederten Waldbewohner ihr Morgenlied vor; Alles um uns her war froh, überall herrschte und lachte der Frieden!

Als wir noch nicht eine halbe Meile in dem Walde langsam zurückgelegt hatten, erblickten wir, etwas seitwärts vom Wege, schon ein reges Hin- und Herwanken von vielen Menschen, noch etwas weiter, sahen wir deutlich ein aufgezäumtes Pferd. Wie ein Blitzstrahl zuckte dieser Anblick durch meine Seele; wir blieben Beide wie erstarrt eine Weile stehn: plötzlich drangen wir, ohne uns gegenseitig auch nur das Geringste gesagt zu haben, seitwärts in den dichten Wald hinein, und lagerten uns hier so dicht auf den Boden, daß wir eben durch das Gebüsch nach der verdächtigen Gegend hinblicken konnten. Nicht lange hatten wir auf der passiven Lauer gelegen, als der Grund unserer Furcht seine volle Bestätigung erhielt. Ein Gensdarm schwang sich in den Sattel und ritt auf uns zu. Wie schlug mein Herz in banger Furcht, ich drückte mich so dicht auf den Boden, als hätte ich 10 Ellen tief mich hineindrücken wollen. Der Gensdarm ritt auf unserem Fußwege nicht, sondern er nahm eine etwas andere Richtung, näherte sich uns aber mehr und mehr, und kam

endlich so dicht an uns heran, daß er, wenn er auf einer lichten Stelle, die er passirte, nach unserer Gegend hingesehn hätte, uns sicherlich erblickt haben würde. Jedoch die Gefahr ging dießmal glücklich dicht an uns vorüber. Eine geraume Zeit blieben wir noch hingestreckt und ruhig liegen, dann standen wir auf, gingen langsam und umsichtig nach der Gegend hin, wo der Gensdarm vor uns vorbeigeritten war, und erblickten einen ziemlich breiten Weg, den wir früher nicht bemerkt hatten. Nur noch etwas weiter hätten wir waldein gehen müssen, und unsere Entdeckung wäre unvermeidlich gewesen.

Nachdem wir uns von unserem Schrecken einigermaßen erholt hatten, gingen wir wieder nach unserem Fußpfade hin und näherten uns den Arbeitern, bei welchen der Gensdarm gestanden hatte. Mehr als ein Dutzend Menschen waren hier an und in einem Thonschieferbruche beschäftigt. Wir boten einen lauten freundlichen guten Morgen, die Arbeiter sahen von ihrer Arbeit auf und grüßten wieder. Die Erlaubniß, daß wir uns in ihrem flachen Baue etwas umsehen dürften, wurde auf unsere Bitte gern bewilligt. Wir erkundigten uns dann nach sicheren Fußwegen. Hier errieth gleich Jeder, zu welcher Abtheilung von Menschen ich gehörte, Alle wurden freundlich und wollten hülfreich seyn; die besten und sichersten Wege waren bald ausgemittelt und angegeben, und Alle gaben uns den Wunsch: „glückliche Reise!“ auf den Weg. Da die Leute des Gensdarmen keine Erwähnung thaten, so fragte ich, was denn der Strickreiter bei ihnen für Geschäfte gehabt hätte? und wir erfuhren, daß dann und wann ein Gensdarm hier und an ähnlichen Orten im Gebirge sich sehen

ließe, und Erkundigungen einzöge, ob vielleicht ein Deserteur, oder sonst ein verdächtiger Mensch hier Arbeit und Brod fände. Wir hatten die Absicht des frühen Besuches begriffen und gingen unserer Wege.

Auf unserem Gange über das Gebirge hatten wir bald die bedeutendste Höhe erreicht, und konnten wieder weiter ostwärts blicken, in die Gegend hinab, welche wir heute noch hinter uns bringen sollten. Wir befanden uns auf einem breiten Wege, der nicht allein von Menschen und Thieren betreten, sondern auch befahren war. Auf dergleichen Wegen, besonders wenn ich die nächste Umgegend nicht überblicken konnte, war ich sehr ängstlich; ich wollte daher die Gefahr meiden und waldein gehn. Aber unser Proviant war schon lange ausgegangen, und der Hunger mahnte uns, neue Vorräthe zu beschaffen. Wir hatten Menschenstimmen und das Wiehern von Pferden gehört, also möglich, daß wohl ein Wirthshaus nicht fern von uns seyn möchte. Noch eine Strecke gingen wir auf demselben Wege weiter, und sahen endlich durch die Bäume ein Haus, was wir auch bald für ein Wirthshaus erkannten. Ich war dießmal so vorsichtig und so furchtsam, daß der heftigste Hunger mich nicht in das Haus getrieben haben würde, ich bat daher meinen Begleiter, daß er in das Haus gehen und einkaufen möchte, was uns Noth that, während ich auf einem weiten Umwege durch das Gebüsch den Weg wieder zu erreichen suchen wollte. Wir gingen Beide, Jeder seinen besonderen Weg. Nach Verlauf einer langen Zeit trafen wir wieder zusammen, gingen ins Dickicht, beschwichtigten unseren Hunger und legten uns, da wir eine recht einladende sichere Stelle

gefunden hatten, der Länge nach auf das grüne Polster, um ein paar Stunden zu schlafen.

Schon hatte die Sonne auf ihrer Kreisbahn bereits wieder den Südwestpunkt erreicht, als wir erwachten, und uns so gestärkt fühlten, als wenn wir die vorhergehende Nacht süß geschlafen und heute noch gar keinen Marsch gemacht hätten. Wir gingen weiter. Drükkend heiß war der ganze Tag gewesen; an dem ganzen Horizonte, so weit wir unsere Blicke hinsenden konnten, thürmten sich Wolken auf Wolken, deren obere, zwar verworrene, aber scharf abgegränzte Kuppen in hellem Silberglanze strahlten. Höher und höher stieg das gewaltige Nebelgebirge, tiefer und tiefer färbten sich die grauen Abhänge und gingen hier in ein dunkeles Schwarz, dort auch wieder in ein lichteres Grau über. „Wir werden noch vor Abend naß werden," sagte mein Onkel, „ein fürchterliches Gewitter werden wir im Gebirge aushalten müssen! Wenn wir nur ein Obdach erreichen könnten!" Wir verdoppelten unsere Schritte, und bald sahen wir zwischen den Bäumen einige Rauchsäulen aufsteigen. Wenn ich auch sonst auf meinem gefährlichen Wege menschliche Wohnungen eben nicht gern sah, so war doch hier die Annäherung eines Obdaches keineswegs unerwünscht. Unser Weg führte uns an dem Abhange des Gebirges bald in ein kleines Dorf. Wir traten in die Gaststube, und forderten eine Mandel gekochte Eier. Man erwiederte uns hierauf, daß vielleicht das Gewitter früher heraufgekommen seyn möchte, ehe wir unsere Eier würden verzehrt haben. Allerdings eine sonderbare Erwiederung; aber es wird in vielen Gegenden Niedersachsens für gefährlich, auch für unschicklich

gehalten, wenn man während eines Gewitters ißt. Ich schützte einen großen Hunger vor; und wir erhielten hierauf bald, was wir gefordert hatten. Die Mandel Eier war gut gezählt: wir hatten auf unserem Teller Jeder neun Stück. Wir setzten uns zu Tische und aßen. Schon brüllte ferner Donner dumpf in langen Zügen über Berg und Thal; näher und höher rückte unter stetem dumpfen Gerolle und Gebrause die Verderben drohende Wolkenmasse heran; Alle in der Stube, denn es hatten sich daselbst nach und nach viele Menschen versammelt, waren in gespannter ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Plötzlich stand das ganze Haus wie in einer blendenden Feuermasse, und nicht eine volle Sekunde nachher, als wir noch Alle geblendet waren, knallte der Donner dreimal dicht hinter einander, als wenn drei Kanonen, die Mündungen nach den Fenstern gerichtet, dicht vor uns abgefeuert worden wären. Lauter und furchtbarer habe ich nie einen Donner wieder gehört, in solch einen Flammenpfuhl hat mich nie wieder ein Blitz eingehüllt! Wir Alle erschraken! Daß mein Schreck auch nicht geringe mochte gewesen seyn, beweist wohl, daß mir ein Ei aus der Hand gefallen war, ohne daß ich es einmal gemerkt hatte; denn nach dem Donner wollte ich weiter essen, aber mein Ei lag auf dem Boden. Das war nun eine ängstliche Regsamkeit in der Stube: Der lief nach dem Gebetbuche, Die nach der Bibel, Jener nach dem Gesangbuche, Jene nach der Postille; kurz Jedermann wollte jetzt durch inbrünstiges Gebet den Zorn des Himmels beschwichtigen. Vorher scherzten noch Manche, die Mädchen kicherten, wie gekitzelt, über die albernen und groben Späße der Männer:

ner: jetzt war der Ernst über das Gesicht Aller ergossen, in tiefer Demuth beteten Alle. Keiner hob seinen Blick von dem göttlichen Inhalte nach anderen Gegenständen auf; nur ein junges erwachsenes Mädchen blickte dann und wann mit vollem Ingrimm halb auf, und schoß Blicke auf uns, als wollte sie uns damit durchbohren: „Das ist gotteslästerlich! das ist abscheulich!" flüsterte sie einer Nachbarin zu. Ich glaubte gleich, mich nicht zu irren, sie zürnte auf uns, weil wir uns so weit vergessen konnten, bei einem so heftigen Gewitter zu essen.

Eine kleine, hierher gehörige Anekdote ist in Niedersachsen fast in Aller Munde: Zwei Wanderer hatten sich, ermüdet vom Gehen, hinter einem Gebüsche zur Ruhe hingelegt. Bald erhob sich ein heftiges Gewitter. Der Eine von ihnen war in festen Schlaf verfallen, während der Andere seinen Ranzen öffnete und den Inhalt desselben sich wohlschmecken ließ. Schon rollte der Donner über seinem Kopfe; er aber ließ sich nicht stören, sondern aß mit gesegnetem Appetit weiter fort. Auf einmal erscholl vom Himmel herab eine dumpfe ernste Stimme: „Verschone den Schläfer, aber triff den Fresser!" Der Blitzstrahl zuckte prasselnd herunter, und der Esser war nicht mehr.

Nie, oder doch selten, sieht man in jener Gegend während eines Gewitters die Leute essen; überrascht sie beim Mittags- oder Abendessen ein Gewitter, so stehen sie gewiß vom Tische auf. Wir wollen die Leute bei ihrem Gebrauche lassen; vielleicht ist es besser, während eines Gewitters sich des Essens zu enthalten, wenn man auch nicht sagen kann, warum? es sey denn, daß die, zu dieser Zeit vielleicht thätigere Transpiration eine bes-

ser leitende Säule über den Häuptern der Esser bildet, als über den Nichtessern. Wenn diese Dunstsäule aber der Grund des leichteren Treffens wäre, so müßte jedenfalls die Angst bei einem Gewitter noch gefährlicher seyn. Viel sicherer wäre man also bei einem Gewitter, wenn man nicht ißt und auch keine Angst hat, und dann wäre wiederum allerdings der Schlaf gegen den Blitz das beste Schutzmittel. Selten ist es, daß ein Mensch von dem Blitz erschlagen wird; aber ist jemals schon ein schlafender Mensch getroffen worden? Ich weiß es nicht.

Nachdem das Gewitter vorüber war, hatte auch Jeder sein Andachtsbüchlein wieder bei Seite gelegt. Das kleine Mädchen sah uns immer noch so böse und verächtlich an, daß ich glaubte, ihr einige beruhigende Worte sagen zu müssen. „Du bist böse auf uns, mein liebes Kind," sagte ich zu ihr, „und warum? Etwa deßhalb, weil wir, während es so heftig donnerte, aßen?" Das Mädchen antwortete ganz freimüthig: „Ja! beim Gewitter muß man auch nicht essen, sondern Gott bitten, daß er gnädig seinen Zorn von uns abwenden möge!" — „Aber nun sieh einmal, wie ungerecht und unvorsichtig zugleich Du gewesen bist. Du hast ja nur das Buch vor Augen gehabt, und uns fast immer angesehn; anstatt andächtig zu seyn, warst Du böse und zürntest auf uns; Du wolltest den lieben Gott weiß machen, daß Du betetest, Du hast aber gar nicht gebetet, ich habe es wohl gesehn; Du hast also den lieben Gott betrügen wollen. Kennst Du denn den lieben Gott wohl? Hast Du schon gehört, daß dieser große Vater aller Menschen allwissend, allgütig und allgerecht ist?

Er weiß es ganz genau, was Dir gut ist, und nach seiner Güte und Weisheit wird er das über Dich kommen lassen, was für Dich das Beste ist: ist es für Dich gut, daß Du noch lebest, so wird er Dein Leben erhalten, ist es besser für Dich, wenn Du stirbst, so wird er Dich vernichten. Sieh, so denke ich! Mein Gebet ist: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! Vater, Dein Wille geschehe! Sieh, wenn ich das bei großen Gefahren gesagt habe, dann fühle ich mich so wohl, dann habe ich gar keine Furcht und Angst mehr; ich kenne diesen lieben Vater, und weiß, daß er mir nur das thun wird, was gut für mich ist. Wer sollte nun bei dem Gewitter wohl besser gebetet haben, ich oder Du?" Sie lächelte und hüpfte aus der Stube. Das Gewitter hatte sich verzogen, und hell und klar glänzte die Sonne wieder vom westlichen Himmel herab. Aufgewühlt von dem gewaltigen Regenguße lagen Wege und Stege vor uns, und auf Bäumen und Gebüschen blitzten in dem reinsten Farbenglanze tausende von Regentropfen, heller als die klarsten Diamanten. Jetzt war es Zeit, daß wir uns wieder auf den Marsch machten; ich fragte nach unserer Zeche: „Zwei Mariengroschen," war die Antwort. Ich glaubte die Antwort nicht recht verstanden zu haben, fragte daher meinen Begleiter, und er antwortete: „Zwei Mariengroschen." Ich bezahlte, und wir gingen. Wohlfeiler habe ich nie gegessen: neun gekochte Eier, Brod und Salz dazu für 8 gute Pfennige!

Die Sonne war schon hinter den Bergen verschwunden, als wir Gronau wieder erblickten. Wir wählten denselben Fußweg, der uns vor fünf Tagen sicher durch

Wiesen und Gebüsche geleitet hatte, stiegen über den Zaun in den Garten, und befanden uns wieder bei unserem freundlichen Wirthe. Ich trat gleich an ihn heran, sagte ihm, daß wir nicht gekommen seyen, um bei ihm zu übernachten, sondern wir wünschten nur ein gutes Abendbrod zu uns zu nehmen, und dann wollten wir gleich unsere Reise nach Hildesheim weiter fortsetzen. Wir erhielten zu unserer vollen Zufriedenheit bald Alles, was wir verlangt hatten, und empfahlen uns.

Finster war die Nacht; aber je finsterer, desto sicherer für mich! Schon war Mitternacht vorüber, als wir Kloster Escherde erreichten. Natürlich gingen wir vorbei; Alles war still um uns her, nur hier und da bellte ein Hund den leisen Schall fremder Tritte an. Wir gingen waldein, bergauf, und eilten, um schnell den Escherberg zu übersteigen. Auf diesem Wege mußten wir auch die Stelle berühren, wo der berüchtigte Schmidt ein armes Mädchen aus Westphalen erdrosselt hatte. (Ein Weiteres über diese Grausamkeit wird nach dem Ende dieser Geschichte folgen.) Wiewohl keinesweges kindische Furcht uns befiel; so schauderte uns Beiden doch die Haut, als wir diesen Ort, wo ehemals tief unter viehisches Treiben erniedrigte Grausamkeit wüthete, erreicht hatten.

Bald hatten wir auch das Thal, worin das Dorf Sorsum liegt, erreicht, umgingen auf wohl bekannten Wegen das Dorf, und erreichten Himmelsthür, als noch Alles in Nacht eingehüllt war. Wir traten vor die Wohnung meiner Mutter, und nur geringe Zeichen genügten, uns den Eingang zu verschaffen. So freundlich auch meine Mutter mich empfing, so sagte ihre Miene

doch deutlich genug, was in ihrer Seele vorging, nämlich: wärst Du doch weggeblieben! Allerdings wünschte dieß wohl Niemand mehr als ich; aber wo sollte ich bleiben, da Keiner von meinen Verwandten und Bekannten mir ein sicheres Obdach geben oder verschaffen wollte? Mein einziger Ausweg war, oder schien mir doch damals zu seyn, wieder bei meiner Mutter Schutz und Sicherheit zu suchen. Da war nun guter Rath theuer Zu Hause konnte ich unmöglich eine lange Zeit hindurch unentdeckt bleiben; es mußte also ein anderer Versteck ausfindig gemacht werden. Nach vielem Für- und Gegensprechen wurde Hildesheim selbst als der beste Aufenthalt ausgewählt. Noch an demselben Vormittage ging meine Mutter nach der Stadt, und wollte durch Bitten und Versprechen einen Drechsler, der allein ein Haus bewohnte, zu bewegen suchen, mir in seinem Hause auf einige Wochen einen sicheren Aufenthalt zu bewilligen. Der gefällige Mann hatte ohne alle Einwendungen gleich in die Bitten meiner Mutter eingewilligt. Mit schwerem Herzen und kummervoller Miene war meine Mutter weggegangen, mit heiterem Gesichte, worauf eine erwünschte Nachricht deutlich zu lesen war, kam sie wieder. O, Mutter, Mutter, hättest Du damals gewußt, welchen Kummer Dir dieser Gang verursachen würde, Du würdest, anstatt so seelenfroh zurückzukehren, bitterlich geweint haben!

Es wurden nun gleich die nöthigen Einrichtungen getroffen, um das in Ordnung zu bringen oder herbeizuschaffen, was in meiner neuen Wohnung Noth that. Des Abends um 10 Uhr hatte ich meinen Versteck bezogen. Das Stübchen, welches ich im Hinterhause,

dicht unter dem Dache, einnahm, ließ in jeder Hinsicht nichts zu wünschen übrig: ich hatte nach vielem Suchen in der Ferne, mit geringer Mühe und ganz in der Nähe das gefunden, was gar nicht zweckmäßiger seyn konnte. Eine Woche hatte ich in meiner neuen Wohnung verborgen gesessen, als mich ein Gelüstchen verleitete, meine Mutter einmal wieder zu umarmen. Kaum war die Lust zu dieser Unternehmung in meiner Seele aufgetaucht, so wurde auch schon zu ihrer Ausführung geschritten.

Mit einer langen Tabakspfeife im Munde trat ich die Wanderung an. Aus einem Thore zu gehn, hielt ich nicht für rathsam, sondern ich ging vor einem Kloster vorbei auf den Wall, schmauchte mein Pfeifchen und erreichte den hohen Rondeel. Von hier abwärts waren mir ein paar Fußwege gar wohl bekannt, ich stieg hinunter, zwang mich durch eine Oeffnung in dem bereits halb verfallenen Zwinger, und sprang in den hier trocknen Stadtgraben hinab. Dieser war bald durchschritten, die gegenüberstehende Mauer gewandt erklettert, und ich befand mich außerhalb der Stadt, fern von menschlichen Wohnungen. Ueber Wiesen und Felder eilte ich bald hinweg, und erreichte das Haus meiner Mutter, das von dieser Seite eine gute Lage hatte, denn es war das erste Haus im Dorfe. Ich traf fast alle die Meinigen noch auf; auch sah ich dießmal die Auguste wieder, der mein Aufenthaltsort nicht entdeckt worden war. Da war nun die Freude groß! meine Mutter aber schien sich gar nicht zu freuen. Sie suchte, wie es mir schien, eine Gelegenheit abzuwarten, mir unter vier Augen ein paar Worte zu sagen. Bald war diese

gefunden, und sie eröffnete mir dann ihr Mißtrauen gegen Augusten. „Wenn ich auch nicht befürchte, daß Juste Dich verrathen wird, so kann sie doch zu Deinem Verrath Veranlassung werden, denn sie hat hier mit einem Mädchen Bekanntschaft gemacht, das mir eine falsche Sieben zu seyn scheint. Sagt die Juste diesem Mädchen auch nur Etwas von Dir, so bist Du verrathen. Geh daher gleich wieder nach der Stadt, und komm nicht eher wieder, als bis ich Dir sagen lasse, daß Du uns einmal ohne Gefahr besuchen kannst." Meine Mutter sagte mir alles dieses mit einer so wichtigen Heimlichkeit, als wenn eine geheime Ahnung ihr diese Worte auspreßte. Ich trat wieder in die Stube ein, aß und trank noch etwas, sah dann nach der Uhr, sprang auf, und mit den Worten: „Herr Gott! wie spät ist es schon!" wollte ich davoneilen. Auguste trat mir mit weinenden Augen entgegen und wollte mich bewegen, die Nacht dort zu bleiben. Diese Bitte wies ich ohne Weiteres von der Hand. Nun wollte sie mich begleiten. „Liebe Juste," sagte ich zu ihr, „wenn ich allein gehe, so gehe ich sicherer. Das ist es aber nicht allein, weßwegen ich Deine Begleitung nicht gern sehe, sondern ich habe meinen guten Grund, Dir n einen Aufenthalt nicht zu entdecken, auch selbst nicht einmal die Richtung dahin darfst Du erfahren, wie denn überhaupt auch Keiner weiß, wo ich mich verborgen halte. Und sieh: wißt Ihr Alle nicht, wo ich mich aufhalte, so kann weder böser Wille, noch Unvorsichtigkeit von Eurer Seite, auch keine Gewalt an mich zum Verräther werden. Du wirst meinen Grund wohl triftig genug finden, und mir also die Abweisung Deines liebevollen An-

erbietens nicht übel nehmen! Nun lebet Alle recht wohl! Wenn die Umstände es einmal erlauben, und mir keine Gefahr dabei zu seyn scheint, so besuche ich Euch bald wieder. Nun lebet Alle wohl!" Ich eilte den Weg, welchen ich gekommen war, bald wieder zurück, erreichte, ohne von Jemand anders, als von meinem freundlichen Wirthe gesehen worden zu seyn, mein nettes Stübchen, und legte mich recht seelensfroh zu Bette. Der folgende Tag verging, ohne daß irgend etwas Außergewöhnliches vorfiel, so auch die darauf folgende Nacht. Noch hatte ich keine bestimmte Beschäftigung mir ausgewählt. Ich durchblätterte einige Bücher, durchsah mehre Schreibereien, und nahm mir endlich vor, um eine anhaltende Arbeit zu haben, irgend einen der schwereren lateinischen Autoren schriftlich zu übersetzen. Der Lucrez sollte zuerst, und zwar in Versen, übersetzt werden. Die ersten paar Blätter wurden genau durchgesehn, durchdacht, und der Inhalt in Hexametern zu Papier gebracht. So war der Abend herangekommen, ich aß mit meinem lieben menschenfreundlichen Wirthe unter vielem Plaudern und Scherzen das Abendbrod, und schon war zehn Uhr vorbei, als wir uns gegenseitig herzlich eine gute Nacht wünchten.

Plötzlich erwachte ich! Ich erschrak und richtete mich auf; mein Wirth stand mit einer brennenden Laterne vor mir. Die Thränen liefen ihm über die Backen. Er sprach Anfangs kein Wort, und doch hatte ich ihn ganz verstanden. „Sie müssen aufstehn," brachte er endlich schluchzend heraus, „Sie müssen aufstehn, Ihre Mutter ist mit einem Gensdarm unten in der Stube; Sie sind verrathen." Jetzt sprang ich aus dem

Bette, warf mir einige Kleider um, glühte vor Wuth, ergriff ein großes Taschenmesser und wollte davoneilen. So viel mir von meinem damaligen Zustande noch in Erinnerung geblieben ist, so hatte ich die wüthende Absicht, den Gensdarm gleich bei meinem Eintritte zu durchstoßen. Die Klinge meines Messers war über 5 Zoll lang und sehr scharf. Mein Wirth fiel vor mir auf die Knie, und bat mich flehentlich, jetzt noch nicht hinunter zu gehn. Er hatte sich an die Thür gelehnt, so daß ich, wenn ich davoneilen wollte, ihn erst hätte von der Seite drängen müssen. Ich wurde etwas ruhiger, und auf seine Erinnerung, daß ich, wenn ich dem Gensdarm was zu Leide thäte, ihn unglücklich machen würde, ließ ich endlich von meinem Vorhaben, was mir die Wuth eingegeben hatte, ab, und überlieferte mich, scheinbar ruhig, den Händen des Strickreiters. Ich glaubte mit barschen Worten empfangen zu werden, — was äußerst gefährlich hätte werden können, — und nahm mir daher fest vor, es möge kommen, was da wolle, hier im Hause keine Gewalt zu gebrauchen. Ich trat in die Stube, meine Mutter sah mich flüchtig, aber mit einem tief in die Seele greifenden, abgeweinten Blicke an, mit herzzerreißender Wehmuth stand sie, die rechte Hand auf den Tisch gestützt, gebückt in der Mitte der Stube, und wagte nicht mehr, ein Auge zu mir zu erheben. Der Gensdarm trat mit verstellter Höflichkeit mir entgegen und bat mich, es nicht übel zu nehmen, daß er mich so spät in der Nacht hätte stören müssen. Ich entgegnete ihm: er hätte ja wegbleiben können, zumal an seiner und seines Gleichen Gegenwart keinem Menschen etwas gelegen wäre. Mein Wirth zitterte;

und in der That hatte ich alle Geisteskraft anzuwenden, damit meine Wuth nicht zum Ausbruche kam. Nun wollte der hämische Mensch mir weiß machen, es sey ein Act der Menschenliebe von seiner Seite, daß er mich aufgesucht und endlich gefunden hätte, und sagte, daß es sehr genugthuend für sein Herz sey, mich endlich meinem Glücke wieder entgegenführen zu können. „Herr!“ sagte ich ihm, „thun Sie, was Ihnen Ihre Pflicht gebietet, und kränken Sie diese beiden tief ergriffenen Herzen durch Ihre Lügen nicht! Ich werde Ihnen folgen, ganz ruhig dahin folgen, wohin Sie mich bringen werden, weiter will ich von Ihnen nichts; denn Sie können und werden mir weder schädlich noch nützlich seyn. Wenn Sie aber, wie Sie es sagen, ein menschenfreundliches Herz im Busen tragen, so erfüllen Sie mir eine Bitte!“ — „Wenn ich sie erfüllen kann und darf, recht gern!“ war seine, in der That recht freundliche Antwort. — „Nun dann bitte ich, sagen Sie nicht, wo Sie Kunde von mir erhalten, und nicht, wo Sie mich aufgefunden haben.“ Dieß versprach er, und nun gingen wir Beide weiter.

„Holla! He!“ läßt sich vor dem Hause meiner Mutter eine laute Baßstimme vernehmen, „holla! aufgemacht!“ Einige heftige Kolbenstöße werden gleichzeitig gegen die Hausthür geführt, und geben dem Rufen mehr Vernehmlichkeit und Nachdruck. Meine Mutter springt ängstlich aus dem Bette, sieht aus dem Kammerfenster, und gewahrt zwei Menschen und ein Pferd. Sie fragt, was man wolle? „I, Du verfluchtes Weib, fragst Du noch lange? Schnell aufgemacht, oder ich schieße Dich todt, wie'n tollen Hund! ich werde Euch

zusammengerben, das Fell soll Euch rauchen!" Man denke sich die Angst, worin meine arme Mutter von diesem Wütherig versetzt wurde! Meine Mutter weckt hierauf in aller Angst und Eile ihren Bruder, und Beide sehen noch einmal aus dem Fenster. Das Lärmen und Toben, das Schreien und Fluchen vor der Thür ruft selbst einige der nächsten Nachbarn aus dem Bette. Aengstlich und zitternd wankt meine Mutter nach der Hausthür und öffnet sie. Der Unmensch springt wie ein Verzweifelnder in die Thür, stößt Anfangs meine Mutter zurück, daß sie an die Wand fliegt, ergreift sie wieder, schüttelt sie gewaltsam hin und her, und schreit ihr die Worte zu: „Verfluchte Hexe, ist Dein Sohn, Johann Friedrich, hier?" Meine Mutter ist ganz betäubt, und sagt: „Ja!" Nachdem sie sich von dem ersten Schrecken wieder etwas erholt hatte, sagt sie, daß ich nicht hier wäre, und daß sie überhaupt auch nichts von mir wüßte. „Euch soll ja Tod und Teufel holen!" schreiet der Unhold; „finde ich ihn, ich spieße Euch Alle!" Ein Glück für diesen Tieger in Menschengestalt war es, vielleicht auch für mich und noch mehr für meine Mutter, daß ich nicht an Ort und Stelle mich verborgen hielt; denn wäre ich zu Hause gewesen, und hätte die grausame Behandlung und Mißhandlung meiner Mutter gesehn, schwerlich wäre der Unmensch mit dem Leben wieder aus dem Hause gekommen. „Wartet, ich werde ihn schon finden! Licht her! schnell!" Alles springt und läuft, um die Befehle des Strickreiters so schnell als möglich zu befolgen. Jetzt nimmt er das frei brennende Licht, läuft unvorsichtig genug und in vollem wirklichen oder scheinbaren Zorn

von einem Raume in den andern, stürmt in eine Kammer hinein, wo er meine kleineren Geschwister noch schlafend findet, setzt das Licht auf einen Tisch, packt den größeren von meinen Brüdern, einen Jungen von 14 Jahren, mit kräftigen Fäusten an beide Ohren, hebt ihn so in dem Bette gerade in die Höhe und schreit dem Halbschlafenden die Worte in die Ohren: „Ist Johann Friedrich R. hier?" Der Junge sagt: „Ja!" Nun schreit er weiter: „Wo ist er? wo hält er sich versteckt? wo schläft er?" Mein Bruder war von dieser grausamen und unklugen Behandlung endlich völlig wach geworden, und fragt weinend: was er denn wolle? „Ich frage, ob Johann Friedrich R. hier ist?" — „Den kenne ich nicht," entgegnete ihm mein Bruder. Hierauf erhält er eine Ohrfeige, daß er zu Boden sinkt. „Du Schlingel, Du kennst Deinen Bruder nicht? Oder wie heißt er: Johann, Johannes, oder Friedrich, oder Fritz?" — „Johannes," entgegnete ihm mein Bruder, „ist nicht hier, auch weiß ich nicht, wo er ist." Der wuthschnaubende Bösewicht springt jetzt aus dieser Kammer in eine andere, dann fliegt er auf den Boden, untersucht alle Ecken und Winkel, eilt noch einmal, in grimmiger Wuth tobend, oben wie unten aus einem Raume in den andern, und erreicht endlich das Ende seines unnützen Suchens in derselben Stube, welche er zuerst betreten hatte. Nachdem er eine Zeitlang, wie mein Bruder sagte, wie ein Schafkopf gestanden hatte, heuchelt er immer mehr und mehr Ruhe, und sagt zu meiner Mutter: „Ich habe Ihren Sohn gesucht und habe ihn nicht gefunden. Ganz bestimmt weiß ich, daß er vorgestern hier in diesem Hause bis elf Uhr gewesen und dann wieder fortgegangen ist. Ich

weiß auch gar wohl, daß die Meisten hier im Hause seinen Aufenthalt nicht wissen; weiß aber auch eben so gut, daß Sie für ihn in Hildesheim einen Versteck ausfindig gemacht haben. Also nur heraus mit der Sprache, wo hält sich Ihr Sohn auf?" — „Ich weiß es nicht," erwiedert meine Mutter. „Daß er vorgestern Abend auf kurze Zeit hier gewesen ist, das kann ich nicht leugnen; wo er aber hingegangen ist, das weiß Keiner von uns." — „Das glaube, wer da will!" versetzt er. „Wenn Sie mir den Aufenthalt Ihres Sohnes nicht angeben wollen, so muß ich Sie mitnehmen und Ihren Bruder auch; glauben Sie mir aber, daß Sie Beide nicht eher wieder aus dem Gefängnisse entlassen werden, bis Sie den Aufenthalt des Deserteurs angegeben haben." Mein Onkel sagte, daß er nicht allein nicht wüßte, wo mein Aufenthaltsort wäre, sondern daß er mich auch seit langer Zeit nicht gesehen hätte, also vorgestern Abend auch nicht. Diese Ausrede wurde nur als Lüge aufgenommen, und mein Onkel erhält, statt aller Erwiederung, den Befehl, die Hände auf den Rükken zu legen, welche dann mit einem Stricke zusammengebunden werden. Hierauf ergreift der Barbar auch die Hände meiner Mutter und schnürt sie mit einem Riemen, jedoch aus lauter Höflichkeit und Barmherzigkeit vorwärts, so dicht und fest zusammen, daß ich am anderen Tage noch deutlich die Spuren dieser Behandlung bemerken konnte. So gebunden, heißt er Beide nach der Straße gehen. Um meine Mutter noch in eine größere Angst zu versetzen, sperrt dieser Mensch auch noch Vorder- und Hinterthür weit auf. Meine Mutter bittet, er möge doch so gefällig seyn und die Thüren wieder

zumachen, denn es wären in dem Hause nur kleine Kinder „Wenn die auch der Teufel holt!" raunt er meine Mutter an, „was ist daran gelegen? Fort! Marsch! oder ich haue Euch was mit der Klinge auf den Rükken!" So behandelt traten nun Beide, theils von den Stößen des Unmenschen, theils von den Tritten seines Gauls angetrieben, den Marsch nach Hildesheim an.

Der Gram und die Angst meiner Mutter mußte sich bei dieser Behandlung bis zur Verzweiflung steigern. Sie hatte zwischen zwei gleich schwierigen und lieben Gegenständen zu wählen: sollte sie mich verrathen, der ich dann einem sicheren Tode entgegen geführt wurde, oder sollte sie vier kleine Kinder in der stockfinsteren und stürmischen Nacht bei offenen Thüren allein lassen? Schwer war die Wahl für eine liebende Mutter! Bis nach dem Moritzberge waren Beide hingetrieben, als meine Mutter nach langem Schweigen sagt, sie wolle meinen Aufenthalt angeben. „Nun sehen Sie mal, konnten Sie mir das nicht früher sagen? Sie hätten sich viel Unangenehmes erspart; denn alles was ich Ihnen Unangenehmes gesagt und gethan habe, das mußte ich thun, das gebot mir meine Pflicht." Nachdem meine Mutter gesagt hatte, daß sie ihn zu mir führen wollte, wurde sie, wie ihr Bruder, losgebunden. Mein Onkel durfte wieder umkehren, und mit meiner Mutter begab sich der Gensdarm nach meiner Wohnung.

Der Argwohn meiner Mutter, daß Auguste leicht dem verschmitzten und falschen schadenfrohen Mädchen aus Himmelsthür in ihrer Freude irgend etwas von mir, und zwar unter dem Siegel der Freundschaft und Verschwiegenheit entdecken könnte, war nur zu gegründet.

Auguste hatte diesem Mädchen anvertraut, daß sie mich endlich einmal wieder gesehen hätte, ebenfalls auch, daß sie nicht wüßte, wo ich mich verborgen hielte. Das war nun Wasser auf die Plappermühle dieses hämischen Mädchens! An demselben Tage, an welchem sie von mir einige Kunde erhalten hatte, war sie zu dem Maire des Ortes gegangen, hatte alles ausgesagt, was sie von mir wußte, und dieser hatte die, vielleicht freudige Nachricht den andern Tag getreulich den Gensdarmen in Hildesheim gemeldet. Ein einziges unvorsichtiges Wort hatte so eine ganze Familie in Gram und Sorgen und tiefe Trauer versetzt.

Drittes Kapitel.

Von meiner Arretirung bis zur abermaligen Flucht.

Ohne weitere Vorbereitungen, welche vielleicht seine eigene Sicherheit erheischen konnten, ging der Gensdarm mit mir nach seiner Wohnung. Wir traten in eine geräumige Stube, worin, außer Stühlen und Tischen, auch ein Bette stand; weiter nach dem Fenster hin war auf dem Boden eine bequeme Lagerstätte eingerichtet, welche vielleicht schon für meinen Empfang vorbereitet war. Mein großer Stubenbursche machte sich bald nach unserem Eintritte das Bett nach seinem Sinne zurecht. Nach dem Kopfende seines Bettes rückte er einen Tisch, worauf er seine beiden geladenen Pistolen und seinen langen entblößten Dragonersäbel legte. Ich hatte mich ans Fenster gestellt und that, als wenn ich nichts hörte, sähe und dächte, deswegen warf er seine Waffen mit einiger Heftigkeit auf den Tisch. Bald war er entkleidet und

im Begriff, ins Bette zu steigen. Ehe er sich aber wirklich schlafen legte, fragte er mich, ob es mir nicht gefällig wäre, auch zu Bette zu gehen? Ich fragte, ob vielleicht das Lager für mich bestimmt sei? Freilich, sagte er, Sie müssen doch einige Stunden ausschlafen. Ich entkleidete mich halb und halb, ohne weiter das geringste Wörtchen zu sprechen, und legte mich zur Ruhe.

Ob mein wachthabender Stubenbursche vorsichtig genug war, darüber kann ich jetzt nur zu seinem Vortheile berichten; hätte er aber bei meinem damals sehr aufgeregten Gemüthe sich auch nur die geringste Grobheit erlaubt, sein Leben hätte in großer Gefahr geschwebt. War auch die Nacht so finster, daß man, so zu sagen, keine Hand vor Augen sehen konnte, so hatte ich mir doch die Richtung in der Stadt bis dahin, wo wir in dem Erdgeschosse eines großen Hauses Halt machten, sehr wohl gemerkt. Ich wußte, daß nicht zwanzig Schritte von meinem Fenster ein Graben war, dessen Wasser durch den Bogen einer Mauer floß, und gleich jenseits des Bogens begann hinter dem Gymnasium Josephinum eine schmale Gasse, Hückedal genannt, welche ich ohne Gefahr erreichen konnte. Der Gensdarm hatte, wenn er mir auf meiner nassen Straße nicht folgen wollte, erst gegen 800 Schritte zu machen, bis er meinen Landungsplatz erreicht haben würde. Sprang wirklich ein Gensdarm nach, so würde auch dieser mich nicht wieder erreicht haben, denn ich hätte in derselben Gasse durch einen kühnen Sprung ins Wasser leicht in das Hintergebäude des Josephinum klettern, und durch viele Gänge und Räume einen Ort erreichen können, wo gewiß kein Gensdarm mich entdecken konnte. Das Fenster meines

Zim=

Zimmers hatte ich in scheinbarer Träumerei genug untersucht, nur ein plötzlicher Druck würde mir gleich den Ausgang verschafft haben. Was die übrigen Schwierigkeiten zur Flucht betraf, so waren sie eher für, als wider mich, oder vielmehr, sie waren größer für den Verfolgenden, als für den Fliehenden: denn er war bis aufs Hemde ganz entkleidet, ich hatte nur die Oberkleider abgelegt, und die furchtbaren Waffen lagen ja zum Gebrauch für Beide bereit. Mit solchen Gedanken zwar legte ich mich zu Bette, — aber ich schlief ein.

Spät erwachte ich wieder, so auch mein Wächter. Ich trat ans Fenster, öffnete es und überzeugte mich, daß ich in der Nacht das Oeffnen desselben richtig erkannt hatte. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Ich hatte nichts Anderes erwartet, als daß ich gleich früh am Morgen in ein Gefängniß gebracht werden würde; da hatte ich mich aber geirrt. Nicht lange hatten wir beiden Stubenburschen uns über gleichgiltige Dinge unterhalten, als auf ein gegebenes Zeichen eine aufgeputzte Dame uns zwei Portionen Kaffee brachte. Mit vieler Höflichkeit bat sie mich, am Tische Platz zu nehmen. Ich ließ mich nicht lange nöthigen, denn ich wußte wohl, daß nicht nur meine, sondern auch die Portion des Herrn Gemahls in anderweitige Rechnung gebracht werden würde. Ein Gensdarm erhielt für einen eingebrachten Deserteur 10—20 Thaler, und ich war vielleicht einer der höchst besteuerten; außerdem wurden ihnen auch noch Diäten bewilligt. Kein Wunder also, daß sich die westphälischen Gensdarmen außerordentlich thätig zeigten. Nach dem Kaffee fragte mich mein Wachthabender zu meiner großen Verwunderung, ob ich

nicht in den Garten gehen und die frische Luft genießen wollte. Freilich ließ ich mir dieses nicht zweimal sagen. Der Garten war recht gut als Schmuck=, theilweise auch als Gemüsegarten eingerichtet. Nicht lange war ich in dem Garten auf= und abgeschritten, als schon mehre Bekannte mich besuchten, ohne daß ich erfahren habe, woher ihnen die Kunde von meiner Gefangennahme, und so schnell zugekommen sey. Das war eine Freude, uns gegenseitig einmal wieder zu sehn, aber auch der Kummer lag auf allen Gesichtern. „Hier im Garten läßt Du Dich gefangen halten? Siehst Du denn nicht? Nur ein paar Sprünge, und Du bist gerettet! Vorwärts!“ flüsterte mir ein sehr befreundeter Gymnasiast zu. „Ja wahrhaftig! das geht schnell und gut! Willst Du? aber gleich! so gehe ich nach dem Hückedal, gebe ein Zeichen, Du springst in den Graben, ich ziehe Dich auf den Steg und Du bist gerettet; oder noch besser! B. geht nach dem Kloster, setzt eine Leiter in das Wasser, Du springst hinein, kletterst hinauf, und kein Mensch wird Dich wieder aufgreifen.“ Das war recht gut gemeint, und gleichzeitig war nichts leichter, als hier zu entfliehen. Vielleicht würde ich auch damals gleich die Flucht ergriffen haben, wenn nicht gerade während dieser Unterhandlung der Brigadier mich eingeladen hätte, mit ihm zu frühstücken. Zugleich sagte er mir im Beiseyn meiner Freunde, daß wir nachher zusammen einen Gang zu machen hätten. Hierdurch wurde ich gezwungen, von meinen lieben Bekannten und Freunden Abschied zu nehmen. Wahrscheinlich hatte der gefürchtete Mann einige unvorsichtige Zeichen und Geberden von unserer Seite als verdächtig aufgefaßt; denn

es währte noch eine geraume Zeit, ehe das Frühstück gebracht wurde, und von dem Gange nach dem Frühstücke war vollends gar nicht mehr die Rede. Ich nahm noch in der Behausung des Brigadiers in seiner und seiner Gemahlin Gesellschaft das Mittagsbrod ein, und nach Tische entschuldigte sich mein Wirth und sagte, daß er nicht länger die Ehre haben könnte, mich bei sich zu sehen, sondern er müßte mich jetzt anderen Händen übergeben.

Wir gingen und erreichten bald mein neues Quartier. Für mich und meines Gleichen war auf dem Rathhause im zweiten Stocke ein ganz nettes und bequemes Stübchen eingerichtet. Ich fand bei meinem Eintritte in das Zimmer bereits einen Leidensgefährten und zwei wachthabende Polizeidiener. Beide Letzteren kannten mich. Ich fragte: was der Mann da verbrochen hätte, und erhielt zur Antwort, daß er seiner Aussage nach Offizier bei der Schill'schen Bande gewesen, daß er auf dem Transporte von Braunschweig nach Kassel entsprungen, und in der Nachbarschaft von Hildesheim wieder aufgefangen worden sey. Ein Mann von höchst imponirendem Aeußeren. Er mochte ungefähr 4 Zoll preußisches Maaß haben, war untersetzt, und sein kurzer Hals ragte kaum einen Finger lang zwischen seinen breiten Schultern hervor. Sein Kopf war nach Verhältniß etwas zu dick; die hohe Stirn, mit vielen Furchen durchzogen, wölbte sich neben der Nase in zwei hohe, mit schwarzen buschigen Brauen besetzte Augenbogen, unter welchen die kleinen blitzenden Augen wie unter einem Dache hervorglänzten. Unter der großen geraden stumpfen Nase saß ein dichter schwar-

zer, sorgsam ausgebreiteter Schnauzbart, der wenigstens von Spitze zu Spitze eine gute Spanne maß, und den scheinbar kleinen Mund fast ganz verbarg. Sein schwarzer langer dichter Backenbart nahm fast die ganze Gesichtsseite ein. Er saß an einem Tische, und war dem Anscheine nach, den Kopf auf die linke Hand gestützt, in tiefen Gedanken. Ich grüßte ihn, er dankte nicht, oder er schien vielmehr meinen Gruß nicht einmal gehört zu haben. Endlich stand er auf und schien sich zu wundern, einen Gesellschafter erhalten zu haben. Er trat mit langsamen abgemessenen Schritten und mit Respect gebietendem Stolz in Mienen und Haltung an mich heran, grüßte und fragte: was ich denn Rechtes oder Unrechtes ausgefressen hätte? Ich machte ihn mit kurzen Worten mit meinen Verhältnissen bekannt. Als ich sagte, daß ich aus Magdeburg ursprünglich in der Absicht entflohen sey, um unter dem Corps des braven Schill Dienste zu nehmen, war der Mann auf einen Augenblick fast außer sich vor Freuden, küßte mich und drückte mich fest an sein Herz. Jetzt waren wir nicht allein Bekannte, sondern auch plötzlich gute Freunde geworden. Von ihm hörte ich zuerst Schill's trauriges Ende. „Das ärgert und grämt mich nur, daß die gut gemeinte und brav geführte Sache durch die verfluchten Holländer ein so schnelles und gänzliches Ende fand! Ich hatte mein Leben der guten Sache geweiht; jetzt ist es vorbei, und mein Leben hat für mich keinen Heller Werth mehr. In vierzehn Tagen gehöre ich nicht mehr zu den Lebenden!“ Seine Prophezeihung war ziemlich genau; denn nach noch nicht vollen drei Wochen wurden in Kassel einige Schill'sche Soldaten erschossen, und wahrscheinlich er mit diesen in Gesellschaft:

wenn er nicht nachmals, wie mehre andere Offiziere, nach Wesel gebracht wurde

In der folgenden Nacht mußte ich auf der bloßen Pritsche mein Nachtlager suchen. Als ich mich schon niedergelegt hatte, trat ein Polizeidiener an mich heran, und sagte: „Mich werden Sie doch durch einen Versuch zur Flucht nicht in Verlegenheit setzen?“ — „Wie so?“ fragte ich. — „Nun, ich glaube ja recht gern,“ sagte er, „daß Sie mich nicht unglücklich machen werden; aber,“ fügte er hinzu, „der Brigadier hat mich gewarnt und dadurch so angst gemacht, er hat zu mir gesagt: Gott sey Dank, daß ich diesen gefährlichen Menschen wieder los bin; ich übergebe ihn jetzt Ihnen, und gebe zugleich meinen wohlgemeinten Rath, nehmen Sie sich in Acht, lassen Sie ihn nicht aus den Augen.“ Ich antwortete dem Polizeimann, daß er meinetwegen ganz ruhig seyn könnte, ich dächte auch nicht mit einer Sylbe daran, hier vom Rathhause entfliehen zu wollen. Er beruhigte sich damit, setzte volles Vertrauen in meine Worte, und zeigte mir, so lange ich unter seiner Obhut war, nicht die geringste verdächtige Miene. Spät am Abend besuchte mich noch einmal meine Mutter. Den Act, wie diese liebe Mutter, in Thränen schwimmend, vor ihrem Sohne auf den Knieen liegend, mich wegen ihres Verrathes um Verzeihung bat, kann ich nicht beschreiben.

Den anderen Morgen um 7 Uhr kam ein gemeiner Gensdarm und forderte mich auf, ihm zu folgen. Auf dem Markte vor dem Rathhause stand schon ein Bauerwagen zu meinem Empfange bereit. Ich stieg auf, und die Reise ging durch die Straßen nach dem Osterthore. Nicht fern von dem Thore hatte Auguste eine

Stube sich gemiethet, indem sie mit ihren Eltern sich noch nicht wieder ausgesöhnt hatte. Als ich vor dem Hause angekommen war, bat ich den Gensdarm, er möchte mir erlauben, daß ich auf ein paar Minuten in dieß Haus ginge und von einer Freundin Abschied nähme. Ohne alle Widerrede und Einwendung wurde mir diese Erlaubniß gegeben. Ich fand meine Freundin bald, wollte in aller Eile von ihr Abschied nehmen und dann mich schnell wieder entfernen. Aber so kurzen Abschied ließ sich dieses Mädchen nicht gefallen: ich sollte noch bleiben, sie wollte den Gensdarm herauf rufen. Ich entgegnete, das werde der gewiß nicht thun, auch wäre eine solche Fahrlässigkeit ganz gegen seine Pflicht. „Nun, so gehe ich mit Dir, das wird er doch wohl erlauben," sagte sie mit einer Miene, welche von Wuth und Liebe zugleich glühte. Alle meine Gegenrede half nichts, schnell war sie reisefertig, sprang mit mir auf den Wagen, und sagte: „Ich möchte meinen Freund noch eine Strecke begleiten, Sie haben doch nichts dagegen?" Es erfolgte keine Bejahung, aber auch keine Verneinung, und der Wagen rollte langsam weiter. Vorher hatte ich mir vorgenommen, der Auguste wegen ihrer Plauderhaftigkeit Vorwürfe zu machen; aber sie befand sich auf dieser Tour in so angegriffenem und leidendem Zustande, daß ich kein tadelndes Wort herausbringen konnte, und wahrscheinlich gab sie sich im Stillen heftigere Vorwürfe, als ich ihr je gemacht haben würde. Bis nach Hohenegelsen war die Reise, unter Hoffnungen und Wünschen für die Zukunft, nur zu schnell zurückgelegt. Hier wurde Halt gemacht, ich kam unter die Aufsicht eines Gensdarm aus Groß-Lafferde, und Auguste mußte wieder zurückgehen. Nachmals erfuhr ich, daß sie sich hinter

dem Gensdarm aufs Pferd gesetzt, und so die Reise bis in die Nachbarschaft von Hildesheim zurückgelegt hatte.

Ich erreichte unter meiner neuen Aufsicht bald mein Nachtquartier in Groß-Lafferde. Meinen Arrest erhielt ich in einer gewöhnlichen Bauernstube, welche ich mit einem wachthabenden Bauer allein bewohnte. Unter Gesprächen mancherlei Inhalts war endlich der Abend herangerückt. Ich leitete nun die Unterhaltung auf ein anderes, mehr ernsthaftes Kapitel, und schloß unvorsichtiger Weise damit, ob er wohl mit mir entfliehen möchte? Solch ein Ansinnen wies er mit entschiedenem Widerwillen zurück, und sagte, daß, wenn er wirklich so pflichtvergessen seyn wollte, das Entweichen nicht einmal an diesem Orte möglich wäre, indem vor der Thür auf dem Hofe noch zwei andere Männer Schildwacht ständen. Ich fand in der That, als ich kurz vor Schlafengehn noch einmal den Hof besuchte, wirklich die beiden Männer, mit langen Piken bewaffnet, dicht vor der Thür aufgestellt. Ehe ich mich niederlegte, glaubte ich mit meiner Leibgarde noch ein paar Worte wechseln zu müssen, und ich bat ihn im Verlauf dieses kurzen Gespräches, daß er ja keinem Gensdarmen von meinem Ansinnen irgend etwas entdecken möchte. Er versprach, daß er nichts ausplaudern wolle; ob er aber Wort gehalten hat, daran hatte ich den folgenden Tag gegründete Ursache zu zweifeln.

Gegen 8 Uhr Morgens mußte ich aus meinem Bauerngefängnisse hervortreten. Es hatte sich bereits eine Gesellschafterin für mich vor dem Hause eingefunden, von der ich auf meine Erkundigung von meinem Nachtwächter den Bescheid erhielt, daß sie ihr eigenes neugebornes Kind ermordet hätte, gestern Abend von Peine

hier eingetroffen wäre, und heute nach Braunschweig gebracht werden sollte. Eine schöne Gesellschaft! Ihre That war mir so abscheulich, und ihr Gesicht so widerlich, daß ich sie ohne Schauder nicht anblicken konnte; auch muß ich sie nur flüchtig betrachtet haben, denn von ihrer ganzen Gestalt und von ihrem ganzen Wesen ist mir weiter nichts in der Phantasie zurückgeblieben, als eine große weibliche Gestalt, die mit trotzigem Gram einherschritt.

Dießmal war zu meiner weiteren Beförderung kein Wagen besorgt worden. Ich erhielt die Weisung, dicht ans Pferd zu treten. Fast hatte es den Anschein, als sollte ich mit dem Gensdarmen zugleich das Pferd besteigen; aber da hatte ich mich sehr geirrt. Er holte einen Strick aus seiner Tasche hervor, und wollte ihn um meinen linken Arm binden. Ich trat zurück, und wollte mir diese viehische Behandlung nicht gefallen lassen; aber da half weiter nichts! „Wollen Sie diese Befestigung nicht ruhig erdulden, so werde ich Sie dazu zu zwingen wissen," sagte er mir zwar kaltblütig, aber mit abschreckendem Ernste. An das eine Ende des Strickes wurde mein linker Arm befestigt, und das andere Ende erhielt an dem Sattelknopfe seine Anheftung. Auf solche Weise mit dem Pferde zusammen gebunden, trat ich meinen Marsch an, oder mußte ihn vielmehr antreten; wählte der Gensdarm auch nicht absichtlich schlechte Wege, so mußte ich doch hier und da durch Dick und Dünn dem Pferde folgen, während die Kindesmörderin ganz frei ging und links oder rechts sich die besten Wege auswählen konnte. Anfangs ging ich ganz geduldig weiter; in der langen Wiese aber wurde mir endlich das willenlose Einherschreiten neben dem

Pferde zu läſtig, ich fragte daher, wie lange ich dieſe unwürdige viehiſche Behandlung noch erdulden ſollte? Er antwortete mir ganz kaltblütig: „Bis in das Gefängniß in Braunſchweig.“ — „Wenn ich aber nicht will?“ entgegnete ich. — „Da werde ich Sie zwingen!“ erwiederte er mit einer Ruhe, die mich hätte zur Verzweiflung bringen können. „So? das wollen wir doch mal ſehn! Ich will jetzt nicht mehr, keinen Schritt mehr neben Ihrem Pferde wie ein Vieh einherlaufen! Ich weiß, daß ich werde erſchoſſen werden, alſo ich muß über kurz oder lang mein Leben verlieren, iſt das hier gleich oder an einem anderen Orte ſpäter, gleichviel!“ Wohl eine Minute ſtanden wir ſtill, und ſahen uns gegenſeitig mit grimmiger Miene an. „Ich bitte Sie,“ unterbrach er endlich das Stillſchweigen, „folgen Sie mir geduldig oder ich muß Gewalt gebrauchen.“ — „Thun Sie das!“ ſchrie ich, „thun Sie das! Sie behandeln mich wie ein reißendes Thier, ich will als Menſch behandelt ſeyn! Brauchen Sie die geringſte Gewalt, ſo werde ich Ihnen zeigen, daß ich auch wie ein reißendes Thier wüthen kann. Nicht einen Schritt gehe ich weiter! Binden Sie mich los, und ich gebe Ihnen mein heiliges Verſprechen, nicht den geringſten Verſuch zur Flucht zu machen!“ Der Mann kämpfte mit ſich, er wußte nicht, wie er ſich verhalten ſollte. Endlich ſprach er: „Ich will der Menſchlichkeit einige Klugheitsregeln aufopfern, ich will Sie losbinden; bedenken Sie aber wohl, daß ich meiner Pflicht ſchon genügt habe, wenn ich nur ein Fingerglied von Ihnen nach Braunſchweig bringe!“ Hierauf band er mich von ſeinem Pferde los. „Nun gut!“ ſagte ich, „ich werde

ruhig folgen; haben Sie nur auf die da ein wachtsames Auge, ich entlaufe Ihnen gewiß nicht, darauf können Sie sich fest verlassen, und, wenn Sie wollen, so gehe ich auch ohne Sie ganz allein nach Braunschweig und werde mich in dem Militairgefängnisse als Arrestant melden." So schritten wir nun alle Drei langsam weiter.

Wir hatten von Lafferde aus kaum eine Meile zurückgelegt, und schon waren beinah drei Stunden verstrichen; kein Wunder also, daß der Magen, da man ihm bei der Abreise so wenig geboten hatte, dringende Anforderungen an uns machte, und es wurde daher beschlossen, in das Wirthshaus zu Betmar einzukehren. Vor dem Eintritte in das Haus erinnerte mich mein Aufseher noch einmal an mein Versprechen; und ich erwiederte ihm, er solle ganz unbesorgt seyn, er könne sich auf mich verlassen. Wir ließen uns das Frühstück gut schmecken, ich bezahlte die ganze Zeche, und wir erreichten Braunschweig erst spät am Nachmittage. Ich ging meinem Tode entgegen, das wußte ich gar wohl, auch hatten mir die westphälischen Franzosen, wie die französischen Westphalen in Magdeburg hinlänglich den Beweis vorexperimentirt, daß es mit dem Todtschießen der Deserteurs in vollem Ernste genommen wurde. Ich tröstete mich damit, daß der Weg nach Magdeburg noch lang war, und irgendwo wohl eine geeignete Stelle zum Entfliehen darbieten würde. Wie groß war da mein Schreck, als ich kaum in Braunschweig eingetreten war und meinen ehemaligen Fourier auf der Straße antraf! Also das sechste Regiment ist hier, da bist du verloren! Ich fragte den jetzigen Sergeant-Major, seit wann das

Regiment hier eingerückt wäre? und erhielt die Antwort: „Vorgestern sind nur zwei Compagnieen hier eingetroffen; wahrscheinlich gehen wir binnen wenigen Tagen nach Magdeburg wieder zurück.“ Wir trennten uns, Beide sichtbar tief ergriffen.

Endlich wurde vor einem Hause Halt gemacht, der Gensdarm stieg vom Pferde, ging mit der Kindesmörderin hinein, ließ mich ohne alle scheinbare Aufsicht auf der Straße stehn, kam bald ohne die Verbrecherin wieder heraus, und wir setzten darauf unseren Weg durch die Straßen weiter fort. Bald erreichten wir, nicht fern von dem Thore nach Wolfenbüttel, ein sehr großes Gebäude, vor dem eine zahlreiche Wache aufgestellt war, und in dessen weiten, rings mit hohen Mauern und Gittern umschlossenen Hofraum wir eintraten.

Der Gensdarm empfahl mich dem Inspektor des Gefängnisses als einen gebildeten und in jeder Hinsicht lieben jungen Mann, der wohl eine andere, als die gewöhnliche Behandlung verdiente. Ich wunderte mich über dieses übertriebene Lob, widersprach freilich nicht, sondern suchte vielmehr durch einige Worte meine Empfehlung noch gewichtiger und eindringender zu machen. Meine freundliche Begrüßung, noch mehr aber die wohlgemeinte Fürsprache des Gensdarmen hatte für mich viel Angenehmes zur Folge: ich durfte z. B. mein Frühstück, sowie mein Mittags- und Abendessen in der Stube des Inspektors zu mir nehmen, was denn auch so regelmäßig geschah, daß ich nicht ein einziges Mal gesehen habe, wie und was meine Leidensgefährten frühstückten und zu Mittag aßen. Oft war ich zwei Stunden und noch länger außerhalb des Gefängnisses. Der Gensdarm

nahm von mir sehr freundlich, ja freundschaftlich Abschied, und der Inspektor öffnete eine, wohl mit eisernen Quer- und Längsstangen beschlagene Doppelthür und hieß mich hineintreten.

Knarrend schloß sich die Thür wieder, und ich befand mich am Eingange eines großen Zimmers, das mindestens von vierzig Menschen bewohnt war. Ich trat etwas seitwärts und erblickte dicht auf der rechten Seite neben mir einen großen, zu allgemeiner Erleichterung bestimmten Kübel. Es hatte sich schnell um mich, den Wehmüthigen, ein Kreis von Kameraden gesammelt, welche kurz nach meinem Eintritte, vielleicht kaum eine Minute nachher, zu meiner Einweihung, wie aus einem Munde, das Lied, aber mit einigen Veränderungen, anstimmten: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage, bei der allerschönsten Sch...=Compagnie u. s. w.“ Um dem Gesange mehr Angemessenheit, Takt und militairische Würde zu geben, wurden eiserne Ketten und schwere Kugeln in der Luft und auf dem Boden in rhytmische Bewegung gesetzt. Nach dem Gesange reichten mir Alle nach einander die Hand und hießen mich willkommen, und jetzt war ein eingeweihter, mithin rechtmäßiger Besitzer des Gefängnisses mehr da. Ich hatte bis jetzt außer dem öffentlichen Secretariat, und außer vielen verschieden und bunt gekleideten Menschen, von dem ganzen Raume noch wenig oder gar nichts gesehn. Am meisten fielen mir von allen Bewohnern drei sogenannte Kugelschlepper auf: zwei trugen jeder eine Kugel, und der dritte, ein durchtriebener, den ganzen Tag munterer Bengel, hatte deren zwei. Diese drei jungen Leute waren früher desertirt, als noch nicht

die Todesstrafe, mit Ausnahme gravirter Fälle, auf Desertion gesetzt war; sie hatten ihre Strafzeit schon angetreten, welche in einigen, ich weiß nicht wie vielen Jahren Kugelschleppens bestand. Solche Kugeln, Sechspfünder, waren an lange Ketten geschmiedet, an dem anderen Ende der Kette befand sich eine Schelle, welche dicht über dem Knöchel am Beine des Kugelschleppers angeschlossen war. Ich fragte den mit zwei Kugeln belasteten Sträfling, warum er zwei Kugeln trüge und die Anderen nur eine? Er antwortete mit lächelnder gravitätischer Miene: „Ich war Unterofficier, und das war nur gemeines Volk.“ — „Da hätte ich mal sehen mögen,“ nahm ich das Wort, „wo man mir die dritte Kugel würde angebracht haben, denn ich war Sergeant-Major; aber leider, leider! das wird man mir nicht zeigen! ich werde wohl eine oder einige Kugeln erhalten, und zwar vor den Kopf und ins Herz.“ Der Kugelmann sah mich wehmüthig an, kratzte sich hinter den Ohren, drehte sich um und ging.

Das Gefängniß war ein großes, hohes, länglichviereckiges Zimmer, welches, wenn mir recht ist, 60 Fuß lang und 34 Fuß breit war. Oben hatte es eine sanfte Wölbung und mochte bis in die Mitte eine Höhe von 25 Fuß haben. Seine Richtung war fast genau von Norden nach Süden, und an dem südlichen Ende, etwa 10 Fuß über dem Boden, war ein großes halbkreisrundes Fenster angebracht, durch welches so viel Licht einstrahlte, daß der ganze große Raum hinlänglich und wohl erleuchtet war. Rings in dem ganzen Saale waren mäßig abschüssige, ziemlich reine und etwas über 7 Fuß lange Pritschen angebracht; nur der Raum zwischen

Thür und Ofen hatte keine Pritschen, sondern er war zum dritten Theile von dem vorhin genannten Möbel eingenommen. Fast mitten in der Stube, nur etwas mehr nach Osten, hing eine große Lampe an einer Kette, etwas über 8 Fuß von dem Boden. Diese wurde, denn es war in der Mitte des Sommers, des Abends spät angezündet und erleuchtete das Zimmer die ganze Nacht hindurch mit mattem Glanze. Der schwarze parallelipipedische Ofen war zwar sehr groß, er schien mir aber doch für den großen Raum noch zu klein zu seyn. Weiter hatte sich in dem Gefängnisse mir nichts gezeigt, und weiter Bemerkenswerthes trug sich auch nicht zu. Auf dem, nach Westen gerichteten, gut gepflasterten Hofe des Militairgefängnisses hatte ich mich einigemal ergangen, und zugleich alle Räumlichkeit und die ganze Umgebung genau aufgefaßt; aber keine Höhe, keine Lücke war zu entdecken, wo man auch nur mit einiger Hoffnung des Gelingens die Flucht hätte ergreifen können.

Am fünften Tage nach meinem Hierseyn wurde ich von dem Inspektor des Morgens früh aufgefordert, mich marschfertig zu machen. Schnell brachte ich meine Siebensachen, welche ich größesten Theils als Kopfkissen gebraucht hatte, zusammen, wickelte und band Alles fest zu, und trat mit sehr erleichtertem, ja frohem Gemüthe auf den Flur, von da auf den Hof, traf daselbst einen großen Leiterwagen an, der bereits von einigen Reisegefährten besetzt war, und noch von einigen besetzt wurde. Wir waren unserer vierzehn auf dem Wagen, und rechts und links von einem wohlbewaffneten Strickreiter beschützt, wurde die Richtung nach Wolfenbüttel hin eingeschlagen. In dem anmuthigen Laubholzwalde, durch

den die Straße führt, gefiel es mir so wohl, daß ich Anfangs ganz vergaß, was ich mir auf dieser Tour auszuführen fest vorgenommen hatte. Nicht fern von Wolfenbüttel führt links die Chaussee vorbei. Von hier aus vorzüglich ist die Landschaft überaus großartig und malerisch: rechts im Thale schlängelt sich durch üppige Wiesen, und weiterhin nach Westen auch durch saatenreiche Fluren wie ein breites, locker hingeworfenes Silberband die Ocker dahin; ein dicht bewaldeter Höhenzug umkränzt im ganzen Westen diese reiche Niederung; fern im Süden steigt der gewaltige Harz empor, auf dem der Brokken stolz sein blaues abgerundetes Haupt hervorhebt; links im Osten begränzt die, ebenfalls dicht bewaldete Asse die Fernsicht. In dieser nahen und fernen Umgebung steigt die Chaussee allmählig mehr und mehr empor. Wer für die Freuden der Natur noch nicht abgestumpft ist, der wird in solchen Gegenden doch Anfangs nur ihr leben, und die weiteren Verhältnisse des Lebens werden ganz in den Hintergrund treten; wenigstens mir ging es so. Wohl eine Stunde staunte ich in diese reizende weite Landschaft hinein, ohne mich viel um meinen trübseligen Zustand zu kümmern, der doch nirgends weiter, als in einem kecken Wagestück Hoffnung entdecken konnte.

Ich hatte mich über die hübschen Gegenden nah und fern sehr ergötzt, das reizende Panorama hatte in meine Seele ein getreues liebliches Bild eingeprägt; aber endlich kehrte mein Blick auf den prosaischen Leiterwagen zurück, und Trübsinn und Schwermuth bemächtigten sich meiner Seele. Jetzt erst, nachdem ich schon gegen zwei Stunden weiter befördert war, betrach-

tete ich meine Reisegesellschaft genauer, und fand auch nicht ein Gesicht darunter, das ich mir früher schon genau gemerkt, wenigstens war Keiner in meiner Umgebung, mit dem ich schon eine Sylbe gewechselt hatte. Mit Singen, Jauchzen, albernen Witzen, Zotenreißen und dergleichen mehr suchten sich meine Kameraden die Langeweile zu vertreiben, auch nicht Einer von der Gesellschaft außer mir, war auf dem Wagen, der nicht in dieses widerliche Getreibe so kräftig als möglich eingriff. Da war auch nicht Einer, dem ich meine Seelenleiden hätte offenbaren können, Keinen fand ich heraus, dem ich mein Vorhaben entdecken und den ich hätte bewegen können, mit mir auf einer günstigen Stelle die Flucht zu ergreifen. Alle schienen wenigen oder gar keinen Kummer auf ihrer Seele, Alle wenig Trübseliges in der Zukunft zu befürchten zu haben, und ich allein sah in geringer Entfernung das schauderhafte Ende meines Lebensfadens. Ich sehnte mich wieder nach meinem Gefängnisse zurück; banger und banger wurde es mir ums Herz, je weiter der Wagen langsam vorrückte, und nach und nach verfiel ich in eine Art von dahinbrütender Bewußtlosigkeit. In diesem Zustande erreichte ich das Dorf Witmar. Ohne gleich genau zu wissen, woher die Bekanntschaft mit der Umgegend dieses Dorfes mir so getreu gegenwärtig war, schien mir doch eine innere Stimme zu sagen: hier mußt du es wagen oder nie. Wir mußten absteigen und in die Gaststube des dortigen Kruges eintreten. Hier fanden wir schon zwei andere Gensdarmen aus Hessen bereit, uns zu fernerer Beförderung in Empfang und Obhut zu nehmen. Wir mußten uns in Reihe und Glied stellen, wurden von

den

ten braunschweigischen Strickreitern gezählt, und noch einmal gezählt von den hessenschen; die Papiere von Braunschweig aus wurden mit uns übergeben, und von Hessenscher Seite wurde der richtige Empfang quittirt. Ich trat an's Fenster und erblickte deutlich in einer Entfernung von kaum einer und einer halben Meile das Kloster Dorstadt, wo ich vor vier Wochen von einem Freunde meines Vaters so überaus liebreich aufgenommen worden war. Aber dorthin zu entfliehen, das war unmöglich, das hätte nur der Wahnsinn eingeben können. Auf der entgegengesetzten Seite, nach Osten, war der südliche Theil der weit ausgedehnten Asse kaum eine Viertelstunde Weges entfernt, also in zehn Minuten in vollem Laufe gewiß zu erreichen. Die Gensdarmen aßen und zechten, und schienen sich um uns nicht sonderlich zu bekümmern.

Mit einem Butterbrode in der Hand ging ich nach der Stubenthür und öffnete sie; aber schnell sprang ein Gensdarm mir nach und schrie mit barscher Stimme: „Wo wollen Sie hin?" Ich bedeutete ihm, daß ein Bedürfniß mich auf den Hof forderte; dagegen hatte er nun zwar nichts einzuwenden, aber er wich auch zu meinem Leidwesen mir nicht von der Seite. Mit ihm zugleich, und noch dazu vor ihm, trat ich wieder in die Stube, und mein Vorhaben war dieses Mal ganz und bestimmt vereitelt: denn so schnell aus dem Beisetzn und unter den Augen der Gensdarmen zu entfliehen, daß die nacheilenden Pferde mich bis zur Asse nicht wieder erreichen konnten, schien mir unmöglich zu seyn, oder ich traute doch meinen Beinen eine solche Schnelligkeit nicht zu. Mit traurigem Gemüthe und fast in Verzweiflung

darüber, daß ich eine so günstige Gelegenheit ungenützt vorbeigehen lassen mußte, saß ich in der Stube, und mußte alle Geisteskräfte anstrengen, um durch meine Traurigkeit den Argwohn der Gensdarmen nicht zu sehr aufzuregen; denn brachte ich es durch unzeitiges und unkluges Benehmen dahin, daß die Strickreiter mich zu ihrer eigenen Sicherheit schließen mußten, so war ich, und das schwebte mir bei allem Thun und Treiben deutlich vor, ohne Rettung verloren. Wir mußten wieder unseren Wagen besteigen, und ich mengte mich, so widrig und schwer es mir auch war, in das Gespräch meiner Gefährten. Wie mit Falkenaugen blickten die Strickreiter von Einem auf den Anderen; warf ich das Auge, vielleicht mit einer eben vernehmbaren Sehnsucht, nach dem Harze hin, so blieb ein solcher, auch noch so flüchtiger Blick keinesweges ganz verborgen. Ich mochte so, während ich auch Nichtssagendes oder Gleichgiltiges mit meiner Gesellschaft sprach, manchmal verdächtige Blicke in die Ferne gesendet haben, wodurch ein Gensdarm vorzüglich auf mich aufmerksam wurde, dicht an mich heranritt und fragte: „Die Gegend gefällt Ihnen wohl? Sie möchten wohl immer hier bleiben?“ — „Das Letztere wohl nicht,“ antwortete ich ihm; „aber das kann ich nicht leugnen, auf dem Harze möchte ich jetzt lieber seyn, als hier auf dem Leiterwagen, und irre ich mich nicht zu sehr, so gingen Sie auch selbst viel lieber mit mir dahin, als daß Sie hier ungehorsame Menschen transportiren müssen?“ Er fragte jetzt nicht weiter, näherte sich seinem Kameraden, und sprach mit ihm lange Zeit. Wehmüthig und wahrhaft tief ergriffen wurde ich, als ich den Querweg sah, welcher mich vor

wenigen Wochen von Schöningen der Ocker, und weiterhin dem Ziele meiner Sehnsucht und Hoffnung entgegengeführt hatte. Die glücklichen Zeiten sind dahin, dachte ich, wo wirst du endlich Erlösung finden? Im Grabe? Thränen quollen aus meinen Augen, meine Brust wurde bis zum Ersticken von Wehmuth zusammengezogen. „Sie weinen ja!“ hörte ich dicht bei mir wieder die Stimme des Gensdarmen. „Seyen Sie ganz ruhig, Sie haben nichts zu befürchten! Was wird man Ihnen thun? Sie haben nichts von Militair-Effekten mitgenommen, Sie haben weiter nichts verbrochen, als Sie sind desertirt. Mit einem halben Jahre Arrest sind Sie fertig, und treten als ehrlicher Mann wieder in Ihr Regiment ein. Ich weiß es genau, man wünscht Sie wieder zurück.“ — „Deßhalb vergieße ich keine Thränen; sondern die Erinnerung an die Leiden, welche meine Mutter meinetwegen hat ausstehen müssen und noch ausstehn, preßt mir jedesmal Thränen aus. Sie wurde zu hart mitgenommen!“ — „Ich weiß zwar Alles, was mit Ihnen vorgegangen ist,“ sagte er, „daß aber Ihretwegen auch Ihre Frau Mutter hat leiden müssen, ist mir gänzlich unbekannt.“ Er bat mich jetzt, ich möchte ihm den ganzen Vorgang bei meiner Arretirung erzählen, indem er noch die Worte hinzufügte, daß er sich sehr für mich interessirte. Ich that dieses, beobachtete ihn während dessen sehr aufmerksam, und hatte dabei die Genugthuung, daß er ganz offenherzig die Behandlung seines Collegen und auch Bekannten entschieden mißbilligte. Er ritt auf dem Wege noch mehrmal an mich heran, wir wechselten dann einige Worte, wurden so etwas mit einander bekannt, und es hatte

den Anschein, als wenn wir Beide uns gegenseitig eine gewisse Achtung nicht versagen konnten.

Sehr langsam wurde der Weg weiterhin abgeschritten, denn die Sonne hatte sich am westlichen Himmel schon tief gesenkt, als wir den Flecken Hessen erreichten. Wir wurden hier, etwa in der Mitte des Ortes, in eine gewöhnliche Stube im zweiten Stockwerke hineingetrieben, und erhielten eine Ehrenwache von drei Mann Bürgergardisten. Hier wurde mir der Aufenthalt, vorzüglich in der Gesellschaft so vieler, mir widriger Menschen, so unausstehlich, daß ich hätte in die Versuchung gesetzt werden können, jetzt aus doppelten Gründen zu entspringen, wenn sich mir auch nur die geringste Aussicht zu einem erwünschten Gelingen dargeboten hätte. Aber ich mochte hinblicken, wohin ich wollte, überall stellte sich mir die Unmöglichkeit entgegen. Was sollte ich nun beginnen? stehen konnte ich nicht immer, zum Sitzen hatte ich keine Ruhe, zum Gehen keinen Raum, das Hinaustreten aus der Stube war streng untersagt, oder nur im Nothfalle, und dann immer in Begleitung erlaubt.

Einer von meinen Gesellschaftern, ohne daß ich das Geringste davon bemerkt hatte, mußte sich einem wachthabenden Bürger sehr verdächtig gemacht haben: denn unsere Wache trat zusammen, hielt eine lange Unterredung, und das Resultat davon war, daß Einer den Auftrag erhielt, sich zu entfernen. Nicht lange nachher kam er wieder zurück, und zugleich mit ihm traten auch zwei Gensdarmen, bis an die Zähne bewaffnet, in unsere Stube. Mein Bekannter vom heutigen Tage trat an mich heran und sprach einige gleichgiltige Worte,

während dessen hatte sich der andere mit Einem aus meiner Gesellschaft in ein Nebenzimmer begeben. Was unter diesen Beiden vorging, davon habe ich nichts erfahren können; daß aber die Unterredung nicht friedlicher und freundlicher Art gewesen seyn mochte, davon zeugte das rothe zornig verzogene Gesicht Beider.

Mein vertrauter Gensdarm bat mich ganz höflich, ob ich nicht die Gefälligkeit haben wollte, mit ihm ein paar Augenblicke hinauszutreten. Jetzt wurde ich zu meiner großen Verwunderung in der Gegenwart beider Gensdarmen gefragt, ob ich nicht etwa einige Worte vernommen, daß der mit der blauen Jacke, ein höchst gefährlicher Mensch, hätte entfliehen wollen? Ich antwortete: „Meine Herren, Sie konnten Keinen aus der ganzen Gesellschaft auswählen, der weniger mit der Geschichte Aller vertraut ist, als ich. Ich habe auf der ganzen Tour auch nicht mit Einem ein vertrautes Wort gewechselt, also auch mit diesem nicht, und daher kann ich auf Ihre Frage weiter nichts antworten, als: ich weiß nicht das Geringste.“ — „Wir vertrauen Ihren Worten,“ sagte mein Bekannter, „wenn Sie etwas wüßten, so würden Sie mir gewiß Alles entdecken?“ — „Da würden Sie sich dennoch irren,“ entgegnete ich; „ich habe Ihnen in der That die reine Wahrheit gesagt, ich weiß von diesem Menschen gar nichts; hätte ich aber wirklich etwas erfahren, glauben Sie nicht, daß ich Ihnen das Geringste gesagt haben würde; noch weiter, ich halte mich für überzeugt, daß Sie selbst, meine Herren, wenn es das Unglück wollte, daß Sie in eine solche trübselige Lage versetzt würden, worin ich mich leider befinde, auch nicht ein Wort von dem verrathen würden,

was man Ihnen allenfalls auf die Seele bände. Wer unter Wölfen lebt, der muß mit heulen!" Sie reichten mir Beide die Hand und gingen.

Mein Bekannter trat noch einmal wieder zurück, und sagte mir, es thäte ihm in der Seele weh, daß er mich in der Gesellschaft dieser rohen Menschen lassen müßte; er hätte mir ein anderes Zimmer dicht nebenbei einrichten wollen, aber alle seine Collegen hätten widersprochen. Auch gab er mir den guten Rath, ich sollte nicht überall mich so freimüthig äußern, wie heute, es könnte mir doch einmal, wenn auch gerade keine Gefahr, aber doch manches Unangenehme bereiten. Ich dankte ihm für seinen freundlichen Rath, und trat in meine dunstreiche Stube.

Die Sonne war schon untergegangen, als wiederum ein Gensdarm in die Stube trat, einen unserer Wächter hinausrief, und bald darauf noch einen. Eine ganze Weile blieben sie draußen und sprachen ziemlich laut. Ich näherte mich der Stubenthür, und hörte deutlich die Worte, daß es doch wohl gerathener wäre, wenn wir noch heute Abend in den Thurm gebracht würden. Einige Stimmen schienen dagegen zu seyn, andere drangen darauf. Das Resultat von der Unterredung vernahm ich nicht; aber deutlich hörte ich die Worte: „Eine solche Angst stehe ich nicht wieder aus!" Nachdem wir ein Butterbrod zu uns genommen hatten, legten wir uns auf unser Strohlager.

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als wir den Befehl erhielten, uns reisefertig zu machen. Wir bestiegen wiederum einen Leiterwagen, der dießmal doch ein paar Bunde Stroh zur Bequemlichkeit erhielt, welche

aber so schnell in Besitz genommen waren, daß ich ebenfalls wie an dem gestrigen Tage stehend weiter befördert wurde. Auf dieser ganzen Tour war auch nicht eine Stelle zu entdecken, wo ich meine Freiheit wieder hätte erlaufen können. Die jetzige militairische Begleitung sprach mit mir kein Wort; wurde ich auch hin und wieder angesehn, so bemerkte ich doch nicht, daß Einer von Beiden ein besseres Augenmerk auf mich gerichtet hätte; denn mein Bekannter vom vorhergehenden Tage war nicht zugegen und hatte wahrscheinlich eine andere Beschäftigung erhalten. Die menschenfreundliche Absicht, welche dieser am gestrigen Abend, wenigstens für mich aussprach, daß er nämlich gewünscht habe, für mich ein anderes Zimmer einrichten zu dürfen, lernte ich auf der jetzigen Reise erst würdigen: denn ich bemerkte jetzt auf meinem Körper eine störende Veränderung, mit der ich bisher unbekannt geblieben war.

Langsam, wie immer — ich habe nicht erfahren, warum? — ging der Wagen weiter. Etwa in der Mitte zwischen Hessen und Halberstadt wurde Halt gemacht, und in das Wirthshaus eingekehrt. Wir wurden hier den schon gegenwärtigen Halberstädtischen Gensdarmen übergeben, wogegen die Hessenschen den Transport von Halberstadt entgegennahmen. Wer sich hier etwas kaufen wollte, der mochte es thun; wer keine Kasse hatte, konnte zusehen, wie die Anderen aßen. Vor dem Abgange mußten beide Abtheilungen sich in einem besonderen Raume aufstellen, dann wurde uns mit gravitätisch-strenger Miene der Befehl zugerufen, daß wir uns der Stubenthür nähern sollten. Der wichtig thuende Gensdarm stellte sich hierauf an die Thür, faßte diese

mit der linken Hand, schob sie etwas zu, so daß jedesmal nur Einer hinaustreten konnte, hieß uns dann herauskommen, zählte uns wie die Schafe, und um sich bei der großen Anzahl nicht zu verzählen, schlug er Jeden von uns etwas auf die Schulter, und so waren wir denn bald auf dem Flure des Hauses versammelt, den wir aber eigenmächtig noch nicht verlassen durften. Der aufmerksame Mann trat jetzt noch einmal vor die geöffnete Stubenthür, sagte, daß bei ihm Alles richtig sey, und empfahl sich mit sehr auffallender und höchst alberner Wichtigkeit seinen geehrten Collegen.

So wehmüthig ich gestimmt war, so konnte ich doch über die alberne Wichtigkeit dieses Mannes ein Lächeln nicht unterdrücken. Er schritt mit erkünstelter Würde auf mich zu und fragte: „Was lachen Sie?“ und ich fragte: „Ist das Lachen hier verboten?“ — „I, das gerade nicht,“ erwiederte er. — „Nun, wenn es nicht verboten ist, so lassen Sie mich immerhin lachen; ich in Ihrer Stelle würde lieber mit einem Dutzend Lacher, als mit einem Weinenden zu thun haben.“ — „Aufgestiegen!“ wurde jetzt commandirt. Nach pünktlicher Befolgung des Commando's wurden wir noch einmal auf dem Wagen gezählt, und nun erst konnte der Marsch nach Halberstadt fortgesetzt werden.

Mit vielen Gensdarmen habe ich auf meinen verschiedenen Märschen zu thun gehabt, aber so einen wichtigthuenden Narren habe ich weiter nicht darunter gefunden. Mir gefiel auf dieser Tour, da ich den Harz bereits zwei Tage hindurch von fern betrachtet hatte, vorzüglich das Schloß oberhalb Blankenburg, und ich konnte daher eine lange Zeit hindurch mich an dem An-

blicke desselben nicht satt sehen. Der wichtige Gensdarm hatte auf mich abermals seine Aufmerksamkeit gerichtet, das war mir nicht entgangen, und da ich vielleicht fast immer nach demselben Punkte und nach seiner Umgegend hinblickte, so war bei dem Manne wahrscheinlich ein Gelüstchen rege geworden, zu erfahren, was ich dachte; denn er ritt an mich heran, und fragte: „Was stieren Sie denn so lange nach der Gegend hin?“ Ich antwortete nicht. „Ich frage,“ fuhr er fort, „in welcher Absicht sehen Sie so aufmerksam nach dem Harze hin? das will ich wissen!“ Ich entgegnete: „Hätten Sie höflicher gefragt, ich würde Ihnen recht gern Ihr Warum? beantwortet haben, denn diese Antwort hätte die ganze Welt erfahren können; jetzt erhalten Sie keine Antwort von mir, denn sie würde von meinen Augen und meinen Gedanken Auskunft geben, und davon bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig; auch wird Keiner Ihrer Vorgesetzten fragen, was ich auf diesem Wagen etwa gedacht haben möge!“ Er schien mit dieser Antwort sich zu begnügen; denn er hat zu mir weiter kein Wort mehr gesprochen.

Endlich war Halberstadt erreicht, und wir wurden ohne Weiteres nach der Hauptwache gebracht. Von dem dießmaligen Aufenthalte in dieser Stadt ist mir nicht das Geringste im Gedächtniß geblieben, was des Erwähnens werth wäre. Wir hatten 15 Bürgergardisten zu unserer Bewachung, wenigstens mußte all' unser Thun und Treiben unter den Augen dieser 15 Männer geschehen. Auffallend war es mir, daß ich den ganzen übrigen Tag hier auch nicht einen Soldaten gesehen hatte, und doch beobachtete ich Alles genau, wohin ich nur von

meinem jetzigen Orte aus sehen konnte. Am folgenden Morgen fanden sich bei Zeiten zwei Gensdarmen ein, und bald darauf erschien auch unser Wagen. Der Narr von gestern war heute unser Begleiter nicht. Aeußerst langsam schlich der Wagen weiter fort. Auf dem ganzen Wege bis Egeln habe ich mit den Gensdarmen kein Wort gesprochen, auch wurde mir von ihrer Seite keine Veranlassung dazu gegeben. Die ganze Umgegend bis zu diesem Orte bot nicht die geringste Aussicht dar, wo man allenfalls mit Glück der aufmerksamen Wache hätte entspringen können.

Wir erreichten Egeln etwa in der Mitte des Nachmittages. Ich hatte schon lange vorher die Umgegend genau beobachtet, und ein Wald, südwärts von dieser kleinen Stadt, schien mir allenfalls geeignet zu seyn, mich für einige Stunden aufnehmen zu können. Schwierig war allerdings die ganze Ausführung meines Vorhabens: denn konnte ich auch aller Hoffnung Raum geben, daß ich gewiß, ohne eingeholt zu werden, den Wald erreichen würde, so konnte dieser Wald von allen Seiten umgangen werden, nirgends schloß sich in der Nähe ein anderer Wald an, sondern ich hatte aus demselben nach Schätzung wenigstens eine halbe Meile Ackerland zu durchlaufen, bis wieder ein Wald mich aufnehmen konnte; und nicht einmal konnte ich mich überzeugen, ob der ferne Wald eine erwünschte weite Ausdehnung hatte oder nicht. Nichts desto weniger nahm ich mir fest vor, von diesem Orte zu entfliehen, denn hier mußte es, und zwar jetzt, ausgeführt werden, oder ich war verloren. Mit diesen lieben Gedanken, die mein Herz nicht wenig in Bewegung setzten, allein beschäftigt, stieg

ich endlich von dem Wagen. Wir wurden in ein kleines Haus geführt, was alle seine Oeffnungen, auch die Fenster nach hinten, also seine ganze Fronte nach dem sehr benachbarten Walde hatte. Rechts, wo der Eingang war, und links begränzten den Hofraum bis 9 Fuß hohe Mauern, und zwischen den äußeren Enden derselben war ein tiefer, aber trockener, etwa 7 Fuß breiter Graben, welcher auch um die Enden der Mauern etwas, wie es schien, herumgezogen war. Wir durften hier auf dem Hofe uns etwas ergehen. Meinem Ziele waren durch die zweckmäßige Einrichtung des Ganzen, und zwar im eigentlichen Sinne des Wortes, fast unübersteigliche Hindernisse entgegengesetzt: denn nach der Straße hin war keine Oeffnung, die Mauern rechts und links waren ohne Leiter oder Untergestell auf keine Weise zu ersteigen, der einzige Ausweg führte über den Graben, den ich überspringen mußte. Bei Tage durfte ich diesen Sprung nicht wagen: denn an dem Graben standen immer zwei Wächter, welche mich mit ihren langen Piken leicht hätten erreichen können; und wurde ich in der Ausführung meines Planes ergriffen, so hätte man sicher mich auf ferneren Transporten geschlossen, und dann wäre alle Aussicht zum Entweichen für immer versperrt gewesen, und alle Hoffnung, einmal wieder auf freien Füßen wandeln zu können, für mich gewiß auf ewig dahin. Der Sturm in meiner Seele war damals fürchterlich, fieberhaft tobte mein Herz, und je aufgeregter ich wurde, desto mehr entfernte ich mich von einem festen Entschlusse.

Jetzt trat ein Gensdarm auf den Hof. Kaum war er eingetreten, als er auch schon wie wüthend auf un-

sere Wächter einstürmte, und ihnen einen Strom von Vorwürfen über ihre Unachtsamkeit und Treulosigkeit zuschrie. Wir wurden hierauf schnell in unseren Gefängnißraum getrieben, und den Wächtern wurde zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht, Keinen von uns, als im äußersten Nothfalle, auf den Hof gehen zu lassen. Dieser Befehl und die schnelle Ausführung desselben, erschütterte mich noch mehr, und setzte den Sturm in meinem Blute noch mehr in Thätigkeit. In tiefem Kummer warf ich mich auf eine Bank. Ich athmete schnell, und wahrscheinlich so vernehmbar, daß mein Zustand auffällig werden mußte. Der Gensdarm kam an mich heran und fragte: „Sie sind doch nicht krank?" Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht wohl befände, aber ich befürchtete deßhalb noch nicht, krank zu werden; mein Zustand würde sich in der Nacht wohl ändern. Er ergriff jetzt meine Hand, untersuchte meinen Puls und sagte: „Sie liegen in heftigem Fieber; Sie können hier nicht bleiben! ich werde Ihnen in meiner Wohnung einen besseren Aufenthalt einrichten lassen." Ich dankte ihm für seine menschenfreundliche Güte und bat ihn, er möchte sich in seiner häuslichen Bequemlichkeit meinetwegen keinen Abbruch thun, mein Zustand hätte durchaus nichts Besorgliches; ich wäre schon viel beruhigter, als bei meinem Absteigen vom Wagen, dürfte ich noch einige Zeit im Freien mich bewegen, so hoffte ich, daß ich bald ganz wieder hergestellt seyn würde. Hierauf forderte er mich auf, mit ihm in den Hofraum zu treten.

Wir gingen wohl eine Viertelstunde auf und ab, ich mußte ihm über einige gleichgiltige Dinge Auskunft geben; endlich faßte er mich wieder an den Puls, über-

zeugte sich, daß meine Aufregung minder heftig war, rief einen Wächter heraus, sagte ihm, er sollte mit mir, so lange ich es wünschte, auf dem Hofe auf- und abgehen, denn ich befände mich nicht wohl, und sollte mein Zustand, wider Erwarten, besorglicher werden, ihn gleich davon benachrichtigen. Er reichte mir hierauf die Hand, wünschte mir gute Besserung und eine gute Nacht. Nachdem ich, und zwar immer neben dem Wächter, mich eine Zeitlang auf dem Hofe umhergetrieben, und mich hinlänglich überzeugt hatte, daß hier diesen Abend an kein Entweichen zu denken sey, ging ich wieder in die Stube und legte mich auf das, mittlerweile eingerichtete Strohlager. Nachdem ich eine Zeitlang gelegen hatte, fragte mich einer der vier Wächter, ob ich mich jetzt besser befände? auf meine bejahende Antwort trat er wieder zurück und begab sich auf seinen Posten. Mein Blut war allerdings wieder viel beruhigter, aber in meinem Gemüthe stürmte es nach wie vor. Schon lagen alle meine Reisegefährten auf das Lager hingestreckt, als ich aufstand, nach der Thür hinwankte, sie öffnete, ohne gefolgt zu werden wieder schloß und in den Hof trat. Hier wurde ich gleich angefaßt und gefragt, wohin ich wollte? Ich gab eine befriedigende Antwort, that was ich wollte, sprach noch einige Worte mit diesen Wächtern und ging trostlos wieder in die Stube zurück.

Hier war also an kein Entweichen zu denken: zwei Wächter drinnen, zwei Wächter draußen, wer sollte sich da unbemerkt entfernen können? Ich warf mich auf mein Lager hin, fühlte mich sehr ermattet, und schlief bald ein.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als ich wieder erwachte. Die Wächter hatten sich gesetzt, und stützten ihren Kopf mit den Händen; sobald sie aber bemerkten, daß ich erwacht war, griffen sie nach ihren Piken und stellten sich vor der Thür auf. Nicht lange nachher stand ich auf, ging nach der Thür, die Wächter machten mir Platz, ich trat auf den Hof und fand hier die beiden anderen Wächter in gehöriger Haltung und voller Rüstung. Ich wunderte mich über die Pünktlichkeit dieser wachthabenden Leute, und konnte es Anfangs gar nicht begreifen, wie die inneren mit den äußeren Wächtern zu correspondiren vermochten; bis ich endlich, als ich mich wieder aufs Lager hingestreckt hatte, und ein Anderer hinausgehen wollte, hörte und sah, daß die Wache von innen der anderen auf dem Hofe ein Zeichen gab, auf ihrer Hut zu seyn. Bei dieser pünktlichen Aufmerksamkeit war freilich hier für mich kein günstiger Ausgang zu erspähen, und ich mußte mich in mein trübseliges Schicksal fügen

Wie immer, so auch hier, kamen schon spät am Morgen zwei Gensdarmen mit einem Wagen an, und geboten, daß wir uns auf dem Hofe aufstellen sollten. Wir wurden gezählt, die Wächter statteten ihren Bericht ab, und als nichts mehr zu fragen und einzuwenden war, mußten wir den Wagen besteigen, der Thorweg wurde geöffnet, und nun ging der Marsch auf das furchtbare Magdeburg zu.

Keiner von den beiden gestrigen Gensdarmen war heute unser Begleiter. Jetzt war mir alle Hoffnung entschwunden, daß ich noch länger auf Gottes Erde wandeln würde. Dieser Zustand ist der schrecklichste von allen

Unfällen, welche auf unserer Lebensbahn uns entgegentreten können: sey die Trübsal, in welchen Verhältnissen des Lebens es immer seyn möge, auch noch so groß, quälen uns Sorgen, Mangel, Kummer, Gram und Leiden mancherlei Art auch bis zur Verzweiflung, und die Hoffnung winkt uns, sey es auch aus blauer Ferne, wenn wir Muth und Ausdauer beweisen, Errettung zu: so werden wir niemals ganz verzagen, wir werden kräftig in das Getriebe desjenigen Werkes eingreifen, dessen regelmäßigen Gang zu erhalten und zu fördern unsere Pflicht geworden ist; versagen auch manchmal die Kräfte ihren regelmäßigen Dienst, die Hoffnung wird kräftigen Willen schaffen, und das Werk wird segensreich gefördert werden! in der Hoffnung liegt der Segen Gottes! Nimm einem Menschen die Hoffnung, und du hast ihm Alles genommen! In solch einem Zustande wurde ich der gewaltigen Festung, angelegt, um dem ungezügelten Unrecht und maßloser Herrscherwuth kräftig entgegen zu wirken; jetzt aber in ein großes Schlachthaus, in eine Mördergrube verwandelt, dieser Festung, dem ungeheuren Magdeburg wurde ich nach und nach näher gebracht! Zu einem glücklichen Entweichen entdeckte ich auf der ganzen Strecke auch nicht einen Ort! Ich mußte mich also für verloren halten! und doch winkte mir endlich die Hoffnung wieder Muth zu! „Rettung von Tyrannenketten!“ so klang es vor meinen Ohren, und ich wurde wieder aus meiner Verzagung aufgerüttelt; sollte mir Rettung nicht gelingen, so war ein anderer Spruch: „Hoffnung auf den Sterbebetten, Gnade auf dem Hochgericht!“ wieder meine Stütze und mein Stab, woran ich mich noch einigermaßen aufrecht erhielt. Aber trotz

dieser mir herrlichen und lieben Trostsprüche war ich dennoch tief gebeugt; denn das war gewiß, wurde ich nicht bald durch eine Kugel von meinem Jammer befreit, so kam ich doch so bald nicht wieder über Magdeburgs Mauern hinaus. In dieser festen Ueberzeugung zog ich in Magdeburg ein.

Wir zogen in das Sudenburger Thor, was dießmal von Westphalen besetzt war, und wenn ich nicht sehr irre, von einer Abtheilung des fünften Regimentes. Wie viele meiner lieben Landsleute würden sich bemüht haben, ins Preußische zu entkommen, wenn sie damals gewußt hätten, wie arg man ihnen nach Verlauf von einem Monate mitspielen würde! Nach dieser Zeit war ein Viertheil dieses Regimentes nicht mehr unter den Lebenden, und noch mehr wurden nach sechs Wochen auf den Wogen des atlantischen Meeres geschaukelt. Wie stark war dieses Thor, als Schill sich Magdeburgs Mauern näherte, von Franzosen besetzt, und welch' schwache Wache hatte es jetzt! Und dennoch glaube ich, daß es bei dieser Besetzung schwieriger gewesen seyn würde, zu entkommen, als vor wenigen Wochen durch einige Compagnieen ächter Franzosen. Diese mußten, als ich zwischen ihnen durch aus dem Thore ging, mit Blindheit geschlagen seyn, oder sie waren in einem Zustande, worin man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Kurz ich kam damals ohne die geringste Störung und seelensfroh aus der Festung, und jetzt zog ich mit nagendem Kummer im Herzen in dieselbe ein!

Langsam bewegte sich unser Wagen durch einige Straßen Magdeburgs, und plötzlich wurde, ich weiß nicht warum? Halt! geboten. Einer von unseren Gensdarmen

darmen ging in ein Haus und hielt sich daselbst eine Zeitlang auf. Mittlerweile gingen mehre Westphalen vor unserem Wagen vorbei. Einigen Soldaten vom fünften Regimente gab ich durch Winken zu verstehen, daß sie sich unserem Wagen nähern möchten. Sie zauderten, und nur Einer von ihnen kam heran. Ich fragte ihn, ob das ganze sechste Regiment wieder in Magdeburg versammelt sey? und erhielt zur Antwort: „Keiner vom sechsten Regimente ist hier; gestern früh ist das dritte Bataillon, wie man sagt, nach Braunschweig marschirt. Ich habe auch gehört," fuhr er fort, „daß das Regiment nicht wieder hierher zurückkehrt, sondern in Kassel in Garnison zu liegen kommt." Setzte ich auch auf die letzte Aussage kein großes Gewicht, weil dergleichen Bestimmungen selten allgemein bekannt werden, und weil auch leicht eine Abänderung eintreten kann; so war mir doch die erste Aussage eine sehr erfreuliche; denn so etwas erfährt wohl jeder Soldat, wenn nämlich kein naher Krieg bevorsteht. Wie ganz anders wurde durch diese paar Worte mein Gemüth gestimmt! ich war so seelensfroh, als wenn ich mich wirklich schon in Freiheit befunden hätte.

Unser Gensdarm trat wieder aus dem Hause hervor, wir fuhren weiter, und endlich rollte unser Wagen über die Brücke der stolzen Elbe. Nicht fern von dem jenseitigen Ende der Brücke führt der Eingang in die Citadelle. Der Einzug war mir jetzt gleichgiltig. Meine Augen schweiften in dem inneren Raume hoch und niedrig flüchtig umher, ich begriff die Schwierigkeit, welche es macht, einen so stark befestigten Ort nur anzugreifen, geschweige denn gar einzunehmen; ich sah ein, welche

Taktlosigkeit, Unentschlossenheit, Muthlosigkeit und welcher Mangel an Vaterlandsliebe, also welche Treulosigkeit einen solchen Commandanten auszeichnen muß, der bei ausreichendem Proviante, bei unversiegbarer Munition, bei mehr als hinreichender Besatzung eine solche Festung wie Magdeburg, noch dazu beschützt durch eine solche Citadelle, dem Feinde übergeben konnte! Daß Magdeburg unter Tilly's rohen wuthschnaubenden Schaaren verbluten mußte, das konnte erwartet werden, das war ein Unglück, dem noch heut zu Tage Thränen des Mitleids und der Wehmuth fließen; daß aber in unseren Tagen eine solche Festung aus Furcht, oder sonst einer niedrigen Ursache, fast ohne Schwerdtstreich übergeben wurde, das war eine Schande! Einem solchen Commandanten vertraute ich nicht das Commando einer einzigen Musquete an! Schill würde sie, besonders wenn er noch von einem Freunde, beseelt von gleichem, an Keckheit gränzenden Muthe, und von gleich warmer Vaterlandsliebe und von gleich glühendem Franzosenhasse, unterstützt worden wäre, der ihn in manchen Zuständen und Verhältnissen hätte zögern machen oder auch hemmen, oder mit einem Worte hätte regeln können, Schill würde Magdeburg nicht übergeben haben!

Mit solchen Gedanken beschäftigt, wurde ich in dem südlichen Theile der Citadelle in ein Gewölbe gewiesen. Unser Streulager war schon zum Empfange eingerichtet; ob aber für uns bereitet, dagegen zeugte seine niedergedrückte Masse: vielleicht hatte es schon vielen ähnlichen Gesellschaften gedient. Wenn ich alle meine Kreuz- und Querzüge vor mein inneres Auge fordere, so fehlen mir fast durchweg auch die geringsten Kleinigkeiten nicht,

welche für oder wider mich vorkamen; wie ich aber in den Gefängnissen und was ich aß, davon ist mir nicht eine Spur im Gedächtnisse zurückgeblieben. Ich weiß keinen Grund weiter aufzufinden, als den: ich stillte mechanisch meinen Hunger, und alle meine Gedanken waren auf die Wiedererringung meiner Freiheit gerichtet. Daher mag es denn auch gekommen seyn, daß alle Worte, welche hiermit einigen Zusammenhang hatten, auch bis heut zu Tage mein Gedächtniß noch treu aufbewahrt hat, und von anderen Gesprächen, selbst aus einem lieben Munde, nicht das Geringste übrig geblieben ist. Unser Gefängniß in der Citadelle war feucht und dunstig, und nur von einem kleinen Fenster matt erleuchtet, gemacht, um die trübe Stimmung seiner Bewohner mehr und mehr der Verzweiflung nahe zu bringen. Raum hatten wir mehr als hinreichend; selbst die doppelte Anzahl würde weder bei Tage, noch bei Nacht über Mangel an Raum haben Klage führen können. Für einen Menschen, der, wie man wohl zu sagen pflegt, nicht einen halben Todtenschlaf hat, und der keine Gelegenheit nehmen konnte, sich durch körperliche Anstrengung einen festen süßen Schlaf zu erringen, war diese Schlafstätte nicht eingerichtet; ich schlief in der ersten Nacht nicht eine Minute, auch mehren meiner Kameraden schloß der Schlaf kein Auge. Die Räumlichkeit gewiß nicht, auch nicht die übrige Einrichtung des Gewölbes war Ursache dieser Schlaflosigkeit; aber die Munterkeit und noch mehr die Wachtsamkeit der Franzosen war es, welche den in halbem Schlummer Träumenden bald aus der Feenwelt wieder in die Wirklichkeit zurückrief. Qui vive! qui vive! qui vive! erscholl es fast

ununterbrochen von den erhabenen Theilen der Citadelle herab. Vernahm das Ohr einige Minuten lang nicht den geringsten Laut, nicht das geringste Lispeln, und schloß das Auge des Müden sich zu einem erquickenden und stärkenden Schlafe, so ertönte wieder das weithin schallende und durchdringende: **Qui vive! qui vive!** und von allen Augen war der Schlaf verschwunden. „Hol' die Franzosen der Teufel mit allen ihren **Qui vive's!**" fluchte ein aus dem Schlafe Aufgeschreckter. Wieder still war Alles ringsumher: Einige von uns schlummerten, Anderen wurde die Sache ein Spaß, sie horchten, und ein plötzliches **Qui vive!** rief Jene wach und machte Diese lachen. „I, so wollte ich, daß das vermaledeite **Qui vive!** ein Knochen würde, und den verfluchten Franzosen im Halse stecken bliebe!" schrie ein eben wieder aus dem Schlafe Aufgeschreckter.

Die Gewohnheit hat eine große Kraft, so auch bei uns: schliefen wir auch einige Zeit bei Tage, so war dadurch noch keineswegs das in der vorigen Nacht Versäumte wieder nachgeholt, und wir schliefen in der folgenden Nacht recht gut und kümmerten uns um das **Qui vive!** der Franzosen nicht mehr, oder seine Schwingungen strichen lautlos an unseren Ohren vorüber. Drei Tage hatten wir bereits in diesem Halbdunkel verlebt, ohne daß irgend Einer von der Gesellschaft erfahren hätte, was mit ihm weiter geschehen sollte Wenn unser Gefängniß sich öffnete, und irgend ein Gefangenwärter, oder sonst Jemand, der uns zu beäugeln oder zu betrachten hatte, vielleicht um ein bekanntes Gesicht zu erspähen, hereintrat, so wurde wohl die unnütze Frage ausgesprochen, wie lange wir noch in diesem finsteren

Raume eingesperrt sitzen müßten? aber natürlich erhielten wir keine Antwort, weil keine gegeben werden konnte, oder die Antwort, welche wir erhielten, war nicht besser als gar keine Antwort. So kam endlich die vierte Nacht heran. Ich hatte mich schon zur Ruhe gelegt, als die Sonne auf der Oberwelt noch nicht untergegangen war, und erwachte, als gewiß schon wieder der Segen des Lichtes auf glücklichere Menschen vom östlichen Himmel herabstrahlte.

In einer eigenthümlichen Stimmung, wie von einer Ahnung getrieben, erhob ich mich von meinem dürftigen Lager, stieg an das kleine Fenster, um zu sehen, ob in dem inneren Festungsraume irgend etwas Außergewöhnliches, was ich vielleicht, wie ich dachte, in dem letzten Halbschlafe vernommen hätte, vorgegangen seyn möchte. Ich konnte nichts für mich Merkwürdiges ersehen, alle Einrichtungen, alles Leben und Weben der Soldaten war dasselbe, wie an den vorhergehenden Tagen. Auch dieser Tag ging ohne die geringste Veränderung in unserem Raume, und ohne die geringste Kunde vorüber. Ohne die entfernteste Kenntniß von Dingen, die da kommen sollten, brach mir auch der fünfte Tag in meinem jetzigen Kerker heran. Eben hatte sich ein Gefangenwärter von uns entfernt und die knarrende und klirrende Thür wieder verschlossen und verrammelt, als sie mit denselben widerlichen Tönen sich schon wieder öffnete. Ein Gensdarm trat herein, nahm aus seiner Brieftasche einen Zettel, las fünf Namen ab, darunter auch den meinigen, und hieß uns aus dem Gefängniß treten.

Meine Augen, die seit vier Tagen und fünf Nächten von den klaren Schwingen des Lichtes nicht erreicht

worden waren, litten bereits an einer großen Empfindlichkeit: denn ich konnte Anfangs das volle Licht nicht ertragen, und erst nach und nach gewannen sie wieder an Stärke, und konnten ohne Blödigkeit dankbar zu Gottes erleuchtetem Gewölbe empor blicken. War für mich auch das Wünschenswertheste, was ich hier nur erwarten konnte, gekommen, war ich wieder unter Gottes freiem Himmel; so war doch noch Manches zu befürchten: denn das sechste Regiment konnte ja aus Braunschweig zurückgekehrt seyn, und ich sollte jetzt, um der Form zu genügen, ein Verhör bestehen. Daß dieses nicht möge der Fall gewesen seyn, darüber genaue Auskunft einzuziehen, war jetzt mein Sinnen und Trachten. Ich fragte den Gensdarm; er that, als wenn er meine Frage nicht gehört oder nicht verstanden hätte; ein Franzose, den ich fragte, wußte mir nichts Sicheres zu berichten. In dieser Stimmung zwischen Furcht und Hoffnung ging ich auf den Befehl des Gensdarmen aus der Citadelle und über die Elbbrücke nach der Stadt. Mehre westphälische Soldaten waren mir bereits auf der Brücke begegnet, in der Stadt sah ich viele, aber bis jetzt hatte ich noch keinen vom sechsten Regimente erblickt. Wir wurden wieder vor dasselbe Haus geführt, worin bei unserer Ankunft ein Gensdarm einige Zeit verweilt hatte. Auch jetzt nahm ich hier Gelegenheit, mich nach dem sechsten Regimente zu erkundigen, und erhielt zu meiner Freude die sichere Nachricht, daß von diesem Regimente nicht ein Mann mehr in Magdeburg vorhanden sey. Wer war froher, als ich! denn ich dachte, jetzt wirst du deinem Regimente nachgeschickt, du kommst also wieder

ins Freie. Ich hatte mich nicht geirrt. Nicht lange hatten wir vor dem Hause gestanden, als ein Wagen ebendaselbst anhielt. Nachdem noch eine Anzahl Gefährten hinzugekommen, und die ganze Reisegesellschaft bis auf zehn Mann herangewachsen war, verglichen die beiden, jetzt vorhandenen Gensdarmen mit ihren Zetteln Namen und Zahl, und als Alles sich richtig ausgewiesen hatte, mußten wir den Wagen besteigen, und nun ging der Marsch langsam durch dieselben Straßen, wie früher, dem Sudenburger Thore zu. Hin und her verglich ich auf den Straßen Magdeburg's meinen jetzigen Zustand mit meinem vorigen, ich überdachte mein Unglück, zugleich aber auch mein Glück, und kam leicht zu dem Resultate, daß in meinen Verhältnissen nichts sich günstiger hätte fügen können, als es sich in der That gefügt hatte: Ich wurde von Hildesheim nach Braunschweig transportirt, weil durch diese Stadt der Weg nach Magdeburg führt; hier wurde ich einige Tage zurückgehalten, weil man vermuthete, daß das sechste Regiment nach Braunschweig rücken würde; es wies sich aus, daß das Regiment Magdeburg nicht verlassen sollte, und ich wurde über Halberstadt dahin transportirt; mittlerweile erhielt dennoch mein Regiment die Ordre, über Helmstädt nach Braunschweig zu marschiren, wir mußten uns also verfehlen; von Magdeburg aus wurde nach Braunschweig geschickt, um Ordre zu erhalten, was mit mir geschehen solle, und die Antwort erfolgte, daß man mich wieder dahin bringen solle, woher ich gekommen sey. Wer nur den lieben Gott läßt walten, dachte ich, und hoffnungsvolle Blicke in die Zukunft sendend, sprach

ich: der alte Gott lebt noch! Wir fuhren durch die Vorstadt Sudenburg, und befanden uns wieder auf dem Wege nach Egeln.

Auf dieser Tour machte ich mit meinen dießmaligen Gefährten Bekanntschaft Von den Vieren, welche mit mir nach Magdeburg transportirt wurden und deren Gesellschafter ich in dem Gefängnisse daselbst gewesen war, waren Zwei, aus deren Munde ich weiter nichts herausbringen konnte, als den Beleg zu der Vermuthung, daß sie weiter nichts als gemeine Vagabonden oder gar Diebe waren. Das schien mir aber auch nicht recht zu passen: denn warum wurden sie von Braunschweig nach Magdeburg gebracht, und von Magdeburg wieder nach Braunschweig? Die beiden Anderen waren widerspenstige Conscribirte, und sollten wahrscheinlich nach überstandener Strafzeit dem sechsten Regimente einverleibt werden. Die fünf neuen Leidensgefährten hatten unter Schill gedient, wovon zwei bei Todtendorf, und drei bei der Auflösung des Corps in Stralsund gefangen genommen waren. Von den Erzählungen Aller könnte ich nur wenig mittheilen, weil sie selbst mir nur wenig zu geben im Stande waren, und was ich von ihnen erfuhr, entweder sehr unbedeutend war, oder es verdiente keinen Glauben, und ich spreche daher vorerst von meinen Begleitern gar nichts.

Wir erreichten, ohne daß irgend etwas Merkwürdiges sich zugetragen hatte, wohlbehalten unser Quartier in Egeln wieder. Die Gensdarmen wunderten sich außerordentlich, mich wieder auf dem Rückmarsche zu erblicken; ich gab ihnen den Grund an, und sie ließen ihn gelten. Die Förmlichkeit in Beziehung der wachthaben-

den Personen war dießmal wie vor einigen Tagen, nur die Zahl wich ab, indem bei uns in der Stube nur ein Mann, vor der Thür aber zwei Mann auf die Wache zogen. Mit lüsternem Blicke sah ich mich wieder auf dem Hofe um, maß wiederum die Breite des Grabens, hatte es keinesweges verschworen, hier nicht entweichen zu wollen; aber in diesem Punkte zeigte sich dieses Mal noch mehr Schwierigkeit, indem die beiden Hofwachen angewiesen zu seyn schienen, einem heraustretenden Gefangenen nicht von der Seite zu gehn. Die Meisten von uns schliefen sehr wenig, wahrscheinlich weil wir durchaus weiter keinen Laut hörten, als den unserigen, und die Franzosen uns nicht mehr durch ihr Qui vive! in den Schlaf lullten. Uebrigens hatten wir Zeit genug, das Versäumte nachzuholen, denn es war bereits 8 Uhr vorbei, als wir von Egeln weggefahren wurden. Auch auf dem ganzen Wege von hier nach Halberstadt fiel nichts Bemerkenswerthes vor.

Die Gegend um Halberstadt hatte ich mir ziemlich genau gemerkt, aber keine geeignete Stelle entdeckt, wo mit Glück die Flucht gewagt werden konnte. Wir fanden hier abermals in der Hauptwache unfreiwilliges Unterkommen. Der ganze Raum für die Arrestanten war beinah schon vergeben, als wir eintraten, und doch sollten und mußten noch zehn Mann an demselben Orte untergebracht werden, was auch geschah. Die Gesellschaft, welche ich in dem kleinen Hause antraf, war dießmal in vieler Rücksicht sehr bunt: denn einmal waren schon drei Frauenzimmer vorhanden, wozu sich bald nach unserer Ankunft noch ein viertes gesellte, und dann waren die Verbrechen dieser Leute von so mannigfach ver-

schiedener Art, daß die meisten Kapitel des Straf-Codex hier hätten consultirt werden müssen. Ein Mann war darunter, der mir sehr widerlich war. Denn er hatte eine Physionomie, welche eher an einen Affen, als an einen Menschen erinnerte: seine Stirn war breit aber niedrig und großen Theils noch mit schwarzem struppigen Haar bedeckt; seine großen stieren Augen waren durch die kleine, sehr geplättschte Nase nur wenig von einander geschieden; der aufgetriebene Mund und das überaus lange und zugleich breite Kinn standen so weit vor, daß das ganze Gesicht ziemlich eine Schnauzenform ausmachte. Hätte ich nicht von seinem Verbrechen etwas vernommen, mein Blick würde sich einmal und nicht wieder auf sein Gesicht verirrt haben; aber dieses war von der Beschaffenheit, und er trug es auf eine höchst plumpe und freimüthige Weise, so ohne allen Rückhalt vor, daß der widrige Mensch in dieser Hinsicht wieder interessant wurde, so zurückstoßend auch an und für sich sein Verbrechen jedem Menschen seyn mußte. Die Hauptsache seines Verbrechens bezog sich auf Vater und Tochter. Unsere Damen waren auch so so: denn wenn der Mann bald Dieses, bald Jenes von seiner Tochter mit wohlgefälligem viehischen Grinsen herausstotterte, so schlugen sie immer ein gellendes Gelächter an. Die Uebrigen waren meist Diebe, Landstreicher, auch einige Conscribirte, und in einer Ecke saß ein Mann, an beiden Beinen und dem linken Arme geschlossen, auf einem Stuhle hingekauert, den düsteren Blick nur auf den Boden geheftet. Er hatte, wie man mir auf mein Befragen antwortete, seine Schwester, um sie zu beerben, ermordet. Also dießmal war ich unter eine saubere Ge-

seilschaft gerathen! Nachdem ich Kopf für Kopf etwas gemustert hatte, wollte ich mich unter die wachthabenden Personen mischen, als noch eine der vier Damen mir sehr auffiel. Sie hatte im tiefsten Negligée bisher bei einem Manne gesessen; jetzt erhob sie sich, warf ein schmutziges Gewand mit mehren ansehnlichen Lücken ab, und begann, sich mit anderen Gewändern, welche schon bereit gelegt waren, zu schmücken. Zu diesem Behufe zog sie einen Spiegel, etwa $\frac{1}{4}$ Quadratfuß groß, aus einem Futterale, stellte ihn schaurecht auf, zog Unter- und Oberkleid an, setzte auf ihr Haupt eine thurmförmige Haube, begoß ihr weißes Schnupftuch mit einigen Tropfen wohlriechenden Wassers, wickelte die abgelegten Kleider zusammen, brachte den Spiegel in seine schützende Fassung, und setzte sich wieder auf denselben Stuhl, von dem sie vor etwa einer Stunde aufgestanden war. Ich dachte, die beiden Leutchen hätten die Absicht gehabt, eine Abendpromenade oder eine Visite zu machen; aber nein, sie saßen in der dunstigen Stube immer dicht beisammen, plauderten mit einander, und — gingen zu Lager. Also in Gefängnissen putzt man sich auch!

Ich trat nun durch den Raum der wachthabenden Leute etwas vor die Thür, um eine Zeitlang frische Luft zu schöpfen. Wo und wann, dachte ich, wirst du endlich einmal wieder in Gottes Natur frei umher wandeln können? Mein Gemüth mochte wohl in eine traurige Stimmung versetzt worden seyn, und ich sang mit leiser Stimme: „Das ganze Dorf versammelt sich zum Kirmestanz in Reihen. Es freut sich Alles, aber mich kann fürder nichts erfreuen! Für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Lachen ist vorüber!“ ꝛc. — „Nur die

Hoffnung nicht sinken lassen!" sagte mit freundlichem Tone ein Mann, indem er mich leise auf die Achsel klopfte; „Muth gefaßt! und ein glücklicher Augenblick kann Alles wieder gut machen!" Erschrocken oder vielmehr im höchsten Grade überrascht sah ich mich um und erblickte ein nicht unbekanntes Gesicht, was ich aber Anfangs noch nicht deuten konnte. Ich mochte ihn vielleicht mit zweifelnden oder gar etwas mißtrauischen Blikken angesehn haben, denn er fragte: „Sie kennen mich wohl nicht mehr?" — „Gesehn habe ich Sie schon, und, wie es mir scheint, nicht allein auf ein paar Augenblicke," entgegnete ich, „aber wo? und wann ich Sie gesehn habe, das will mir nicht gegenwärtig werden." — „Erinnern Sie sich nicht mehr eines Schusters," fuhr er fort, „bei dem Sie, da Sie als Conscribirter nach Magdeburg gingen, hier in Quartier lagen?" Jetzt war aller Zweifel gehoben, ich erkannte nicht nur meinen Mann, sondern mein Gedächtniß wiederholte mir auch alle Worte, welche wir damals mit einander gesprochen hatten. „Wollen Sie sich denn aus der großen Gefahr, worin Sie sich befinden, nicht zu retten suchen?" fragte er weiter. Ich glaubte mit meiner Antwort etwas zögern zu müssen; endlich sagte ich: „Wenn ich nur irgendwo die Möglichkeit des Gelingens absehen könnte, ich würde sie nicht unbenutzt lassen; sollte sich mir aber eine Gelegenheit zum Entfliehen darbieten, so würde Keiner rascher zugreifen als ich." Der Mann verstand meine Worte, und entgegnete: „Ich kann Ihnen hier keine Gelegenheit geben, ja Ihnen vor Allen, die dort in der Stube sind, am allerwenigsten; denn die Gensdarmen haben Sie uns vorzüglich auf die Seele gebun-

den, indem sie sagten, daß wir Sie keinen Augenblick unbewacht lassen sollten. Also hier hoffen Sie für Ihre Befreiung nichts!" Wozu denn diese Worte, diese Fragen? dachte ich, und schwieg. Der Mann nahm wieder das Wort: „Ich glaube, daß Ihre Flucht viel leichter in Hessen, als hier nach Wunsch gelingen wird; dort sind zwei Gefängnisse: kommen sie in das kleine Gefängniß, so suchen Sie mit der Einrichtung der Gartenthür sich bekannt zu machen, und aus dem Gefängnisse selbst können Sie die Gegend hinter dem Garten ganz überblicken und sich die beste Richtung auswählen; sollte man Sie aber, wider Erwarten, in den Thurm einsperren, so ist das Entfliehen mit mehr Mühe, und sogar mit Lebensgefahr verbunden; haben Sie jedoch einmal den Boden erreicht, so wird Ihnen die Flucht desto leichter und sicherer gelingen." — „Wie aber aus dem Thurme den Boden erreichen, kann man hinunterspringen?" fragte ich. — „Das gewiß nicht," antwortete er; „denn wahrscheinlich wird man Sie, da es Sommer ist, oben unterbringen, und nicht in dem Erdgeschosse, und Sie werden dann von Ihrem Luftloche bis in den Graben mindestens eine Höhe von 60 Fuß herabzuschweben haben." — „Dazu hätte ich also ein langes Seil nöthig," erwiederte ich. Mein freundlicher Wächter zog mich jetzt auf die Seite, mit den Worten: „Wir werden beobachtet; ziehen Sie Ihre Stiefeln aus und geben Sie sie mir, treten Sie noch einmal vor die Thür, gähnen Sie, recken Sie sich oder thun Sie sonst was Gleichgiltiges, und hierauf gehen Sie in die Stube zu den Anderen. Knüpfen Sie, wenn es geht, mit dem Schw....gel wieder ein Gespräch an."

Ich that, wie er gerathen hatte. Nachdem ich wohl eine halbe Stunde mich mit meiner Gesellschaft unterhalten hatte, trat ich wieder in die Wachtstube und erblickte gleich meinen Freund. Anfangs that er, als wenn er keine Notiz von mir nähme; endlich winkte er mir mit den Augen, daß ich nach einem Fenster in der Stube gehen sollte. Ich that dieß mit allen Manövern der Gleichgiltigkeit, machte auf dem Fensterbrette mit meinen Armen ein Andreaskreuz und legte darauf mein Kinn. Aus dieser Stellung schreckte mich scheinbar wieder mein freundlicher Schuster auf. Er sah mich an, sprach einige nichtssagende Worte, und sagte beiläufig leise: „Nachher dort in der Ecke!" und laut: „Ich habe Ihre Stiefeln so weit in Ordnung gebracht, wie es in der Eile sich thun ließ." Ich zog meine Stiefeln an, ging scheinbar oder auch wirklich gedankenlos auf und ab, und in die Kreuz und Quer. Endlich winkte mein Freund nach einer finsteren Ecke hin; ich ging, wohin ich sollte und wußte, und stellte mich so gleichgiltig, wie irgend möglich. Ich mußte meine Stiefeln noch einmal ausziehen. Mein Freund zeigte auf einen Pack, indem er sagte: „Um den Leib winden!" und ging mit meinen Stiefeln nach dem Fenster. Ich fand ein langes neues Seil, wickelte es schnell um Brust und Bauch, auch etwas davon um mein linkes Bein, die Oberkleider waren bald wieder übergeworfen, die Beinkleider heraufgezogen und befestigt, und ich trat an meinen Schuster heran, dem ich meine enge und jetzt aufgerissene Weste zeigte. Er sprach: „Da kann ich nicht dienen, und Ihre Stiefeln müssen Sie nun einmal auch so verbrauchen; sie haben ein Paar neue verdient." Wir sprachen noch

einige Worte mit einander, er sagte zu meiner Beruhigung, daß meine Gestalt sich wenig verändert hätte, und wünschte mir von Herzen ein gutes Gelingen.

Schon war die Sonne lange untergegangen, als ich noch einmal in die Wachtstube trat, und unter dem Vorwande nöthiger Eile in der Nachbarschaft das Freie suchte. Hier traf ich zufällig meinen Freund wieder an, und ich fragte ihn: was ich für die Leine schuldig sey? Er antwortete mir: „So etwas thut man für Geld nicht! Mir wird es leicht, eine Leine wieder zu kaufen! Möge Gott Ihnen gnädig seyn!“ und nun wandte er mir den Rücken zu. Ich wankte und taumelte, alle Zeichen der Schläfrigkeit ausdrückend, nach meiner bis zum Ersticken dunstigen Stube, und warf mich auf mein Strohlager. Daß der Schlaf Anfangs von meinen Augen wich, das läßt sich wohl denken; lange nach Mitternacht erst schlief ich ein, um bald wieder zu erwachen. Ich wurde nämlich durch ein lautes Gepolter und Geschrei, dessen Veranlassung ich hier nicht anführen mag, aufgeweckt. Die Ruhe war bald wieder hergestellt, und ringsumher war weiter nichts mehr zu hören, als das verschiedene Athmen, Stöhnen und Seufzen der Niedergestreckten. Am frühen Morgen erhob ich mich von meinem Lager. Die multiplicatorischen Windungen um meinen Körper hatten sich, vorzüglich merk- und fühlbar auf der Brust, ein wenig gesenkt, und bei ihrem etwas aufgelockerten Zustande war eine fernere Senkung noch mehr zu befürchten, dem ich durchaus Einhalt thun mußte. Eine Vorrichtung an meinen Unterbeinkleidern, welche ich mit dem Hosenträger in Verbindung brachte, setzte fernerer Wandelbarkeit genügende Gränzen. Ich

fühlte mich wie galvanisirt, oder mein Herz war so magnetisirt, sein positiver Pol, sein Streben war immer nach Hessen gerichtet. Mit einiger Furcht stieg ich auf den Wagen, und hatte alle Mühe anzuwenden, um mich nicht selber zu verrathen. Unsere Gesellschaft hatte sich um zwei Personen vermehrt; wir waren also nun unserer zwölf. Dießmal war uns der wichtige Gensdarm wieder zur Begleitung gegeben. Er schien sich noch immer in der Neuheit seines Postens zu bewegen: bald war er rechts an unserem Wagen, bald wieder links, bald sprengte er einmal bis auf einen Steinwurf weit vorwärts, bald ritt er wieder langsam hinter unserem Wagen her. Auf die kleinsten Mienen und Bewegungen der Gensdarmen, so genau es sich ohne Verdacht zu erregen thun ließ, richtete ich meine volle Aufmerksamkeit, und es wollte mir scheinen, als wenn sie vorzüglich mich aufs Korn nahmen, so sehr ich mich auch abmühte, diese Beobachtung mir als Irrung darzustellen. Der Harz breitete sich wieder mehr und mehr vor meinen Augen aus, und weit über die wellige Ebene hin in Nordwesten tauchten aus dem bläulichen Rande des Horizontes niedrige Höhen auf.

Wir erreichten bald das Dorf, wo die Gensdarmen aus Halberstadt und Hessen ihre Waaren austauschten. Dießmal trafen wir ziemlich zu gleicher Zeit ein, denn wir konnten den Transport aus Hessen schon deutlich erblicken und erkennen. Wir traten in die Stube, und erhielten hier die Weisung, uns an und um einen Tisch zu stellen oder zu setzen. Solch eine Scheitelung zwischen zwei Transporten ist mir nur hier vorgekommen. Sollte vielleicht einmal ein Gefangener, sey es nun aus

Ab=

Absicht oder in Zerstreutheit, sich wieder nach dem Orte haben hintransportiren lassen, woher er gekommen war? Weiter konnte ich keinen Grund auffinden. Wir stiegen jetzt auf den Hessenschen Wagen. Der bekannte Gensdarm aus Hessen war heute unser Beschützer wieder. Ich hatte ihn schon lange in der Stube gesehn, auch war ich von ihm nicht unbemerkt geblieben; jedoch er näherte sich hier mir nicht, er sprach nicht mit mir. Als ich auf den Wagen stieg, war er dicht bei mir und sagte: „Sie thun ja, als wenn alle Ihre Glieder steif geworden wären; Sie haben wohl ein hartes Nachtlager gehabt?" — „Ja, wahrhaftig!" entgegnete ich, „ich hatte kaum einen Strohhalm unter mir." Hiermit wurde das Gespräch abgebrochen, und ich habe nie ein Wort wieder mit ihm gewechselt.

Hoch stand noch die Sonne am Himmel, als wir Hessen wieder erreichten. Unser Wagen rollte durch die Straßen des dorfähnlichen Städtchens, vor unserem ehemaligen Gefängnisse vorbei, und blieb endlich vor einem alten großen Gebäude stehen. Wir mußten absteigen, ein Thorweg wurde geöffnet, und wir gelangten über den Flur dieses Hauses auf einen weiten Hof, von dessen gegenüberliegender Seite sich ein hoher Gefängnißthurm erhob. Zwei Mann Bürgergardisten, der eine mit einer Pike, der andere mit einer langen rostigen Flinte bewaffnet, standen vor dem Eingange des Thurm's. Die Thür öffnete sich mit Seufzen und Stöhnen, und wir mußten eintreten. Eine steinerne Treppe führte höher und höher und immer höher, bis wir endlich unser Ziel erreichten. Mir schien es, als wenn uns das höchste Gefängniß im Thurme angewiesen war.

Ein ziemlich großes viereckiges Zimmer nahm uns auf. Nach Süden und nach Osten war in der, eben nicht dicken Mauer ein weites Luftloch angebracht, wodurch leicht ein Mensch kriechen konnte. Nicht lange war ich in diesem Raume gewesen, und ich hatte mich schon vollständig orientirt. Um den Fuß des Thurmes nach Süden, Osten und, wie es mir schien, auch etwas nach Norden war ein ziemlich tiefer trockner Graben gezogen, der an der Außenseite mit einer, kaum über das Straßenpflaster hervorragenden, und hier und da halbverfallenen Mauer umgeben war. Nach Süden hin in den Graben hinabzuschweben, schien nicht rathsam zu seyn: denn gegenüber stand eine Reihe Häuser; ostwärts aber schien über den Graben weiter kein Hinderniß der Flucht entgegenzustehn, und diese Richtung wählte ich zur Ausführung meines Vorhabens. Die Leine bloß von gutmüthigen Leuten halten zu lassen, das schien mir in mehr als einer Hinsicht mißlich und gefährlich zu seyn, auch war ich schon unterweges von diesem ersten Einfalle abgekommen; desto erfreulicher war mir die Entdeckung, daß sich in der Mauer, dicht über unserem Gypsboden ein Paar starke und feste Krammen befanden. Hieran konnte ich die Leine zur Genüge befestigen. Auch für die Sicherheit der Hände und Beine war ich bedacht gewesen: zwei Paar Strümpfe und zwei Hemden, welche ich stets zur Wechselung mit mir führte, sollten das Einschneiden der dünnen Leine möglichst verhindern. Nun war noch ein Punkt zu regeln, der mir Anfangs nicht wenig Sorge machte: denn ich konnte unmöglich anders entfliehen, als in Mitwissen aller meiner Gefährten. Ich wendete mich in dieser Absicht zu-

erst an die Schill'schen Soldaten. Sie fanden meinen Plan nicht nur ausführbar, sondern gingen auch sämmtlich in denselben ein, sie wollten auch auf diese Art zu entfliehen suchen; denn daß sie kein günstiges Loos erwartete, das wußten sie wohl. Nur damit stimmten sie mit mir nicht überein, daß auch die übrigen Gefährten jetzt schon unser Vorhaben erfahren sollten: „denn erfahren sie es bei der Ausführung, so ist es noch früh genug," meinte Einer von diesen.

So vorbereitet, oder vielmehr, nachdem wir so die Sache besprochen hatten, ließen wir den Abend herankommen. Ob wir nun durch wiederholtes Hinab- und Umhersehen die Aufmerksamkeit unserer Wächter rege gemacht hatten, oder ob ich in der Wache in Halberstadt mehr, als ich glaubte, beobachtet und mein Vorhaben verrathen worden war, darüber konnte ich nicht entscheiden; so viel sah ich in der Nähe und Ferne, in der Höhe und Tiefe aber wohl, daß wir auf eine ausgezeichnete und höchst auffallende Weise, und mit aller Aufmerksamkeit beobachtet wurden. Auf dem schmutzigen Boden, worauf noch die Ueberreste von einem Dutzend Lagerstätten liegen geblieben waren, wurde unser Strohlager eingerichtet. Vor der, vielleicht absichtlich, weit offen gelassenen Thür standen drei, mit Pistolen und Säbeln bewaffnete Bürgergardisten, die noch dazu mit ihren Waffen einiges Geklirr machten, wahrscheinlich, um unsere Aufmerksamkeit auf sie zu richten. Bald war für ein Dutzend Menschen das Bette gemacht, und die Thür wurde wieder verschlossen. Alles das, was hier in der Nähe sich gezeigt hatte, war gar nicht zu befürchten und konnte meinem Vorhaben nur durch einen un-

glücklichen Zufall Hindernisse oder die Unmöglichkeit entgegenstellen. Aber! — aber! — am Fuße des Thurmes, in dem Graben, waren ebenfalls mit Flinten und Säbeln bewaffnete Wachen aufgestellt, und in der Finsterniß schienen sich die Wachen noch zu vermehren: also alle meine Mühe und Ungemächlichkeit war vergebens gewesen, das Entweichen war hierdurch durchaus unmöglich. Mit Unmuth warf ich mich auf mein Strohlager, und hielt nun Alles für verloren! „Noch ist der Weg weit," sagte Einer von den Schill'schen, „noch giebt's viele Orte, wo wir entfliehen können; wer verzweifelt, hat verloren!"

Ich fing jetzt an, da meine Gefährten mich nicht alle beobachten konnten, mich von meiner langen Bürde zu befreien. In der That, als ich die Last abgelegt hatte, konnte ich einmal wieder frei athmen. „Wo soll ich nun den Bettel lassen?" fragte ich meinem Nachbar. — „Liegen lassen!" wurde mir zur Antwort; „wer wird morgen sagen können, daß Sie oder ein Anderer die Leine hier hat liegen lassen?" Ich warf jetzt den langen Strick in eine Ecke mit den Worten: „Da ruhe in Frieden!" Hierbei fiel mir Claudius schönes Lied ein, vorzüglich eine Strophe desselben, und bald war sie auf meine Lage passend eingerichtet. Mir ist der eingefügte Vers entfallen, ich kann ihn also hier nicht abschreiben, und einen neuen Vers mag ich nicht aufsuchen. Ich meine die Strophe: „Allein, allein, allein, allein wie kann der Mensch sich trügen!..... und ließ den Strick da liegen!" Ich freute mich über meine Schöpfung und streckte mich wieder auf mein Strohlager.

Alles war ruhig ringsumher, auch unsere benachbar-

ten Wächter ließen ihr Waffengeklirr nur selten mehr erklingen. Ich war noch ganz Ohr, mein Geist konnte keine Ruhe finden, auch hatte ich wohl noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Schon hatte die Thurmuhr Mitternacht angedeutet, und noch hatte der Schlaf meine Augen nicht geschlossen. Leise stand ich auf, legte mich in die Luftlöcher, sah in die Mitternacht hinein, und gewahrte auf derselben Stelle die äußeren Wächter, wo ich sie im Zwielichte gesehen hatte. Nun gab ich endlich alle Hoffnung auf, hier war Alles verloren! ich legte mich beruhigter nieder und schlief bald ein. Noch hatte sich die Sonne wenig emporgehoben, als ich wieder erwachte. Mein erstes Geschäft war, in der Umgegend umherzublicken, und das Hauptergebniß davon, ich erblickte meine Wächter auch jetzt noch auf ihren Posten; ich hatte mir also über Saumseligkeit keine Vorwürfe zu machen.

Endlich wurde die Thür unseres Gefängnisses geöffnet, ein Gensdarm trat herein und befahl uns, ihm zu folgen. Auf dem Hofe wurden wir gezählt, und alle Verhältnisse richtig befunden. Ich glaubte noch Etwas rügen zu müssen. Jeder von uns fühlte eine große Veränderung auf seinem Körper, und machte stete Bewegungen, die auf der ganzen gestrigen Tour nicht bemerkt worden waren. Ich sagte zu den Gensdarmen: „Meine Herren, man kann von Ihnen sagen, daß Sie Ihre Gefangenen so aufmerksam bewachen und bewahren lassen, wie das an wenigen Orten geschehen mag; aber ich kann Ihnen dagegen auch den Vorwurf machen, daß Sie auf Reinlichkeit der Gefängnisse durchaus gar nicht sehen, was doch, wie ich recht gut weiß, Ihnen auch

zur Pflicht gemacht worden ist. Ich habe Unreinlichkeit vor acht Tagen in Ihrem kleinen Gefängnisse in der Stadt gefunden, und hier im Thurm ist sie beinah gar nicht auszuhalten. So viele L.... wie hier im Thurm sind, finden sich gewiß nicht in allen anderen Gefängnissen zwischen Braunschweig und Magdeburg." Ein Gensdarm antwortete mir: meine Klagen wären übertrieben; das Ungeziefer sey nicht ganz zu vertilgen. „Das gebe ich gern zu," fuhr ich fort; „aber die gränzenlose Fülle hier ist wohl zu vermeiden, diese zeugt von Mangel an Reinlichkeit und Ordnung. Betrachten Sie einmal bei hellem Tage diese Gefängnisse, Sie werden sich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen; ja die Mauern, wenn sie Gefühl hätten, würden seufzen müssen." Meine Gefährten bestätigten meine Aussage. „Wir wollen noch heute nachsehen," sagten unsere Herren Gensdarmen; „so geht es, wenn man sich zu sehr auf Andere verläßt!"

Wir bestiegen jetzt den Wagen, welcher uns ohne Aufenthalt nach Braunschweig bringen sollte. Ich war in eine Art von Gefühllosigkeit verfallen, und dachte in der That nicht ernstlich daran, auf dieser letzten Tour meinen Wächtern zu entspringen, oder vielleicht verließ ich mich auch auf mein schon bewährtes Glück, und dachte, es wird sich wohl noch eine bessere Gelegenheit finden. Die Asse lächelte mir zwar freundlich zu, aber ich blickte doch nicht mit der Sehnsucht dahin, wie vor zwölf Tagen.

Wir erreichten, ohne Sonderliches gesehn und erlebt zu haben, das Dorf Witmar wieder. Beide Züge, aus Braunschweig wie aus Hessen, langten zu gleicher

Zeit an, und wir traten, über zwanzig Mann stark, in die Gaststube des dasigen Kruges. Alle gingen wir hinein, ob Magdeburger oder Braunschweiger, gleichviel, bunt durcheinander, ließen uns von dem Krüger verabreichen, was wir bezahlen konnten, und Allen, wie es schien, schmeckte die Kost in Witmar recht gut. Manche von uns hatten ihr Frühstück schon genossen, und gingen in der Stube auf und ab, Andere waren noch bei fleißiger Arbeit, als ein alter Mann im reinsten Silberhaar, Furcht und Schrecken in den Mienen, in die Stube trat, und, wie ganz athemlos, die Worte ausstieß: „Da läuft er hin! auf dem Felde läuft Einer!“ Augenblicklich griffen die Gensdarmen nach ihren Säbeln, als wenn es gleich an Ort und Stelle etwas abzuschlachten gäbe, eilten aus der Stube auf den Hof, und wir ihnen nach. Wir erblickten von der Mitte des Hofes den Entlaufenden, als er wohl die Hälfte der Strecke zwischen dem Dorfe und der Asse bereits zurückgelegt hatte. Zwei Gensdarmen, der eine aus Hessen, der andere aus Braunschweig, schwangen sich aufs Pferd, sprengten von dem Hofe auf die Straße, der Eine rechts, der Andere links um das Dorf galloppirend, und flogen dem Fliehenden nach. Wir Zurückgebliebenen wurden unter hundert Donnerwettern eilig in die Stube gejagt. Ich hatte mich an ein Fenster gestellt, von wo aus ich die ganze Feldmark bis zur Asse deutlich überblicken konnte. Bald kamen die nacheilenden Gensdarmen hinter den Zäunen hervor, und eilten in vollem Carrière der Asse zu. Fast in demselben Momente, als ich die Gensdarmen hinter den Gärten wieder erblickte, fiel der Fliehende und einige Augenblicke war er unsichtbar. Mir drang's

durch Mark und Bein! Immer näher kamen ihm die Gensdarmen; schon hatten sie mehr als die Hälfte des Weges durchstürmt, immer näher drangen sie auf den Fliehenden ein, und — auf einmal verschwand er: die Asse hatte ihn in ihr weites Reich aufgenommen. Auch den Augen der Gensdarmen mußte er sich entzogen haben; aber dennoch sprengten seine Feinde bis nach dem Walde. Hier schwang sich Einer aus dem Sattel, ging in den Wald, und auch er verschwand. Als der Eneilende den Wald erreicht hatte, athmete die ganze Gesellschaft mehrmal tief auf, um das Versäumte nachzuholen: denn Keiner wollte die Flucht auch nicht einmal durch menschlichen Athem stören, so aufmerksam war Jeder, so lebhaftes Mitgefühl beseelte Jeden.

Nach Verlauf etwa einer Viertelstunde kam der Gensdarm wieder aus dem Walde hervor. Beide schienen eine Zeitlang zu überlegen, was nun zu thun sey? denn der Gensdarm stand noch eine Weile neben dem Pferde des Anderen und gestikulirte sehr lebhaft. Da aber ihr Hin- und Hersinnen zu keinem günstigen Resultate führen wollte, so wurde das ledige Pferd langsam wieder bestiegen, und beide Strickreiter schritten oder trabten dem Dorfe zu.

Feuer und Flammen sprühten sie, als sie die Gaststube wieder betraten; sie stampften mit ihren Dragonerstiefeln, daß die Fenster klirrten, zogen die Säbel, schwangen sie, wie unsinnig, zischend durch die Luft, hieben mit ihnen auf Tisch und Bänke, und geberdeten sich überhaupt wie unbändig. Jetzt wendeten sie sich wiederum an den Alten und machten ihm Vorwürfe, daß er nicht früher Nachricht gegeben hätte. Dieser ent-

schuldigte sich, daß er den Fliehenden nicht früher bemerkt, und daher nicht früher hätte Lärm machen können. „Eh!“ schrie ein Gensdarm, „das sind nur leere Ausflüchte!“ Darüber fühlte sich der Greis beleidigt, und sagte: „Habe ich denn den Mann zu transportiren gehabt oder Sie? ist er mir entflohen oder Ihnen? Warum haben Sie nicht selbst aufgepaßt? Das war Ihre Pflicht und nicht die meinige! Ich glaube Dank von Ihnen verdient zu haben, und erhalte Vorwürfe! I, da kann ja meinethalben die ganze Welt davonlaufen!“ — „Wie groß ist der Wald?“ fragte ein Gensdarm aus Braunschweig in gebrochenem Deutsch. „Wir müssen mehre Dörfer aufbieten, den Wald umstellen, und wir werden den Hund wieder attrapiren.“ — „Da können wir ganz Braunschweig mit zu Hülfe nehmen, und wir haben noch nicht Menschen genug,“ entgegnete ein Anderer. Also der Mann war entlaufen, und glücklich davon gekommen.

Noch wußten die vier Gensdarmen nicht, wem ein Gefangener entlaufen war; ja es schien selbst, als wenn sie Anfangs noch darin Trost suchten, ob überhaupt von unserer Doppelgesellschaft Jemand entflohen sey; denn wir mußten uns in Reih und Glied stellen, wir wurden gezählt, und — von dem Hessenschen Transporte fanden sich elf Mann. Jetzt wurden die Namen verlesen, und es ergab sich, daß ein gefangener Schill'scher Soldat, aus Helmstädt gebürtig, entflohen war. Wer hatte nun die Flucht zu verantworten? Die Hessenschen Gensdarmen sagten, sie hätten uns glücklich bis dahin gebracht, wohin sie uns bringen sollten, sie hätten also nichts zu verantworten; die Braunschweigischen behaup-

teten dasselbe, und fügten noch hinzu, daß sie den Transport von Hessen noch nicht förmlich empfangen hätten. So setzten sie dieses Hin- und Hersprechen noch eine Weile fort, und es resultirte daraus weiter nichts, als sie mußten alle viere die Schuld theilen.

Daß der Greis den Enteilenden schon früher bemerkt haben mochte, was ich Anfangs nicht glauben wollte, schien mir immer klarer zu werden, besonders da ich ihn vorher, ehe er seine Entdeckung kund machte, schon auf dem Hofe bemerkt hatte; und als Hauptbeweggrund zu seiner Verrätherei konnte ich wohl den Umstand gelten lassen, daß, wenn er seine Beobachtung nicht bekannt gemacht hätte, sein ganzes Gehöfte einer strengen Untersuchung und Durchsuchung unterworfen worden wäre. So war der Entflohene in dem fernen Walde in Sicherheit und bestimmt nicht in den Räumen des Krug-gehöftes. Wahrscheinlich hatte der Alte, dem schon Mehre von uns das Prädikat „verfluchter" angeheftet hatten, in stiller Beobachtung den Fliehenden so lange laufen lassen, bis er glaubte, daß die Gensdarmen ihn nicht wieder einholen würden, und so war mithin Beiden geholfen. Der entflohene Schillianer hatte, selbst mit seinen engeren Kameraden, immer nur wenig gesprochen, er war sehr still und in sich gekehrt, und sich selbst genug.

Jetzt erst erwachte ich wieder aus meiner Gleichgiltigkeit, aus meinem Schlafe; jetzt war es aber zu spät. Von hier bis Braunschweig war keine Gelegenheit zum Entfliehen mehr anzutreffen. Wir hatten die Strecke bald zurückgelegt, und traten in das, mir schon zur Genüge bekannte Militairgefängniß. Hier wurden wir,

nachdem die Doppelthür wieder verschlossen war, durch ein allgemeines Ständchen empfangen, und mir wurde, als altem Bekannten, die Ehre zu Theil, noch besonders begrüßt zu werden. Das Erste, worüber ich Auskunft und Nachricht zu beziehen suchte, betraf das sechste Regiment. Alles, was man mir innerhalb des Gefängnisses zu sagen im Stande war, widersprach sich schnurstracks: das Regiment war in Braunschweig, das Regiment war nicht in Braunschweig. Schon hierin fand ich einigen Trost, zumal da zwei Mann vom sechsten Regimente in demselben Gefängnisse saßen, welche behaupteten, gehört zu haben, daß das Regiment nach Kassel ausmarschiren sollte, und vermutheten, daß es wohl schon auf dem Marsche dahin sich befinden möchte. Wenn der liebe Gott, dachte ich, so doch die Sache möchte gefügt haben!

In dem Personale war während meiner Abwesenheit manche Veränderung vorgekommen. Viele sah ich nicht mehr, Viele hatte ich noch nicht gesehen. Die Kugelschlepper, welche bei meiner Abreise nach Magdeburg, ich weiß nicht, gefürchtet oder gehofft hatten, bald auch einmal wieder frische Luft schöpfen zu können, traf ich wieder an. Um Einige vom Schill'schen Corps hatte unter Anderen die Gesellschaft zugenommen. Zwei Deserteurs waren vor einigen Tagen erschossen worden.

Ich hatte, wenn ich auch nichts Angenehmes melden konnte, mir vorgenommen, gleich bei meiner Ankunft in Braunschweig nach Hause zu schreiben. Nachdem ich unter den Inhabern des Gefängnisses nach Form und Gebrauch wieder eingebürgert, und nachdem mir meine alte Schlafstätte wieder angewiesen war, welche ein Anderer wäh-

rend meiner Abwesenheit eingenommen hatte, aber jetzt durchaus wieder verlassen mußte, wickelte ich meine Wäsche, zwei Paar Strümpfe und zwei Hemden ein, ging an die Thür, machte ein bekanntes hörbares Zeichen, und die Thür bewegte sich schwerfällig in ihren Angeln auf. Ich trat in die Wohnung des freundlichen Inspektors, grüßte ihn und die Seinigen so freundlich ich konnte, übergab meine Wäsche mit der Bitte, dieselbe, wenn es sich irgend thun ließe, noch bis morgen reinigen zu lassen, was mir versprochen wurde. Dann bat ich um Papier, Feder und Dinte, schrieb meiner lieben Mutter, was ich zu ihrem Troste schreiben konnte und durfte: denn alle Briefe, welche von uns etwa geschrieben wurden, mußten vor ihrer Absendung dem Inspektor zur Durchsicht vorgelegt werden. Ich hatte unter andern geschrieben, daß Einige von den Meinigen, wenn Zeit und Umstände es erlauben sollten, mich besuchen möchten; indem ich hinzufügte, daß ich hier wohl einige Zeit verweilen würde, so daß die, etwa zu meinem Besuche hierher Kommenden, mich wahrscheinlich nicht verfehlen würden. Nachdem dieses Geschäft abgemacht war, ließ ich für meinen kranken Magen verschiedene Stärkungsmittel herbeiholen. Während des Essens erkundigte ich mich nach Neuigkeiten, die in der Nähe und Ferne vorgekommen seyn möchten. Ich erfuhr von dem Inspektor, daß die Oestreicher sich näherten, und vielleicht uns bald einen Besuch machen würden. Ich bezweifelte natürlich diese Nachricht, wenn ich auch im Herzen für die Oestreicher den lieben Gott um seinen Schutz bat. (Vier Wochen später hätte ich den Herrn Inspektor eben so gut, wie er mich in Braunschweig umherführen kön-

nen.) Durch einen weiten Umweg leitete ich die Unterhaltung endlich auf das sechste westphälische Infanterie-Regiment. „Liegt es hier wirklich in Garnison?“ fragte ich. — „Nein!“ war die Antwort. „Ein paar Tage nachher, als Sie von hier nach Magdeburg transportirt wurden, rückte es hier ein, hatte den folgenden Tag Ruhetag, und an dem Tage darauf setzte es schon wieder seinen Marsch nach Kassel weiter fort. Nur zwei oder höchstens drei Compagnieen von diesem Regimente sind hier in der Stadt zurückgeblieben, warum weiß ich nicht.“ Ich empfahl mich und trat wieder in meine muntere Gesellschaft ein.

Mein Barometer war durch die erhaltene Nachricht bedeutend gestiegen. Wenn es doch so bald nicht wieder zurückkehren möchte, dieses für mich sehr furchtbare Regiment! Der alte Gott lebt noch! dachte ich, und verließ mich auf ihn. Noch an diesem Abend machte ich Bekanntschaft mit einem Gefangenen, der unter Schill gedient und in Stralsund gefangen genommen war. Wir wurden bald mit einander bekannt und vertraut, weil sich hier in der That das Herz zum Herzen gefunden hatte. Des Morgens früh und Abends spät waren wir beisammen, schwelgten in frohen Erinnerungen und Hoffnungen in der glücklichen Heimath, und fühlten uns manchmal so seelensfroh, als wenn wir wirklich schon da wieder wandelten, wohin unser Herz sich mächtig sehnte. Er war der Sohn eines Predigers in der Nachbarschaft von Magdeburg. Sein alter Vater, wiewohl ächt preußisch gesinnt, hätte ihm doch viele Vorstellungen gemacht, seinem Hange und Drange nicht zu folgen; aber eine unbesiegbare stürmische Forderung seines Herzens hätte

ihn dennoch nach den Schill'schen Schaaren getrieben, um je eher desto lieber gegen die Franzosen nach besten Kräften kämpfen zu können. Er hätte sich weinend aus den Armen von Vater, Braut und Geschwister gerissen, und wäre der Richtung nachgeeilt, in welcher er Schill vermuthet und gehofft, und worin er ihn auch gefunden hätte. Nichts quälte ihn jetzt mehr, als der lange Aufenthalt in den Gefängnissen; er wünschte endlich einmal begnadigt, endlich einmal wieder frei zu seyn und in die Arme seiner Lieben fliegen zu können. Jedesmal, wenn ungewöhnlich und unvermuthet die Thür geöffnet wurde, so glaubte er, es geschähe seinetwegen, und man würde ihm die so lange und heiß ersehnte Begnadigung endlich einmal bekannt machen. Eines Morgens gingen wir Arm in Arm in dem Gefängnisse auf und ab, und als endlich das bekannte und immer dasselbe Kapitel wieder besprochen und durchgesprochen war, begann er das Lied: „Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht ꝛc.," und ich stimmte froh mit ein. Plötzlich erblickten wir die geöffnete Thür, ein unbekannter Mann, mit einem Pack Acten in der Hand, trat herein und verlas einige Namen, darunter auch den meines lieben Freundes. „Ach lieber Gott!" sagte er, „nun erhalte ich meine Freiheit! Ich muß eilen." Er umarmte, küßte mich, und vor Freude glühend, kaum noch die Worte aussprechend: „Lebe wohl! Ich wünsche, daß Du bald auch so glücklich werden mögest, wie ich!" eilte er der Thür zu.

Noch war keine Viertelstunde verstrichen, als die Thür abermals geöffnet wurde, und die auf kurze Zeit entfernt Gewesenen wieder eintraten. Mit Centnerlast fiel mir ihr Anblick auf die Seele. Mein Freund er-

blickte mich, warf sich weinend um meinen Hals, mit den Worten: „Morgen werde ich erschossen!“

Es wurden in dem Gefängnisse zwei kleine Thüren geöffnet, welche ich vorher kaum bemerkt hatte, die vier (oder fünf) Schill'schen Soldaten hineingeführt, und dann wurde, als wenn nichts geschehen sey, Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt. So viele rohe Gesellen sich unter uns befanden, so war hier doch das Mitgefühl allgemein: Alle waren wie niedergedonnert, kein Laut ließ sich hören; wurde auch endlich wieder gesprochen, so vernahm man doch weiter nichts, als Jammer und Wehklagen über die armen Schillianer. Die Delinquenten waren ruhig, nur hin und wieder vernahm man ein dumpfes tiefes Stöhnen. Gegen Mittag wurde die Gefängnißthür wieder geöffnet, der Inspektor trat mit zwei Mann Wache herein, brachte einen, wie es schien, zornigen Mann mit gewaltig großem Schnurbarte, und führte ihn ohne Weiteres in den Delinquentenraum. Auch dieser hatte unter Schill gedient. Mir war die Lust zum Essen und Trinken vergangen, ich aß weder am Mittage, noch zu Abend, und legte mich endlich auf meine Pritsche. So still, ruhig und sittsam mag hier wohl selten ein Nachmittag vergangen seyn! Der Schlaf wollte meine Augen nicht schließen, ich war immer bei meinem Freunde, jeder Laut, den ich zu hören glaubte, kam aus seinem Munde, und doch war Alles still! In der Nacht hörte ich oft ein tief ergreifendes Stöhnen: meine Augen wurden nicht thränenleer! Lauter ertönten die Klagen, als der Morgen heller wurde, deutlich vernehmbar war Seufzen und Schluchzen. Endlich wurde, früher als gewöhnlich, die Thür geöffnet, zwölf Mann

Soldaten in voller Rüstung traten herein, die kleinen Thüren wurden geöffnet und die Delinquenten herausgeführt. Wie ganz anders hatte sich das Gesicht Aller gestaltet! Kaum noch erkannte ich meinen Freund mehr! Gebückt schlich er vor mir vorbei! Anreden mochte, konnte ich ihn nicht: mein Herz war wie zerrissen! Ich war von diesem Vorfalle so ergriffen, daß ich nicht beobachtet hatte, wie viele von uns zur Schlachtbank geführt wurden; nur meinen Freund sah ich, und auf die Anderen achtete ich weniger, daher ist auch er mit unauslöschbaren Zügen in meine Phantasie gegraben, von den Letzteren weiß ich nicht einmal bestimmt anzugeben, ob man aus unserem Gefängnisse fünf oder sechs oder sieben zum Tode schleppte. Außer den, aus unserem Gefängnisse Geführten, wurden damals noch Mehre erschossen. Sie sind es, denen die braven und dankbaren Braunschweiger nachmals ein hübsches Monument errichteten, worunter jetzt ebenfalls das Heldenhaupt des Anführers Schill ruht.

War es recht, daß man hier Deutschlands Heldensöhne abschlachtete? Ja! Nein! Du lieber Gott! schwerlich haben Deine Menschenkinder jemals ein bunteres und vieldeutigeres Ding aufgestellt, als das ist, was sie Recht nennen! Hier bewundern sie den großen Mann, den Mann des Vaterlandes, den Held; dort ist er verhaßt, verfolgt, man schlachtet ihn wie einen gemeinen Mörder ab!

Bald kehrte in unserem Raume die Heiterkeit und Fröhlichkeit wieder zurück. Eines Tages traten zwei westphälische Soldaten in unser Gefängniß, um zwei Gefangene zu besuchen oder aufzusuchen: der Eine suchte

seinen

seinen Bruder, welchen er nicht fand, der Andere mich. Dieser erkannte mich gleich, wiewohl ich mich nicht erinnerte, ihn je gesehn zu haben, erkundigte sich nach meinem Befinden und sagte, er hätte doch gar zu gern mich noch einmal sehen wollen, denn morgen würden sie wahrscheinlich, als die Letzten des Regiments, auch ausrücken und, wie das Gespräch ginge, nach Kassel marschiren, daher hätte er heute sich die Freiheit genommen, mich zu besuchen u. dgl. mehr. Ich dankte ihm für seinen freundlichen Besuch, wie für seine Nachricht. „Ich muß Ihnen doch noch etwas sagen," fuhr er wieder fort: „Vor einigen Tagen wurden uns die Namen von den Deserteurs vorgelesen, welche erschossen werden sollen, und darunter hörte ich mit Schrecken auch Ihren Namen. Leben Sie recht wohl!" Jetzt entfernte er sich plötzlich, ohne daß ich auch nur noch eine Frage an ihn richten konnte. Durch diese Nachricht hatte ich in der Hauptsache wenig mehr erfahren, als ich schon wußte; nur das war noch nicht zu meinen Ohren gekommen, daß meine Hinrichtung auch schon dem Regimente vorgelesen worden sey. Das Wichtigste und Erfreulichste war mir natürlich die Nachricht, daß das ganze Regiment nach Kassel verlegt worden: denn nun konnte man bestimmt erwarten, daß auch ich bald dem Regimente nachgeführt werden würde, und für diesen Fall nahm ich mir fest vor, auf der ersten geeigneten Stelle zu entfliehen, und sollte auch endlich auf freiem Felde der Versuch gemacht werden.

Eines Morgens war ich in der Stube des Inspektors und trank Kaffee. Es klingelte. Eine Dame hatte sich angemeldet, meinen Namen und den Wunsch ausgesprochen, mich sprechen zu dürfen. Ich errieth gleich

den Namen der Dame, ging ihr entgegen, und hatte mich nicht geirrt: es war Auguste. Sie flog mir um den Hals. Ich erwiederte freilich ihre Zärtlichkeit; aber ich fühlte jetzt es recht, daß in meinem Herzen mehr, als Liebe zu dem weiblichen Geschlechte wohnte; kurz ich konnte nicht aus vollem Herzen zärtlich seyn. Vielleicht war es auch noch irgend eine Spur von Groll gegen sie: denn ich hatte es noch immer nicht ganz vergessen, daß ich durch ihre Plauderhaftigkeit vorzüglich in meine trübselige Lage versetzt worden war, und konnte daher für ihren jetzigen Beweis von Liebe nicht so empfänglich seyn, als ich es in der That wohl gewünscht hätte. Von allem dem, was wir in zwei Stunden mit einander sprachen, ist mir auch nichts im Gedächtnisse zurückgeblieben. Sie brachte mir von Vielen aus Hildesheim und von Himmelsthür Grüße und Wünsche, auch mehre Briefe. Ich führte sie, mit Erlaubniß des Inspektors und in Beiseyn desselben, in mein Gefängniß, zeigte und sagte ihr, was zu zeigen und zu sagen war, vergaß auch das Delinquentenzimmer nicht, und dann traten wir wieder in die Stube des Inspektors. Beim Weggehen sagte ich ihr noch, daß meine Kasse sehr abgenommen hätte, und daß ich dem Ende derselben mit ängstlichem Blicke entgegen sähe. Ich erhielt hierauf die Nachricht, daß mein Onkel, wie sie gehört hätte, in einigen Tagen mich besuchen, und dann wahrscheinlich auch Geld mitbringen würde. Mit Thränen in den Augen nahmen wir von einander Abschied. Erst nach vier Jahren sah ich sie wieder.

Am Nachmittage desselben Tages führte der Inspektor noch ein Frauenzimmer in unser Gefängniß: es

war die Frau eines mir wohlbekannten Gefangenen, mit dem ich schon viele Worte gewechselt hatte. Nachdem die Leutchen eine geraume Zeit mit einander gesprochen hatten, fragte der Mann den Inspektor, ob er wohl erlauben wollte, daß seine Frau die folgende Nacht im Gefängnisse bleiben dürfte. Der Inspektor hatte nichts dagegen. Ich stellte dem Aufseher die Gefahr vor, welche der nächtliche Aufenthalt eines Frauenzimmers verursachen könnte; er meinte jedoch, es wäre die Frau des Mannes und noch dazu sey sie hoch schwanger, so daß er dabei gar keine Gefahr sähe. Meinetwegen, dachte ich, mögt ihr thun, was ihr wollt, und legte mich auf mein hartes Bette. Ich schlief bald ein. Plötzlich wurde ich von einem lauten Geschrei erweckt, ich hörte ein furchtbares Gepolter, Hülfegeschrei, und der ganze Raum war finster. Man hatte außerhalb, theils von der Hofseite, theils von der Wache aus, schon das Treiben in unserem Raume vernommen, denn überall hörte ich ungewöhnliche Bewegungen. Jetzt knarrte die äußere Thür unseres Gefängnisses, wie durch einen Zauberschlag war die Lampe wieder angezündet; die Frau lag mitten in der Stube, die innere Thür wurde geöffnet, und zwölf Mann Wache traten ein. Alle diese stießen mit Gewalt ihre Gewehre auf den Boden, um uns Furcht einzujagen. Keiner wußte, wer der Ruhestörer gewesen sey. Die Frau wurde aus dem Gefängnisse gebracht, und die nächtliche Ruhe und Stille war wieder hergestellt.

Zwei Tage waren wiederum verstrichen, ohne daß sich etwas Außergewöhnliches ereignet hatte. Schon fing ich an mißmuthig zu werden und dem Zweifel Raum zu geben, ob ich jemals dieses Gefängniß, als unmittelbar

vor meinem Tode, verlassen würde. Beim Abendbrode suchte ich gesprächsweise von dem Inspektor einige Gewißheit oder doch einige Hoffnung über meine Verhältnisse einzuziehen, und zu meiner Freude vernahm ich, daß morgen ein bedeutender Transport Gefangener, wahrscheinlich nach Kassel, von hier abgehen würde. Auf meine Frage, ob auch ich bei dem Transporte seyn würde? wurde mir nur eine ausweichende Antwort, die aber dennoch zur Erheiterung meines Gemüthes nicht wenig beitrug, da ich so gut oder noch mehr als jeder Andere befürchten oder vielmehr hoffen mußte, bald dahin transportirt zu werden, wohin sich mein Regiment gewendet hatte. Nach dem Essen blieb ich noch eine Weile in der Stube des Inspektors. Die Klingel wurde gezogen, die Hausthür aufgemacht, und zu meiner Freude sehe ich meinen Onkel eintreten. Wer konnte mir jetzt angenehmer seyn als er: denn einmal hatte ich ihn recht lieb, und dann und vorzüglich erwartete ich von ihm den Inhalt einer gut gefüllten Börse. Nach einigem Hin- und Hersprechen, und nach Berichtigung vieler Erkundigungen übergab er mir zehn Thaler, mit dem Bedauern meiner Mutter, daß sie nicht mehr für mich hätte auftreiben können. Hatte ich auch mehr erwartet, so war ich doch froh, daß wenigstens für die nächste Zukunft gesorgt sey, und weiterhin überließ ich dem lieben Gott die Sorge. Nachdem ich auch meinem Onkel mein Gefängniß gezeigt, ihm meine Hoffnung und Absicht entdeckt, und ihn viele Wünsche und Grüße an die Hildesheimer auf die Seele gebunden hatte, trennten wir uns, und ich wanderte in mein Gefängniß.

Schon hatte das Ende des Tages sich tief geneigt,

als unsere Thür noch einmal aufging, und über ein Dutzend verschiedene Gestalten in unseren Raum traten. Schmucke bärtige Polen, kräftige Preußen, verzweifelnde Westphalen und einiges Lumpenpack standen, in einen Haufen zusammengedrängt, jetzt unter uns. Ich hatte Gelegenheit, in Beziehung der neuen Gesellschaft ein Woher? und Wohin? an den Inspektor zu richten, und erfuhr, daß Alle von Hessen kämen, und daß die Meisten von ihnen morgen wieder weiter transportirt würden. Jetzt suchte ich mir aus den neu Angekommenen für meine Neigung und für meinen Zweck entsprechende Gesichter aus, und fand mehr, als mir lieb war. Zuerst wendete ich mich an einen Polen und fragte ihn, wie er denn dazu gekommen wäre, im Westphälischen in solcher Gesellschaft sich umherführen zu lassen? Er antwortete mir in gebrochenem Deutsch, daß mir es nichts nützen könnte, dieses zu erfahren, auch spräche er nicht gern davon; nur das könnte er mir wohl sagen, daß er wünschte, je eher desto lieber, wieder aus den Klauen der Gensdarmen zu kommen. Ich glaubte, auf diese Aeußerung ihm auch denselben Wunsch von meiner Seite aussprechen zu dürfen, und bald waren wir durch Rede und Gegenrede so weit gekommen, daß wir uns verbrüderten, und den Entschluß faßten, die erste die beste Gelegenheit zu benutzen, um der Freiheit entgegen zu laufen, oder, sollte es nicht anders gehn, uns ihren Besitz zu erkämpfen. Der Kampf zweier Unbewaffneten gegen zwei oder drei, oder gar vier wohlbewaffnete Gensdarmen wäre aber ein tollkühnes Unternehmen, oder vielmehr gar ein unsinniges gewesen, dessen Ausgang mit Gewißheit vorherzusehen war; wir mußten daher suchen,

noch mehre von unseren Kameraden ins Complott zu ziehen. Gedacht, gesagt und gethan war hier fast ein Moment: wir öffneten Vieren von den eben Angekommenen unser Herz, und sie waren ganz mit uns übereinstimmend. Es wurde nun mit wenigen Worten festgestellt: Wir steigen in irgend einer nothwendigen Absicht vom Wagen, überfallen gleich alle Sechs einen Gensdarmen, reißen ihn vom Pferde, der Pole schwingt sich auf dasselbe, zieht den Säbel, stürzt dem andern Gensdarmen entgegen, den ich und noch Einer zugleich mit Steinwürfen empfangen, auch dieser wird abgesattelt, wir fordern die übrigen Gefangenen auf, ob sie mit uns gemeinschaftliche Sache machen wollen, binden die Gensdarmen, daß sie uns auf unserer Flucht nicht nacheilen können, und gehen dann hin, wo wir Sicherheit und Freiheit zu finden glauben. „Was weiter noch zu thun nöthig seyn wird, das werden wir an Ort und Stelle bald ersehen!“ Noch war es nicht ganz finster geworden, als wir uns schon Alle innig verbrüdert, und die Schlachtordnung, sey es auch auf Tod und Leben, fest bestimmt hatten. Das Einzige und Wichtigste, was unserem Plane noch entgegentrat, war der Umstand: Bleiben wir auch zusammen? werden wir auch nach einer Richtung hin transportirt werden? Die Hoffnung verschaffte gegen diesen Einwurf einige Beruhigung, und es hieß vor dem Niederlegen: Wenn? dann!

Kaum hatte die Sonne angefangen, unsere Lampe zu verdunkeln und unnütz zu machen, als meine Augen schon dem jungen Tage sich öffneten, in dessen Laufe ich so viel für mein Wohl erwartete. Wenn doch nur das

Glück es wollte, dachte ich, daß ich heute ein Mitglied des großen Transportes werden möchte! Ich hatte keine Ruhe mehr auf meiner Pritsche. Zweifel und Hoffnung kämpften in meinem Geiste mit einander; ich stand auf, als noch Alle in dem weiten Saale in süßem Schlafe lagen, und ging bei meinen schlafenden Mitverbündeten wohl zehnmal langsam auf und ab, ehe Einer von ihnen erwachte und mir Gesellschaft leistete. Endlich war die größte Zahl der Gesellschaft aufgewacht, oder von uns aufgeweckt. Bald hatten die sechs Verbündeten sich wieder zusammengefunden, und wir setzten unser gestriges Gespräch fort. Zu meiner größten Verwunderung, aber auch zu meinem Kummer, mußte ich hören, daß Einer von uns sich des gestrigen Gespräches gar nicht oder doch nur noch dunkel erinnerte. Diesem mußte nun der ganze Plan noch einmal auseinandergesetzt und beigebracht werden; und zu meiner Freude, denn ihm war, wie mir, der Angriff mit Steinen angewiesen worden, hörte er Alles nicht allein mit Aufmerksamkeit und Freude an, sondern er versprach auch, den ihm übertragenen Posten recht gern zu übernehmen, und Sorge zu tragen, seiner Waffe Wirkung zu verschaffen.

Endlich kam die lang ersehnte Stunde heran, unsere Thür wurde geöffnet, der Inspektor, in Begleitung zweier Gensdarmen, trat in die Mitte des Gefängnisses, nahm aus seinem großen Buche einen Zettel heraus, las uns 24 Namen vor, und befahl, daß die Aufgerufenen hinaustreten sollten. Vor Freude hätte ich weinen mögen, als ich auch meinen Namen nennen hörte. Ich ging, wohin ich mußte, sah meine Verbündeten folgen, und wir stellten uns auf den Hof, wo wir zwei Wagen

fanden, welche zu unserer Aufnahme bereit standen „Wir bleiben zusammen," sagte leise der Pole, und kaum hatte er diese Worte gesagt, so standen wir auch schon auf dem letzten Wagen beisammen und gegenüber. Ich sprang noch einmal vom Wagen, ging in die Wohnung des Inspektors, nahm von ihm und den Seinigen Abschied, dankte für die viele von ihnen genossene Güte, und empfahl mich ihrer ferneren Freundschaft und Liebe. Durch Winke und leise wörtliche Andeutungen war es bald unter uns ausgemacht, daß Keiner von unserer Absicht irgend Etwas verlauten lassen sollte. Nachdem noch einmal unser Namenverzeichniß verlesen, und der Bestand richtig befunden worden war, setzte sich der Zug langsam in Bewegung, der eine Wagen voran, der unsere hinterher, fast nach derselben Richtung hin, woher wir gekommen, nur mit dem Unterschiede, daß wir uns jetzt auf dem linken Ufer der Ocker befanden. Unsere Begleitung machte alle Hoffnung zu Schanden: denn neben dem vorderen Wagen ritten zwei Gensdarmen, und unserem Wagen wurde die Ehre zu Theil, selbst von vieren begleitet zu werden. So mochten wir wohl bis Wolfenbüttel gegenüber gefahren und begleitet worden seyn, als zwei Gensdarmen einen Seitenweg links einschlugen, und wahrscheinlich in Wolfenbüttel oder dessen Nachbarschaft einen Besuch zu machen hatten. Von vier Strickreitern begleitet näherten wir uns nun mehr und mehr unserer Bestimmung, und erreichten gegen 6 Uhr Nachmittags das Städtchen Salzgitter, auch wohl Salzliebenhall genannt. Auf dem ganzen Wege war von Erlaufen und Erkämpfen nicht das geringste Wörtchen gesprochen, auch kaum im Ernst daran gedacht worden:

denn einmal zeigte sich keine Stelle und Richtung, wo das Unternehmen mit Glück begonnen und verfolgt werden konnte, und zum anderen waren vier Bewaffnete gegen sechs Unbewaffnete, und dieses Mißverhältniß stand nicht in unserem Plane. Wir kamen daher ruhig, und scheinbar froh und guter Dinge in Salzgitter an. Unsere Gensdarmen wurden hier von ihren Collegen, welche jene schon erwarteten, freundlich begrüßt und empfangen, übergaben uns mit der frohen Aeußerung, daß auf dem ganzen Wege nichts Störendes und Verdächtiges vorgefallen und bemerkt worden sey, unserem ferneren Schicksale, nahmen dann recht freundlich Abschied von uns, und wünschten uns, sonderbar genug, alles Glück auf die Reise und für die Zukunft. So Gott will! dachte ich, wird die Reise wohl hier ihr Ende erreicht haben!

Nun berathschlagten unsere jetzigen Machthaber, ob wir in ein Gefängniß gebracht, oder in zwei vertheilt werden sollten. Ich stand in ihrer Nähe, that, als wenn ich auf ganz etwas Anderes meine Aufmerksamkeit gerichtet hätte, und konnte, wenn ich auch nicht Alles verstand, doch den Inhalt ihres Gespräches zusammenbringen und errathen. Wir mußten uns vor einem kleinen Hause, dessen Fenster mit parallelen eisernen Stangen wohl beschützt waren, in Reihe und Glied aufstellen, unser Namenverzeichniß wurde entfaltet, mehre noch andere Papiere wurden mit vieler Wichtigkeit aufmerksam überblickt, bald sahen die Herren Diesen von uns, bald Jenen an, riefen auch mehre Namen auf, scheitelten unsere Reihe endlich in zwei ungleiche Theile, und die Abtheilung, der ich zugewiesen wurde, mußte in das erwähnte Haus eintreten. Wir wurden eine

kleine Treppe hinaufgeführt und in ein sehr kleines halbdunkeles Zimmer gewiesen. Mann an Mann standen wir da eine ganze Weile, Keiner von uns sprach ein Wörtchen, denn Jeder war in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Endlich öffnete ein Gensdarm eine kleine Thür, und wir erblickten eine geräumige helle Stube, welche uns zur Wohnung angewiesen wurde. Ringsherum waren, wie in Bauernschenken, Bänke angebracht, zwei lange Tische rechts und links aufgestellt, auch fehlte es in unserer neuen Wohnung nicht an Stühlen. Eine Thür, der ersten gegenüber, ließ uns eine fast eben so geräumige Kammer überblicken, worin unser Strohlager zu unserer Aufnahme schon eingerichtet war, das aber, wie es schien und wie es sich den folgenden Tag auswies, schon mehren Gesellschaften gedient hatte. Wir konnten jetzt mit Muße die Gesellschaft überblicken, und bald wies es sich aus, daß das halbe Dutzend Verbündeter richtig beisammen geblieben war. Wir setzten uns an einen Tisch dicht zusammen, und plauderten Anfangs über verschiedene gleichgiltige Dinge; nach und nach kamen gehaltreichere Worte in das Gespräch, und bald war unser Denken und Sprechen nur auf unsere Flucht, nur auf unsere Freiheit gerichtet. Einige von unserer ganzen Gesellschaft, denen man kein wichtiges Wort anzuvertrauen wagen durfte, hatten zwar ein anderes Quartier erhalten, aber dennoch waren Mehre unter uns geblieben, denen wir ebenfalls kein Vertrauen schenken zu dürfen glaubten; wir mußten daher sehr vorsichtig seyn, nichts von unserer Absicht laut werden lassen, mit wenigen Worten Vieles sagen und zum Schein der Gerechten munter und froh seyn.

Nach einiger Ruhe wanderte ich in unseren beiden Zimmern auf und ab, trat bald an dieses, bald an jenes Fenster, untersuchte genau jedes selbst und wohin es führte, und fand, daß das Kammerfenster sich recht gut zum Entfliehen eignete: denn erstens waren zwei Stangen vor demselben unten losgegangen, so daß sie nur noch oben schwache Befestigung hatten, eine andere dabei stehende Stange rüttelte ich kräftig, sie gab unten nach und ein großes Stück Stein sprang ab, fiel aufs Dach und rollte auf die Straße, und ferner ragte die Firste eines kleinen Häuschens oder Schuppens, dessen Dach sich nach der Straße hin neigte, so weit herauf, daß man sie mit der Hand vom Fenster aus erreichen konnte. Diese Entdeckung machte mich überaus glücklich, auf diesem Wege war es leicht und gefahrlos, der Freiheit in die Arme zu fliegen. Ich theilte meinen Freunden diese Entdeckung mit, und wurde hierauf nach und nach noch froher gestimmt, als auch diese den kurzen luftigen Weg betrachtet hatten und ganz meiner Meinung waren. Es wurde nun beschlossen, daß die Mitternachtsstunde zur Ausführung gewählt werden sollte, und, damit wir desto sicherer und von Keinem bemerkt unser Vorhaben ausführen könnten, sollte die ganze übrige Gesellschaft und, wenn es ginge, die Wächter mit betrunken gemacht werden und zur bestimmten Zeit sich in tiefem Schlafe wiegen. Damit bei nachmaligem vielen Trinken nicht der leiseste Argwohn erweckt werden möchte, stimmten wir ein Liedchen an, sangen aus vollen Kehlen, unter vielem Lachen und Scherzen, so eindringend, daß wir bald nicht allein unsere Kameraden, sondern auch selbst Einige von unseren Wächtern

als Zuhörer versammelt hatten. In manche Lieder stimmten Mehre ein, endlich Alle, oder wer nicht mitsingen konnte, der brummte doch mit. Durch dieses Leben und Treiben wurde die ganze Gesellschaft so froh gestimmt, daß von allen Gesichtern Kummer und Sorgen ausgeglättet waren, selbst die freundlichen Gesichter unserer Wächter bewiesen es, daß auch ihre Ohren und Herzen sich unserer Fröhlichkeit geöffnet hatten. „Heisa, Kameraden! die Kehlen werden trocken, darauf müssen wir eins trinken!“ rief ich, bat einen von unseren Wächtern, daß er uns ein Quart Branntwein und einige Gläser besorgen möchte. Kaum hatte ich meinen Wunsch ausgesprochen, so war er auch schon erfüllt. Nun schenkte ich ein, trank zuerst einen Stutzer hinunter und reichte Jedem von uns sowohl, wie von den Wächtern ein Glas voll, und — die Flasche war geleert, ehe die letzten beiden Wächter einen Tropfen erhalten hatten. Natürlich mußte die Flasche wieder gefüllt werden, und, damit des Schickens und Laufens nicht zu viel werden möchte, so ließ ich gleich ein ganzes Stübchen Branntwein holen, zugleich auch einige Brode mitbringen. Jetzt war Vorrath da, es wurde getrunken, gegessen, geplaudert, gesungen, geschrieen, gelärmt; kurz alle unsere Räume waren ganz von Freude voll.

Jedes Stück spielt seine Zeit, so auch unseres: bald wurden einige Zungen lahm, einige Augen trübe, einige Beine ungehorsam, hier saß Einer und lallte, dort wankte ein Anderer, auf jener Bank nickte ein Schläfer, auf dieser hatte sich ein Anderer hingestreckt, und leider auch auf meine Verbündeten war das Glas nicht ohne Wirkung geblieben. Nach und nach wankten Einige

nach der Schlafkammer, Andere wurden auch hingezogen, und kaum hatte die Glocke 10 Uhr angezeigt, als schon die Meisten fest eingeschlafen waren. Nur wir Sechs saßen noch beisammen und plauderten. „Es ist noch Zeit, wir können noch ein paar Stunden ausschlafen," sagte leise Einer von uns, und diese Mahnung gefiel den Anderen sammt und sonders, und Jeder legte sich, so gut er konnte, der Länge nach nieder und schlief bald ein. Drei hatten sich, wie die Uebrigen, aufs Stroh, wir anderen Drei auf Bänke hingestreckt. Bald schliefen alle Gefangenen, auch zwei oder drei Wächter schliefen, nur von meinen Augen wich der Schlaf, so sehr ich auch merkte, daß ich ebenfalls des Guten etwas zu viel gethan. Schauerlich langsam rückte die Zeit weiter und weiter, einigemal erhob ich mich, um mich bald auf dieselbe Stelle wieder hinzustrecken, und endlich ertönte vom Kirchthurm herab der Schlag der grausen Mitternacht. Mein Herz, das aus doppelten Ursachen schon heftig das Blut durch meine Adern peitschte, schlug mit jedem Glockenschlage heftiger, und nicht lange mehr konnte ich auf der Bank bleiben, ich stand auf, rüttelte leise meine schlafenden Kameraden, aber Keiner, Keiner erwachte! Unmuthig eilte ich jetzt nach der Kammer, stolperte über die erhabene Schwelle, fiel, und — erwachte am hellen Morgen wieder.

Wie rasend sprang ich vom Lager auf, lief wüthend in Kammer und Stube hin und her. Kein Zureden meiner Freunde konnte mich in eine andere Stimmung versetzen, bis endlich ein Thränenstrom meinem Herzen Erleichterung verschaffte. „Sie bluten ja;" sagte mir ein Wächter, „Sie haben sich die ganze Stirn zerschla-

gen.“ Ich faßte hin, und fühlte eine fast fingerlange erhabene Strieme. Die Ursache des ganzen Vorganges war leicht aufzufinden: ich war eilig gegangen, über die Schwelle gestolpert, der Länge nach hingestürzt, auf die bestiefelten Füße eines Gefangenen gefallen, hatte so die Stirn zerquetscht und zerschlagen, den Kopf gewaltig erschüttert, war ohnmächtig liegen geblieben und eingeschlafen, denn beim Erwachen lag ich noch mit dem Kopfe zwischen den Füßen eines, gerade der Thür gegenüber liegenden Kameraden. Die Schuld meines kleinen Unglücks wurde allgemein dem Branntwein aufgebürdet, und — man hatte auch wohl nicht Unrecht.

Aber nicht jedes Unglück ist in der That immer das, was es zu seyn scheint, häufig hat es Glück zur Folge, oder es stellt sich doch noch größerem Mißgeschicke, nicht selten selbst dem Verderben entgegen, so auch hier. „Sind Sie schon unten gewesen?“ fragte mich leise der Pole. Ich verneinte seine Frage. „Nun dann gehen Sie hinunter, auf dem Hofe werden Sie das Nöthige finden, und bei Gelegenheit betrachten Sie den Flur! Gehen Sie, sehen Sie!“ Nachdem ich noch einigemal hin- und hergegangen war, hier- und dorthin geblickt hatte, ging ich die Treppe hinunter, und sah noch ein halbes Dutzend wachthabende Personen. Nachdem ich den Grund meines Hierseyns den Leuten gezeigt hatte, trat ich in die Hausthür und ließ mich mit ihnen über gleichgiltige Dinge in ein Gespräch ein. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß unser Haus nicht allein das Hauptgefängniß, sondern auch die Hauptwache des Ortes sey. Hieraus ging schon klar hervor, daß wenigstens ein Mann immer vor dem Hause Wache

hielt. Auch würden die Wachen, besonders wenn Militairgefangene vorhanden wären, häufig von Gensdarmen besucht, versicherte mir eine treuherzige Seele, und der eine müßte den leibhaftigen Teufel im Leibe haben, denn er wäre ihnen fast die ganze Nacht nicht vom Halse geblieben. Ich hatte genug und ging wieder nach meiner Stube. Welch ein Glück für mich, daß ich in dieser Nacht nichts gewagt hatte oder vielmehr zufällig nichts wagen konnte, denn ich wäre meinen Feinden in die Arme gesprungen! „Diese Hoffnung ist wieder hin!" sagte ich zu meinem Polen; „Gott sey Dank, daß sie ohne Störung entschwunden ist! Heute kommen wir dem Fuße des Harzes näher, heute gilt's oder nie! denn haben wir Seesen erreicht, so werden wir schwerlich mehr entweichen können, oder nur ein tollkühner Streich kann uns retten! Wagen müssen wir es heute das Leben! eine, wenn auch bange Ahnung sagt mir, wir werden gewinnen! Nur das bitte ich noch, Freund, können wir Menschenblut schonen, so wollen wir so zum Zwecke gelangen, wo nicht, so — Jeder ist sich selbst der Nächste!" — „Beim nächsten zusammenhängenden Walde!" erwiederte der Pole. Wir thaten jetzt Alle wieder so munter und froh, als es irgend die inneren Bewegungen zuließen, und um diese Stimmung noch allgemeiner und dauernder zu machen, ließ ich wiederum eine Flasche Lebenssaft, wie das Zeug da genannt wurde, nebst einigem Zubiß holen, und diese Labung schien vollends jeden Kummer und Mißmuth von der Stirn zu wischen.

Gegen acht Uhr trat ein Gensdarm in unser Zimmer, verlas alle unsere Namen und befahl dann, uns reisefertig zu machen. Ich nahm mein Bündelchen

in die Hand, meine italienische Grammatik unter den Arm, wallte mit den Anderen die Treppe hinunter und stellte mich vor dem Hause auf die Straße hin. Zwei Wagen standen schon zu unserem Empfange bereit. Nachdem wir Sechs uns zusammengefunden und durch geringe Winke verständigt hatten, sprangen wir auf den hintersten Wagen, wogegen dießmal die Gensdarmen nichts einzuwenden hatten. Sie ließen die Uebrigen in Reihe und Glied treten, lasen noch einmal laut die Namen, auch die unsrigen vor, und die Fortsetzung der Reise konnte begonnen werden. O weh! o weh! nicht zwei, sondern vier Gensdarmen wurden unsere Begleiter! „Kein Schade!“ sagte der Pole, als er meine gestörte Miene sah, „viel Gefahr, viel Muth, viel Glück!“ Die Hauptsache war hier, Frohsinn und Munterkeit zu zeigen und laut werden zu lassen, was auch geschah: denn nicht allein der ganze Inhalt unseres Wagens wurde musikalisch, sondern auch der vordere Wagen und selbst einige Gensdarmen stimmten dann und wann mit in unsere Fröhlichkeit ein.

Eine halbe Meile etwa mochten wir von Salzgitter aus zurückgelegt haben, als plötzlich Halt! geboten wurde. Auf einmal wurde die ganze muntere Gesellschaft still, die vier Gensdarmen traten zusammen, unterhielten sich eine Weile, sahen einigemal recht auffallend nach unserem Wagen hin, drückten sich endlich die Hände, und zwei empfahlen sich und wünschten den zurückbleibenden wiederholt eine glückliche Reise. Wer war froher als ich! Die Freiheit war schon so gut wie gewonnen, ein nicht ferner Wald winkte schon freundlich Muth zu. Neben jedem Wagen ritt jetzt nur ein Gensdarm.

darm. Der Wald kam näher und näher, aber immer deutlicher wurde es uns zugleich, daß er weder rechts noch links mit den ferneren bedeutenderen Höhen und Wäldern Zusammenhang hatte. Jeder von uns gab durch geringe Winke deutlich genug zu verstehen, daß wir in ihm noch nicht den Ort zum Angriff erreichen würden, und so war es auch. Wir fuhren durch denselben. Rechts und links über einen schmalen Graben in ihn hinein zu eilen oder zu springen, wäre so schwierig nicht gewesen; aber wo dann weiter hin? Wir blieben auf unserem Wagen und sangen in den Wald hinein, statt hinein zu laufen.

Nicht zehn Minuten waren verflossen und wir befanden uns wieder auf freiem Felde. Weiter nach Südwest, noch mehr nach Süden, weniger nach Norden lag vor uns in der Ferne ein weit ausgedehntes Gebirge: hier muß es, hier soll es seyn! Kaum hatte ich diesen Gedanken gedacht, so verriethen ihn meine Mienen schon den aufmerksamen Kameraden. Erst gegen Mittag erreichten wir das Dorf Lutter. Hier wurde Halt gemacht, wir mußten vom Wagen steigen und uns in die Gaststube des Wirthshauses begeben. Alle waren wir froh und lustig, und so eindringend und verführerisch, daß selbst die Freude aus den Gesichtern unserer Strickreiter lachte. Wir ließen uns Essen und Trinken geben, hieben tüchtig ein und kippten fleißig, ja ich trank selbst einem unserer Gensdarmen zu, und er wies mein Anerbieten nicht von der Seite. „Wie der Kerl säuft," sagte der Pole zu einem Anderen. „Du, Kamerad, nicht wieder zu viel, wie gestern Abend! langsam, dann bekommt's besser!" Hierauf flüsterte er mir ins Ohr:

„Frisch, frisch, wer weiß, wann es wieder was giebt!“ Ich griff noch nach einem, dicht mit Wurst belegten Butterbrode, und aß und trank so viel, als der Magen nehmen wollte. Hier fiel mir ein Gedanke ein, der sonderbar genug erscheinen mochte, aber in der That es nicht war: ich bestellte eine Satte saure Milch. „Aber, mein Herr,“ sagte der freundliche Wirth, „wird die auf Bier passen?“ — „Ja! ja!“ erwiederte ich, „nur her damit, und einige Löffel dazu!“ Bald erschien, was ich bestellt hatte. Wir aßen oder schienen doch für einen nicht zu aufmerksamen Beobachter zu essen, lobten den Wohlgeschmack der Plumpermilch recht laut, konnten die angenehme Frische, welche sie durch Leib und Seele ergoß, nicht genug rühmen und erheben, und dadurch reizten wir Mehre von uns auf und machten sie lüstern, auch dieses Wonnegefühles theilhaftig zu werden. Eine Satte nach der anderen wurde jetzt auf den Tisch getragen, fast Jeder von uns aß; ich war gesättigt, oder vielmehr ich hatte fast gar nichts von der Milch genossen. „Das wird nicht gut werden,“ sagte mein lieber Pole zu mir, „wir werden Noth im Bauche haben!“ — „Das wollen wir auch haben,“ erwiederte ich, „oder wir können ja so thun, als wenn wir Bauchschmerzen hätten, und dadurch Gelegenheit nehmen, ohne Argwohn und Verdacht zu erregen, vom Wagen zu steigen.“ — „Gut, auch gut,“ erhielt ich zur Antwort, „gut, recht gut, wir werden schon machen!“ Wir standen auf und gingen noch eine Zeitlang in der Stube umher.

Zu meinem nicht geringen Schrecken bemerkte ich, daß die Beine eines meiner Verbündeten, ebendesselben, der mit mir das Steinwerfen übernommen hatte, ihre

Dienste wiederum nicht recht thun wollten. „Kamerad! Kamerad!“ sagte ich leise zu ihm, „Du hast wieder ein paar Gläser zu viel genommen, wie wird das werden!?“ Er faßte mich mit beiden Händen auf die Schultern, küßte mich und sagte ziemlich laut: „Diese beiden Strick-reiter fresse ich allein auf, und Ihr könnt mit wässri-gem Maule zusehn!“ Ich erschrak, entfernte mich schnell von ihm, lachte laut auf, ging nach meinem Polen, und sagte ihm die unvorsichtige Aeußerung unseres Kamera-den. Der Pole ging zu diesem, schäkerte mit ihm, drehte ihn ein paarmal tanzend herum, und brachte ihn so zu mir ans Fenster. Wir riethen ihm die äußerste Vor-sicht an, und ermahnten ihn, wenn er sich ja nicht mä-ßigen oder verstellen könnte, lieber ganz und gar zu schweigen. Wir richteten bei ihm nicht viel, aber doch so viel aus, daß er auf meinen Rath ein Glas Zucker-wasser austrank. Dieses schien einige gute Wirkung zu machen.

Wohl eine Stunde hatten wir hier in wirklicher oder doch scheinbarer Lust und Freude zugebracht, als wir wieder unseren Wagen besteigen mußten. Jeder nahm seinen Platz ein, den er vorhin inne gehabt hatte, und das von Rechtswegen, und mithin mußte Jeder wei-chen, der in eines Anderen Gerechtsame getreten war. Wir fuhren, wie gewöhnlich, sehr langsam weiter, unse-rer Bestimmung zu.

Näher und näher kamen wir den bewaldeten Hö-hen, und immer lauter und lauter pochte mein Herz. Kein Wort würde ich jetzt weiter gesprochen, sondern nur ans Handeln gedacht haben, wenn nicht mein, nur zu sehr angetrunkener Kamerad mich dazu verleitet oder

vielmehr dazu gezwungen hätte. Neben meinem Durste nach Freiheit, überwältigte mich beinah ein jammervolles Gefühl: ich sah mitleidig den uns begleitenden Gensdarm an, einen, wie es schien, recht guten Menschen, dachte mir recht lebhaft den schnellen Wechsel des menschlichen Schicksales, es tönte in meinem Innern schauderhaft wieder: „jetzt lebst Du noch, und vielleicht nach einer halben Stunde schläfst Du schon den Schlaf der Ewigkeit!" Ich hätte weinen mögen, so erschütterte mich dieser Gedanke, ja er beschäftigte mich so sehr, daß ich beinah mein eigenes Wohl vergaß. Ich kam endlich zu dem Entschluß und festen Vorsatz: ich wollte keine Hand an ihn legen, sondern mein Glück meinen Beinen anvertrauen, wenn mich die Sorge der Selbsterhaltung nicht zwänge, die Menschlichkeit der Vorsicht zu opfern. Aus diesen Gedanken, oder wie sie der Pole nannte, aus diesen Träumereien schreckte mich das unsinnige Betragen meines betrunkenen Kameraden auf, denn sein Zustand schien je länger desto schlimmer zu werden: er stieß die gröbsten Beleidigungen und die gräßlichsten Schimpfwörter gegen die Gensdarmen aus, sagte unter anderen: Ein Mensch müßte sich erst durch tausend Niederträchtigkeiten berüchtigt gemacht haben, bis er Gensdarm werden könnte; ein Mensch, von der ganzen Menschheit ausgestoßen, wäre immer noch zum Gensdarmen gut, ja paßte erst recht dazu; ja der Name schon sey ihr Ehrentitel, und dabei lachte er aus vollem Halse laut auf: „denn," sagte er, „der Name kommt nicht aus dem Französischen, sondern er ist rein deutsch: Schand-Arme wird er gelesen und geschrieben, Schand-Arme," und buchstabirte langsam das Wort. Ich winkte dem

Gensdarm zu und zeigte auf meine Stirn; er winkte wieder und schien sagen zu wollen: das hat nichts zu bedeuten. Hier half kein Winken, kein Anstoßen, kein Reden, unser Kamerad schimpfte immer fort.

Noch hatten wir den, bis ins Unabsehbare ausgedehnten Wald nicht völlig erreicht, als der vordere Wagen anhielt. Ha, dachte ich, die Milch fängt an zu wirken, und in der That, es stiegen Mehre ab. Auch wir hatten Halt gemacht, wollten auch absteigen, aber der Wald war noch zu fern. Nachdem wir einige Hundert Schritte in dem Walde zurückgelegt hatten, baten auch wir um die Erlaubniß, aussteigen zu dürfen, was auch gern bewilligt wurde. Der Eine entfernte sich hier-, der Andere dorthin, freilich nicht von der Chaussee. Waren wir nun mit Blindheit geschlagen, daß wir nicht gleich eine so günstige Gelegenheit benutzten, — aber Jeder verließ sich auf den Andern, und Keiner machte den Anfang, — oder war es unser Gensdarm; denn es mußte ihm gar nicht entgangen seyn, daß auch Keinen von uns die Noth vom Wagen getrieben hatte. Wir stiegen wieder auf und fuhren weiter. Ich klagte laut über heftiges Bauchweh, der Pole krümmte sich wie ein Wurm „O, mein Herr," sagte er, „wir müssen noch einmal aussteigen." — „Halt!" rief der Gensdarm, und wir stiegen aus. Der Pole ging an seinen Platz, faßte das Pferd in den Zügel und sagte: „Nun, mein Herr, wollen wir nicht weiter!" — „Sie wollen nicht weiter?" sagte der, wie es schien, am ganzen Leibe zitternde Gensdarm, als er sich von sechs handfesten kecken Leuten umringt sah, und rief, was er rufen konnte: „Rosenberg!" seinen Collegen zu. Dieser war wohl

einen Büchsenschuß voraus, eilte auf den Hülferuf zurück, während unser Begleiter nicht die geringste Miene machte, sich zu vertheidigen oder uns zu züchtigen. Auf den Ruf „Rosenberg!“ rief der Pole: „Hurtig in den Wald!“ und wie eine Uhrfeder schnellte er sich über den Graben, die Anderen folgten ihm schnell, während ich noch bei einem Steinhaufen, fast auf der Mitte der Chaussee stand. Ich nahm einen kräftigen Zulauf und sprang, — hatte ich nun die Breite des Grabens nicht genau betrachtet, oder war ich zu früh aufgesprungen, kurz — ich sprang in den Graben. In einem Momente fast war der jenseitige Abhang des Grabens erstiegen, aber ich hörte doch deutlich hinter mir schon das Zischen der Säbel. Ich lief und sprang über Busch und Strünke. „Halt! Halt! Halt!“ schrieen die Gensdarmen, und bei dem letzten „Halt!“ fiel ein Schuß. In diesem Augenblicke hatte ich einen meiner Kameraden erreicht, und er fiel. Ich durfte mich um ihn nicht kümmern; aber wiewohl jetzt Schuß auf Schuß folgte, so sah ich mich doch nach ihm um und erblickte ihn in vollem Laufe hinter mir. Jetzt wurde der Lauf noch weiter fortgesetzt, und bald erreichten wir eine schmale Wiese, welche mit einem etwa 4 Fuß hohen Zaune umgeben war. Ich sprang über denselben, ohne ihn zu berühren, flog über die Wiese, sprang abermals über den Zaun, und befand mich jetzt wohlbehalten in einem dichten und hohen Walde.

Hier war keine Gefahr mehr. Wir stiegen ziemlich langsam auf eine benachbarte kahle Anhöhe, von der wir den Weg unserer Flucht und auch die Chaussee überblicken konnten. Das Erste, was gesprochen wurde, war: „Sind wir auch Alle beisammen?“ Wir zählten nur Fünf! wir riefen einzeln, riefen Alle, keine Antwort

kam zurück: unser armer betrunkener Kamerad fehlte! Als wir die Anhöhe erreicht hatten, fielen wir Alle, wie ermattet, auf die Erde; doch da wir hier über die Wipfel einiger Bäume die Chaussee nur schimmern sahen, so erhoben wir uns wieder, gingen noch etwas weiter und erblickten nun auf derselben nicht allein unsere beiden Wagen, die jetzt nahe an einander gebracht waren, und daneben unsere beiden Gensdarmen, sondern wir bemerkten auch deutlich, daß wir von ihnen erkannt wurden. Kaum eine halbe Viertelmeile mochten wir von ihnen entfernt seyn, und doch konnten wir die Schadenfreude nicht unterdrücken, ihnen verschiedene Gesticulationen vorzumachen. Auch riefen wir ihnen zu: „Kommt hierher! hier ist's gut seyn! Was steht Ihr da in den Boden eingewurzelt?"

Die beiden Gensdarmen gesticulirten außerordentlich lebhaft, zeigten bald vorwärts, bald rückwärts, gleichsam als würden bittere Vorwürfe gemacht, oder von da oder dort Hülfe und Rettung in ihrer verzweifelten Lage ersehnt und erwartet. Endlich machten sie sich, denn eine halbe Stunde mochten sie wohl auf derselben Stelle geweilt haben, wieder auf den Weg, und wir riefen ihnen eine glückliche Reise zu. Kaum waren sie einige Hundert Schritte weiter gerückt, so wurde wieder angehalten, und ein Gensdarm, wahrscheinlich der ehemals unsrige, eilte in vollem Galopp zurück, war unserem Blicke bald entschwunden, und — kehrte niemals wieder!! Dieser Transport war für die Gensdarmen aus Salzgitter der unglücklichste von allen; aber sie haben sich auch an anderen Gefangenen auf eine, oft Grausen erregende Weise gerächt, wie ich später erfuhr.

Die Bahn, welche wir bis zu dem Hügel durchliefen, war scheinbar nicht die bestgewählte, denn gleich von der Chaussee an standen einige Hundert Schritte weit nur anderthalbjährige Lohden, welche aber mit dickeren und dünneren, höheren und niedrigeren Strünken (Stuben) untermischt und daraus entsprungen waren, so daß uns die Gensdarmen wohl sehen und die Feuerwaffen auf uns richten, aber zu Pferde nicht verfolgen konnten; über die rings vom Walde umschlossene Wiese hinaus war meilenweit der Boden mit Bäumen bedeckt. Wir waren in Sicherheit, oder, der ganzen Umgebung nach zu schließen, schienen wir es doch zu seyn. Nach langem Hoffen, Harren und Streben endlich das glückliche Ziel zu erreichen, ist ein sehr wohlthuendes Gefühl, es belebt die ermattenden Kräfte mit neuem Feuer, und führt vertrauensvoller und sicherer zu ferneren Unternehmungen und zum Gelingen; das Gefühl aber, was mich damals durchdrang, als ich im Genusse der vollen Freiheit schwelgte, der ich nicht allein so lange entbehrt, sondern die ich oft als für mich verloren, ja, noch vor wenigen Minuten als zweifelhaft zu betrachten hatte, ist nicht mit Worten anzugeben, kann nur empfunden werden! Wenn ich hier das Leben nicht wagte, so erwartete mich ein sicherer Tod: ich wagte es und gewann!

Viertes Kapitel.

Von meiner Flucht bis zur Ankunft in Hildesheim.

Die zwar kurze, aber sehr eindringende Anstrengung hatte uns Alle recht müde gemacht, wir legten uns gemächlich auf den mit Moos und Immergrün bepolster-

ten Boden, ruhten so auf unseren Lorbeeren aus, und hätte ich nicht bald meine Gesellschafter aufgerufen und aufgerüttelt, wir würden hier dem Abend entgegen geschlafen haben. Dazu war aber, wenn auch wohl die Zeit, doch noch keinesweges der Ort geeignet und sicher genug; denn wir waren ungefähr dem Barenberge gegenüber, also weder von Lutter, noch von Hahausen eine halbe Meile entfernt, wie leicht konnte uns ein Trupp aufgebotener Bauern erschleichen, und uns bei gehöriger Umsicht und Vorsicht ohne Gefahr für sie binden und wieder dahin führen, woher wir so glücklich entkommen waren. Diese Bedenklichkeiten wurden allgemein gefühlt, und wir beschlossen aufzubrechen.

Nachdem wir uns erhoben hatten, übersahen wir unsere Gesellschaft noch einmal, und bemerkten Vieles, was wir bis auf den Hügel hin und auf demselben noch nicht gesehen hatten: nicht Einer von uns hatte unzerrissene Kleider an, mein Rock war durchlöchert und mit Fetzen behangen, der Rand meiner Beinkleider mit kürzeren und längeren Franzen besetzt, ja selbst mein Halstuch war zerrissen; jedoch das hatte nichts zu bedeuten, solche Kleinigkeiten wurden nur belacht. So weit das Auge reichen konnte, wurde die Umgegend durchspäht, und da nichts Verdächtiges aufzufassen war, setzten wir uns in Bewegung, aber wohin? daran hatte bis jetzt auch noch nicht Einer von uns ernstlich gedacht. Unbewaffnet, wie wir waren, durften wir ferner nicht bleiben; denn wo wir gingen, konnten auch andere Menschen gehn, auch solche, die uns aufzusuchen vielleicht ausgesendet würden, noch dazu war ich der Gegend nicht kundig, und meine Gefährten hatten nie in der Nähe den Harz gesehn.

Jeder suchte sich nun nach seiner Länge und Stärke eine geeignete und tüchtige Stockwaffe aus; meinen Stock wählte ich mir aus einem hohen Schwarzdornstrauche, und er war von der Art, daß ein damit geführter kräftiger Schlag einen Menschen zu Boden strecken mußte. So ausgerüstet gingen wir, da wir nicht rückwärts durften, vorwärts, d. h. nach Süden.

Die erste Unannehmlichkeit, welche uns zu quälen begann, war der Hunger, und war dieser Feind auch noch nicht so lästig, daß er uns schon ermattet hätte, so wurde er doch dadurch fühlbarer, weil wir noch nicht die geringste Hoffnung hatten, einen sicheren Ort zu erreichen, wo wir ihn kräftig bekämpfen konnten: je mehr man an seine Leiden denkt, desto mehr fühlt man sie und desto gefährlicher werden sie, je weniger man zu Essen hat, desto größer wird der Appetit und desto mehr quält der Hunger! Wir waren bis zu dem Abhange eines kleinen Thales gekommen, wo uns einzelne Heidelbeersträuche nicht wenig lüstern machten, aber nur wenige Beeren spendeten sie uns; desto zahlreicher und üppiger war das andere Gehänge des Thales damit bewachsen. Die Beeren waren überreif, sehr schmackhaft und dazu in großer Menge. Nachdem wir wohl eine halbe Stunde geweidet hatten, gingen wir der zuerst eingeschlagenen Richtung weiter nach. Wiewohl wir schräg links, wenn auch nicht immer, doch oft den hohen Harz recht gut erblicken konnten, so hatte uns doch die westliche Sonne etwas zu sehr angezogen und uns dahin geführt, wo wir leicht unserem Unglücke oder doch großen Widerwärtigkeiten begegnen konnten. Wir erblickten nicht fern von uns in dem Gebüsche einen Bauer.

Auf unseren Zuruf blieb er Anfangs stehen, eilte aber bald schneller, als er sich früher bewegte, davon. Nach lauter mehrmaliger Versicherung, daß er nichts zu befürchten hätte, und daß wir nur von ihm den Weg erfahren möchten, blieb er stehen und erwartete uns scheinbar in aller Seelenruhe. Wir wollten den nächsten Weg nach Clausthal von ihm erfahren; den wußte er aber selbst nicht, die Richtung nach Goslar gab er uns an. Auf die Frage, wo wir uns hier befänden? sagte er, wenn wir nach Seesen wollten, so sollten wir ihm nur folgen, denn die Chaussee wäre keine Viertelstunde mehr entfernt; wollten wir aber nach Goslar, so müßten wir uns links halten, über die Innerste gehn und die Richtung nach Wolfshagen einschlagen, indem er die Richtung mit den Fingern anzeigte, wonach wir uns zu halten hätten. Ob der Mann erkannte, was wir für Leute waren, das ließ sich damals nicht errathen; späterhin hat es mir aber so scheinen wollen, als wenn er das von uns Gehörte und Gesehene nicht lange verschwiegen haben mochte. Wir wollten nun zwar nicht nach Seesen, noch nach Goslar, noch nach Clausthal, sondern wir wollten dahin, wo wir Sicherheit zu finden glaubten, in die Mitte des Harzgebirges. Die Heidelbeeren hatten zwar dem ersten dringenden Bedürfnisse etwas abgeholfen, aber wir sehnten uns doch nach derberer Kost, und daher gingen wir dahin, wo wir nach der Aussage des Bauers das nächste Dorf antreffen würden. Die schmale und seichte Innerste war bald durchwatet, und die Sonne stand noch hoch genug, als wir in einem weiten flachen Thale Wolfshagen erblickten. Wir näherten uns durch Umwege so weit, als es irgend die Vorsicht

erlauben wollte, machten dann Halt und berathschlagten, was nun zu thun sey. Alle wollten wir nicht ins Dorf gehn, warum? das weiß ich nicht mehr, vielleicht aber, weil Jeder sich fürchtete, wieder ergriffen zu werden; denn nach diesem Dorfe konnte unser Entweichen leicht schon berichtet seyn. Es wurde beschlossen, daß nur Einer von uns nach dem Dorfe gehn und Mundvorrath einkaufen sollte, während die Anderen Wache stehen und im ungünstigen Falle ihm jedenfalls zu Hülfe kommen wollten. Das Loos sollte entscheiden, und es entschied. Ohne die geringste Weigerung trat der Gewählte seine Geschäftsreise an, und kam bald mit einem großen Brode und einem ansehnlichen Stücke Speck wieder zurück. Von ihm erfuhren wir, daß wirklich unsere Flucht im Dorfe nicht mehr unbekannt war, und daß die Frau, von der er seine Waare gekauft hatte, ihm gesagt habe, die da am Rande des Holzes gehörten auch wohl zu ihm? und wir sollten uns nur in Acht nehmen. Wir ließen uns das Letzte nicht zweimal rathen, und gingen wohl noch eine halbe Stunde immer tiefer in den Wald hinein.

Die Sonne war schon untergegangen, und selbst die hohen Züge bei Goslar sahen ihre glänzende Scheibe nicht mehr, als wir uns niederlegten und unseren Vorrath redlich theilten. Lange hatte mir ein Abendessen nicht so wohl geschmeckt, als das heutige: denn der Hunger nicht allein würzte unsere Speise, sondern eine Genügsamkeit, eine Seelenruhe, eine wahrhafte Zufriedenheit machte unser Essen zu einem Göttermahle. Wer das Uebriggebliebene tragen sollte, danach hatten wir nicht zu fragen, noch darum zu losen, denn von dem ganzen Vorrathe blieb weiter nichts, als die Schwarte

übrig. Was in unserer glückseligen Lage uns noch fehlte, das war etwas von dem Ueberflusse des vorhergehenden Abends. Mehre unserer ehemaligen Unglücksgenossen führten ein Fläschchen bei sich, was sie fast auf allen Stationen füllen ließen, von uns Fünf hatte nicht Einer einen solchen Tröster im Leiden, und wir mußten uns daher mit dem bloßen Wunsche begnügen. „Wollen wir denn hier auf Gottes Erdboden unter Baum und Himmel liegen bleiben und den Morgen erwarten?" fragte ich. Aber daran hatte wiederum Keiner gedacht, und, in der That, Anfangs ich auch nicht. Ohne daß irgend Eines Wille den Ausschlag gegeben, standen wir Alle, wie von einem Geiste beseelt, auf und gingen weiter, ohne alle Besorgniß, denn Keiner hatte sich die Richtung genau gemerkt. Wir stiegen bergauf, bergab, hatten bald guten Weg, bald mit trocknem Holze und mit Gestrippe zu kämpfen, und erreichten endlich die Höhe eines bedeutenden Berges. Hier erblickten wir in geringer Entfernung vor uns einen matten, aber ausgedehnten Lichtschimmer, welchen wir gar nicht zu deuten wußten, aber doch zu erreichen uns vornahmen. Wir gingen nach dieser Richtung, überzeugten uns aber bald, daß das Licht nicht so nahe war, als es zu seyn schien. Zuerst gelangten wir in ein tiefes Thal, durchgingen und durchwateten es, erstiegen abermals einen Berg, sahen das Licht wieder vor uns, wurden wieder in ein Thal geführt, erkletterten nochmals eine Höhe und merkten nun, daß sich der Lichtschimmer deutlicher ausnahm, und daß wir ihm also näher gekommen waren.

Die Nacht war finster, überall sahen wir nur Wald, das Licht war fast immer vor unseren Augen,

wir gingen langsam und vorsichtig weiter, und kamen endlich so nahe, daß Einer von uns in dem Lichte eine Köhlerhütte vermuthete. Ich konnte dazu nichts sagen; denn ich hatte damals noch nie eine Köhlerhütte gesehn. Mochte nun um oder neben dem Lichte seyn, was da wollte, so beschlossen wir doch darauf loszugehn. Bald erreichten wir es und erblickten eine große Hütte und einige daneben stehende miethenartig aufgethürmte große Haufen. Die Köhler hatten uns bereits gehört, denn es war nicht möglich, ganz leise weiter zu schreiten, weil überall, wenn auch nicht dicht bei der Hütte, trockene Zweige umherlagen und bei jedem Tritte Knacken und Knistern verursachten. Zwei derselben standen vor dem Eingange, sahen uns Fünf, so verdächtig uns unsere Kleidung und unsere großen Knüttel auch jedem Anderen machen mußten, mit aller Gleichgiltigkeit an und wiederholten unser „Guten Abend!“ so freundlich, als wenn wir ihnen schon lange bekannte Freunde gewesen wären. Mir fiel hier der bekannte Vers ein: **Cantabit vacuus coram latrone viator.**

Wir baten um Obdach in dieser Wildniß, und wurden ohne irgend Einwendung freundlich eingeladen, hereinzutreten. In der geräumigen Hütte fanden wir noch zwei andere Köhler, welche sich auf Bänke hingestreckt hatten. Der Boden unserer jetzigen Wohnung war die bloße, aber wohlgeebnete und festgestampfte Erde, er bildete ein etwas gedehntes, an den Ecken abgerundetes Viereck, ringsherum waren Bänke angebracht, und im Hintergrunde stand ein altes Schapp (Spinde). In der Mitte des Raumes war ein runder vertiefter, rings mit gleich hohen Steinen umgebener Feuerheerd, wo ein

stetes Feuer unterhalten wurde. Die Höhe der Hütte konnte 10 Fuß wohl erreichen. Wir setzten uns auf die eine Bank in einer Reihe, und unsere vier Wirthe, denn die beiden Schlafenden hatte das Sprechen und die Neugier auch auf die Beine gebracht, nahmen neben uns und gegenüber Platz. Eine ganze Weile saßen wir da, ohne daß Einer das Stillschweigen brach. Endlich fragte ich! für was für Menschenkinder sie uns wohl hielten? Die Antwort folgte gleich: „Deserteurs." — „Gerathen!" sagte ich; „sind wir auch hier sicher?" — „Bei uns wird Sie Keiner suchen," erwiederte ein alter Köhler; „so lange ich auf diesem Berge Kohlen brenne, habe ich hier noch keinen Gensdarm gesehn, und andere Leute haben Sie nicht zu fürchten, ja Sie dürfen sich jedem Menschen in dieser Gegend ohne Furcht entdecken, er wird Sie gewiß nicht verrathen, sondern, wo er kann, durchhelfen." Ich erzählte nun, daß wir diesen Nachmittag erst entsprungen und noch dazu in der Nähe, nämlich am Barenberge bei Lutter, vergaß auch nicht, daß ich einen Bauer um die Richtung nach Goslar gefragt hätte. „Das macht die Sache wohl verdächtiger und schlimmer, aber schadet alles nichts, bei uns haben Sie nichts zu befürchten, machen Sie sich's bequem und ruhen sich aus, Zwei von uns werden immer Wache stehn," und hiermit ging er nach seinem Schappe, holte eine große Flasche Schnaps herbei und schenkte uns Jedem einen tüchtigen Stutzer voll. Halte ich nun auch, außer in besonderen Fällen, den Branntwein, grob oder fein, von keinem besonderen Nutzen, so muß ich doch gestehn, daß ich mich damals in einem solchen Falle befinden mußte, denn dieser Schluck brachte in mich neue

Lebensgeister, ich fühlte nur Wohlthat, ein süßes Wohlbehagen und von Nachwehen hinterdrein keine Spur. Die Köhler erbaten sich auch noch einen Hieb; der wurde ihnen aber abgeschlagen, mit dem Bedeuten: „Alle Abend einen, und zwar einen recht ordentlichen, und dabei bleibt's heute wie immer," und der Alte schloß seine große Kruke wieder ein.

Kalt war es in der Hütte nicht, im Gegentheil, wenn auch nicht immer, doch meistens recht warm; wir zogen daher unseren Rock aus, machten davon ein Kopfkissen und streckten uns auf die Bank hin. Von meinen Augen wich der Schlaf, auch unser gutmüthige alte Köhler konnte keine Ruhe finden, wir suchten daher mit verschiedenen Fragen und Antworten die Zeit zu vertreiben. So fragte er mich, wo ich her wäre, wo ich zunächst hin wollte, was ich später zu beginnen gedächte, ob ich mit ausreichendem Reisegelde versehen sey, was wir anfangen würden, wenn wir einmal Gensdarmen begegneten u. dgl. m. Ich suchte meine Antworten so einzurichten, um die Neugier des Alten nach Möglichkeit zu befriedigen. Als ich unter Anderen ihm sagte, daß ich, wenn ich nicht glücklich entsprungen wäre, sicherlich keine vierzehn Tage mehr gelebt haben würde, sprang er wie wüthend auf und schrie: „Den verfluchten Franzosen muß ja der Teufel holen! Sind denn unsere Kinder nur dazu gemacht, daß sie dem Spitzbuben dienen, oder, wenn sie das nicht wollen, ihm geschlachtet werden sollen? Hat er daran noch nicht genug, wenn er uns Alten das Blut unter den Nägeln aussaugt, will er auch noch das Blut unserer Kinder saufen? Alle Strafen der Hölle über den Böfewicht! Ein Schweinehund

ist

ist dieser Flicken von einem König! Badet der jämmerliche Lork (Kröte) sich nicht in Wein? und verkaufen seine Knechte nicht diesen Spülich als reinen Trank an ehrliche Leute? Pfui! der Magen dreht sich einem im Leibe um, wenn man nur daran denkt!" und so tobte der Alte noch weiter. Durch diese Ausbrüche veranlaßt, faßte ich nun festes Zutrauen zu dem Alten, und auch der leiseste Argwohn, den ich Anfangs nicht ganz unterdrücken konnte, war verschwunden, zumal, da seine Offenherzigkeit ihn so weit brachte, mir leise zu gestehen, daß auch zwei seiner drei Söhne sich nicht gestellt hätten und sich nicht fern von hier verborgen hielten. „Nur immer Geduld! nicht den Muth verloren! es wird Alles noch wieder besser werden! Wer weiß, wie lange Sie sich noch umhertreiben müssen; lange wird es gewiß nicht werden: die Oestreicher sollen schon vorrücken, sie werden endlich die übermüthigen Vögel wohl wieder nach ihren Nestern treiben! Gott gebe seinen himmlischen Segen dazu! — Nun schlafen Sie nur ein paar Stündchen! Mitternacht ist schon vorüber."

Die feurige Morgenröthe erleuchtete schon alle Höhen, und nur die Thäler und fernen Ebenen waren noch mit einem dunkelen Schleier bedeckt, als ich aus der Hütte trat und die balsamische Morgenluft in langen Zügen auffog. Gott! welch ein ganz anderes Gefühl belebte mich jetzt, als am vorhergehenden Morgen! War meine Lage auch trübselig genug, so war sie doch noch zu jung, als daß sie schon empfunden werden konnte, nur der Genuß der Freiheit war es, der alle meine Wünsche befriedigte, ich hatte weiter keine Bedürfnisse, als sie und Essen und Trinken. Und dieses Wonnege-

fühl noch dazu in der Gesellschaft so ehrlicher guter Leute! ich hätte gleich hier bleiben und Köhler werden mögen! Aus dem Flammenmeere tauchte endlich die glänzende goldene Sonne auf. Dieser Anblick überwältigte mich, ich hatte sie nie so schön, so majestätisch aufgehen sehen. Ich weckte meine Kameraden und lud sie zu demselben Genusse ein, und bald waren wir Alle vor der Hütte versammelt.

Wohin werden wir uns nun heute wenden? wurde gefragt. An die Beantwortung dieser Frage hatte bis jetzt auch noch Keiner ernstlich gedacht; aber sie war dennoch an der Ordnung, und irgend ein Entschluß mußte gefaßt werden. Dieser war auch bald gefaßt: wir wollten nach der Elbe gehn und das Preußische zu erreichen suchen; was das Weitere anginge, da würde an Ort und Stelle sich schon Rath finden. Jetzt hatten wir es nur mit der Gegenwart zu thun, die Zukunft lag noch fern vor uns. Wir fragten nach dem besten und sichersten Wege, und erhielten zur Antwort, daß wir jedenfalls die Mitte des Harzes wählen müßten, weiter wisse man uns keinen Bescheid zu geben. Der Magen erinnerte mich noch an eine Frage, nämlich: ob wir hier für Geld und gute Worte wohl Brod und anderes Essen erhalten könnten? aber damit konnte man nicht dienen, weil der ganze Vorrath verzehrt worden wäre, und diesen Morgen früh aus Goslar Lebensmittel geholt werden müßten. Auf meine Frage, wie weit Goslar noch entfernt sey? erhielt ich zur Antwort, daß wir in einer guten halben Stunde da seyn könnten; jedoch, sagte der Alte, thäten wir besser, wenn wir nicht dahin gingen, sondern wir sollten vielmehr auf der Höhe weiter rechts

gehen und den Auerhahn zu erreichen suchen, wo es an Essen und Trinken nicht fehlen würde. Der Alte hatte seine große Branntweinkruke herbeigeholt, schenkte Jedem einen Stutzer voll ein, mit dem Worte: „Glück auf!“ und gab zugleich Jedem einen Mundvoll Brod. Hiermit waren wir abgefunden, wir dankten recht herzlich für die sehr freundliche Aufnahme und wünschten dem lieben Alten und seinen Gehülfen Glück und Segen. Einer von den Gehülfen wurde nach Goslar geschickt, und da wir, besonders ich, dieses Städtchen doch zu sehen wünschten, so begleiteten wir diesen Mann eine Strecke weit bis dahin, wo wir es von der Höhe hinab übersehen konnten. Wir sahen viele rothe zusammengedrängte Häuser und viele rauchende Schornsteine, welche letztere vorzüglich ein großes Interesse für uns hatten.

Nachdem wir uns an Goslar's Anblicke satt gesehen hatten, gingen wir theils auf der Höhe, theils an dem westlichen Abhange des Gosethales (oder wie es sonst heißen mag), in dessen nördlichem Ausgange die ehemalige kaiserliche freie Reichs-Kreisstadt liegt, auf gutes Glück weiter südwärts. Unser Weg war abscheulich, oft konnten wir vor abgefallenen trockenen Zweigen nicht von der Stelle kommen, und waren genöthigt, erst Bahn zu machen. Dieses Arbeiten wurde uns zu lästig, und wir wagten es, in das Thal hinabzusteigen, dessen Sohle wir auch bald erreichten. Wir gingen in dem Thale höher und höher hinauf, und erblickten bald ein großes Gebäude. Nicht ganz ohne Furcht und mit der möglichsten Vorsicht und Umsicht näherten wir uns ihm, und erkannten es als das uns beschriebene Wirthshaus, den Auerhahn. Wir traten in den Eingang des

benachbarten Waldes und wollten wieder, wie bei Wolfshagen, durch das Loos bestimmen, wer von uns hineingehen und Mundvorrath einkaufen sollte, als eine laute Männerstimme uns „Glück auf!“ zurief. Wir traten auf den Mann zu, sagten ebenfalls, wie aus einem Munde, „Glück auf!“ und erkundigten uns, ob das Gebäude ein Wirthshaus sey, und ob wir auch wohl mit Sicherheit eintreten könnten? „denn,“ sagte ich frei heraus, „wir sind westphälische Deserteurs und haben rasenden Hunger und Durst.“ — „Nur frisch herein, meine Herren, ich bin der Wirth und habe Vorrath genug, ein ganzes Regiment zu sättigen. Bei mir haben Sie nichts zu befürchten, wenigstens an diesem frühen Morgen nicht, jeden verdächtigen Menschen werden wir zeitig genug entdecken, und hier fehlt es nicht an Gelegenheit, daß Sie sich schnell genug sicher verbergen können. O, wie viele von Ihrer Sorte habe ich hier schon beherbergt und gestärkt, Hundert reichen nicht, vielleicht kaum Tausend, noch ist Keinem bei mir etwas Leid's geschehn.“ Unter diesem Gespräche waren wir von dem freundlichen redseligen Wirthe in die Gaststube geleitet. „Was befehlen Sie nun, meine Herren, womit kann ich dienen? Der Kaffee soll gleich zu Ihren Diensten seyn!“ Ich bat um derbere Kost: Brod, Butter, Fleisch. „Wird sogleich bereit seyn,“ sagte der Wirth, eilte hinaus und brachte bald ein so reizendes und reichliches Frühstück herbei, daß uns Allen das Herz im Leibe lachte. „Nun lassen's sich wohlschmecken! wenn's nicht reicht, so haben wir mehr! immer frisch eingehauen, gut vorgelegt, Sie finden's so bald nicht so gut wieder! Keine Furcht und Sorgen, Sie verderben den Appetit;

die ganze Gegend ist klar und rein, kein Menschenkind ist zu sehn!" Ich fragte, wie er das wissen könnte? „Das werde ich Ihnen zeigen," gab er mir zur Antwort, faßte mich bei der Hand, und ich mußte ihm eine Treppe hinauf folgen. Hier erblickte ich ein Mädchen und einen großen Jungen. „Sehen Sie, die sieht nach Zellerfeld und der nach Goslar, wenn ein Gensdarm kommt, so geben sie ein Zeichen, ich hör's, sehe selbst nach, und finde ich Gefahr, so gebe ich Ihnen einen Wink, und in einer Minute haben Sie sich verkrochen. Jetzt kommen Sie wieder herunter und essen sich tüchtig satt, Sie sehen, Sie sind in guten Händen. Aber merken's wohl, Sie müssen's nicht Jedermann sagen, wie ich für Sie gesorgt habe." — „Unser Dank bleibt tief im Herzen," gab ich ihm zur Antwort, und setzte mich wieder zu meiner fleißigen Gesellschaft. Nachdem wir tapfer gegessen und getrunken, unsere, nach Verhältniß sehr mäßige Zeche bezahlt und den Weg nach Andreasberg hatten angeben lassen, dankten wir für die freundliche Aufnahme und empfahlen uns. Der Wirth rieth uns noch zur Vorsicht, besonders sollten wir in der Nachbarschaft von Zellerfeld und Clausthal, hauptsächlich aber bei Andreasberg auf unserer Hut seyn; denn da fehle es nicht an Spitzbuben von Gensdarmen. Wir dankten für den gütigen Rath und gingen waldein.

Kaum eine halbe Stunde hatten wir uns langsam fortbewegt, als der Wald sich öffnete und Zellerfeld, etwas weiter hin Clausthal deutlich vor uns lag. Der Weg, worauf wir uns befanden, führte, wie es schien, gerade nach Zellerfeld; wir durften ihn also nicht verfolgen, ostwärts mußten wir unsere Reise verlängern, und

in dieser Richtung den Brocken links lassen, das wußten wir; wir schlugen also Anfangs ohne Weg diese Richtung ein und erreichten auch bald eine andere Straße, welche wahrscheinlich von Clausthal nach Andreasberg führte. Breit war dieser Weg, auch gut befahren und noch besser betreten, er war also für uns nicht der sicherste; jedoch neben dem Wege unter den Bäumen war nur so langsam und mühsam weiter zu kommen, daß wir uns entschlossen, auf dem Wege zu bleiben, es möge auch kommen wer da wolle. „Einer greift uns nicht an," glaubte der kleine Preuße (eben der, welcher fiel, als ich ihn auf der Flucht einholte), „er müßte sonst toll und blind seyn!" Wir gingen getrost weiter, Einer für Alle und Alle für Einen, hatten vorwärts und rückwärts und seitwärts stets die Augen, und uns konnte daher so leicht nichts Verdächtiges entgehen. „Aber, lieber Preuße," sagte ich, „was ist nun zu thun? Sieh, da kommt ein Gensdarm zu Fuß! Wollen wir ihm entgegen gehn?" Wir Alle stutzten. „Ich glaube, das Beste ist," fuhr ich fort, „wir bleiben hier noch eine Weile stehn und gehn dann links in den Wald hinein." So geschah es. Kaum hundert Schritte waren wir in das Dickicht eingedrungen, so legten wir uns auf einer Stelle nieder, wo wir zwar den Weg halb und halb übersehn, aber nicht erblickt werden konnten. Der Gensdarm war gerade uns gegenüber, als er vom Wege rechts abbog und und sich uns zu nähern schien. „Hat der Kerl Muth, so kommt er auf uns zu," sagte ich, „und dann möchten wir ohne Blut wohl die Stelle nicht verlassen; ich halte es für das Beste, wir gehen in einen Bogen weiter und suchen ihm zu entkommen." Jeder folgte

mir, wir gingen noch weiter bergauf, hielten uns dann rechts, suchten so schnell es gehen wollte, eine ansehnliche Strecke zurückzulegen, und warfen uns auf einer Stelle, wo wir den Weg fast ganz überblicken konnten, sorgenlos nieder. Den Gensdarm sahen wir nicht. Erst nach einer geraumen Zeit kam er auf einer weit entlegeneren Stelle wieder zum Vorschein. Hatte er uns nun gesucht, oder hatten ihn andere Zwecke vom Wege abgeleitet, das wurden wir freilich nicht gewahr; jedenfalls hatten wir, wenigstens nach meinem Sinne, unsere Schuldigkeit gethan, und ein vielleicht großes Unglück vermieden.

Wir stiegen bald wieder auf den verlassenen Weg hinab, und glaubten dieses jetzt mit desto größerer Zuversicht und Sicherheit thun zu können. Zunächst erreichten wir ein einzelnes, dicht am Wege stehendes Haus, worin wir ohne Weiteres traten, die Stubenthür öffneten und an Gläsern und anderen Merkmalen erkannten, daß wir uns in einem Wirthshause befanden. Wir forderten Mittagbrod, was uns bald gebracht wurde. Uebermäßig heiß war es in der Stube, denn man hatte, trotz es mitten im Sommer war, den gewaltig großen Ofen so mit Brennmaterial gespeist, daß in den vielen Röhren und den beiden kupfernen Kesseln, deren gewölbter Bauch weit vorragte, aller Inhalt schmorte und kochte. Ich erwähne dieses Einheizen im Sommer, was auf allen Gebirgen üblich und fast immer nöthig ist, deßhalb, weil es mir damals so sehr auffiel und ich von dergleichen noch niemals etwas gehört hatte. Neu gestärkt und ohne weiter etwas Liebes und Leides gesehn, gehört und erfahren zu haben, traten wir die Weiter-

reise an. Hin und wieder begegnete uns eine Frau oder ein Mann, mit auch ohne Esel, und nach gewechseltem „Glück auf!“ zogen wir immer Erkundigungen verschiedener Art ein.

Endlich näherten wir uns einem sehr tiefen und steilen Abhange, an welchem der breite Weg fast gerade ins Thal führte. Wir stiegen hinab, weil uns keine andere Wahl übrig blieb, und befanden uns in einem überaus lieblichen romantischen Thale, wenigstens schien es mir damalss so chön, denn ein schöneres hatte meine Augen noch nicht entzückt. In der engen Mitte desselben wälzte brausend und plätschernd über größerem und kleinerem Felsgerölle ein ansehnlicher Bach sein krystallhelles Wasser südwärts nach der Tiefe; die steilen Abhänge waren mit Tannen und anderen Bäumen wohl bedeckt, nur hier und da ragten größere und kleinere, höhere und niedrigere entblößte Felsen aus dem grünen Abhange hervor. Steil war das Bett des Flusses und verworren aufwärts nach dem höheren Rücken des Harzes, weniger abschüssig und breiter schien es nach Süden hin zu verlaufen. In der Mitte dieses Thales liegt dicht am Wege ein Wirthshaus, die Schluft genannt. Die Sonne schien genau in Westen zu stehn, als wir von der Höhe in die Tiefe hinabstiegen, und sie unseren Blicken entschwand, es konnte also von Mittag an in der siebenten Stunde seyn, als wir dicht vor dem Hause standen. Ob wir hinein- oder vorbeigehen sollten, darüber waren wir Anfangs nicht einig; denn so einladend auch der Eintritt war, so führte doch die Hauptstraße dicht vorbei, und wie leicht konnte uns von dem nahen Andreasberg ein unangenehmer Besuch gemacht werden.

Wir traten dennoch, da nichts Verdacht erregte, in das Haus, und überließen das Hierbleiben oder Weitergehen fernerem Nachdenken. Auch hier wurden wir, auffallend genug für uns, gleich erkannt und zu unserer Sicherheit in ein Zimmer geführt, was gewöhnlicher Weise von Fremden nicht benutzt wurde. Nachdem wir Essen und Trinken bestellt und das Geforderte bald aus den Hän=den des Wirthes selbst erhalten hatten, fragte ich den=selben, ob wir auch hier sicher wären? Er antwortete: „In dieser Stube wird heute Keiner einen Menschen suchen, auch Sie nicht; aber das rathe ich Ihnen, las=sen Sie sich nicht hören, und sprechen Sie immer nur leise!“ Wir ließen uns diesen Rath nicht zweimal sagen.

Unser Zimmer, wiewohl nicht groß, war doch so geräumig, daß es für den Tag und ebenfalls für die Nacht einen hinlänglich bequemen Aufenthalt darbot. Es hatte zwei Fenster, ein großes und ein sehr kleines: jenes führte nach einem Abhange des Thales, dieses war höher und ließ die Straße überblicken. Wurden wir auch hier wieder freundlich und sehr zuvorkommend auf=genommen und behandelt, so gebot uns dennoch unsere Sicherheit, nicht ganz ohne Mißtrauen und auf unserer Hut zu seyn. Zu diesem Ende mußte immer Einer von uns durch das kleine Fenster den Weg beobachten, und die Anderen nahmen eine solche Stellung, daß sie durch das große Fenster nicht so leicht beobachtet werden konn=ten. Kaum eine Stunde mochten wir hier gewesen seyn, als von dem steilen Abhange ein Gensdarm herabstieg, wahrscheinlich derselbe, den wir am Vormittage gesehn hatten. Wie ein elektrischer Strom zuckte diese Nach=richt uns durch Nerven und Muskeln, Jeder stand ohne

Aufforderung auf und griff nach seinem Stocke. Der Pole nahm gleich den schwersten Posten wieder ein und stellte sich in so drohender Stellung vor der Stubenthür auf, als wollte er jeden jetzt Eintretenden vor den Kopf schlagen. Ich stand, meinen dicken Knüttel in der Hand, an dem kleinen Fenster und ließ den Gensdarm nicht aus den Augen; schneller und schneller, lauter und heftiger pochte mein Herz, je näher und näher er kam. Ich hatte noch immer die Hoffnung, daß er vorbeigehen würde; aber darin hatte ich mich geirrt. Er kam immer näher, hatte die Tiefe erreicht, konnte von mir nicht mehr gesehn werden, und ein deutliches „Glück auf!" sagte nur zu sehr, daß er schon vor der Thür stand, und wahrscheinlich unseren Wirth gegrüßt hatte. Weiterhin vernahmen wir deutlich, daß zwei Leute unter Gespräch in die Gaststube eintraten. Unser Entschluß war bald gefaßt: „Wird unsere Stubenthür, so lange sich der Gensdarm nicht entfernt hat, geöffnet, so erhält der zuerst Eintretende einen betäubenden Schlag vor den Kopf, und die vielleicht Folgenden werden schnell auf Tod und Leben angegriffen!" Jeder nahm zu diesem Behufe eine geeignete Stellung ein; ich blieb vor dem kleinen Fenster stehn und wartete auf den Abgang unseres Feindes. Eine bange halbe Stunde hatte ich hier gewartet und gesehen, als es dicht vor unserer Stube laut wurde. Ich sah nach der Stubenthür hin und war, wie die Anderen, zum raschen Angriffe bereit; aber zu meiner Freude hörte ich, daß das Geplauder sich von dem Flure auf die Straße hinzog, und bald erblickte ich auf derselben wieder den heimkehrenden Gensdarm.

So begierig, wie es schien, auch Einige von uns

auf den Angriff waren; so bewies doch ein freies, tiefes und lautes Aufathmen, daß der glückliche und friedliche Ausgang ihnen lieber war, als ein unsicherer mörderischer Angriff. Langsam ging der Waffenmann auf der schräg aufsteigenden Straße nach Andreasberg, und diese unbekümmerte Bewegung ließ schließen, daß er nicht etwa nach der benachbarten Bergstadt in der Absicht hinstrebte, um allenfalls noch Waffenbrüder herbeizuholen. Gab ich auch diesem Gedanken nur wenig Raum, so quälte er mich doch die ganze Nacht hindurch und ließ mir wenig Ruhe, so sehr ich auch des Schlafes bedurfte. In dieser Nacht erst stellte sich meine Lage als eben nicht beneidenswerth vor meine Augen. Bald stellte sich auch unser Wirth bei uns wieder ein, und konnte sich nicht genug darüber freuen, daß dem Kerl, wie er sagte, der Braten vor dem Maule gehangen und er ihn nicht gesehn hätte. „Nun lassen Sie sich's wohlschmecken, jetzt wird wohl alle Gefahr vorüber seyn."

Als es bereits dunkel geworden war, lud uns der Wirth ein, ihm nach der Gaststube zu folgen. Hier fanden wir unser Strohlager bereits eingerichtet; auch zwei Betten waren zu unserer Verfügung aufgeschlagen, wovon wir aber aus triftigen Gründen keinen Gebrauch machen wollten. Unser Nachtlager war ganz gut, weicher, bequemer und besser hatte ich es seit vier Wochen nicht gehabt, und dennoch wich der Schlaf von meinen Augen. Kaum graute das tiefe Schwarz unseres Thales, so stand ich schon am Fenster, und eine unnennbare Sehnsucht oder Furcht oder Angst trieb mich an, diesen freundlichen Ort wieder zu verlassen. Ich weckte meine Kameraden, die noch in tiefem Schlafe lagen, und trieb

sie dann unaufhörlich an, mit mir so schnell als möglich einen Ort zu verlassen, wo ich von Höllenqual gemartert würde. Diese lachten mich aus; thaten aber doch, was ich wollte, als ich ihnen mit meinem Mißtrauen und meinem Zweifel gegen die Ehrlichkeit unseres Wirthes, Ohren und Augen öffnete. „Wenn der Kerl doch ein Schelm wäre? wenn diesen Morgen früh einige Gensdarmen uns in guter Ruhe in Empfang nähmen?" Ich eilte hinaus, fand bereits ein Mädchen auf den Beinen, bat um Brot, Butter und Fleisch, und forderte meine Zeche. Nach einigen Minuten erschien auch der Wirth, noch sehr zerstört, ob nun vom Schlafe, oder aus anderen Ursachen, wußte ich nicht; mein Mißtrauen errieth den Grund gleich, zumal der Mann mir gähnend sagte: „I, ich glaubte, Sie wollten sich bei mir recht ausruhen, und nun wollen Sie schon vor Tage wieder fort?" Wir steckten das verlangte Frühstück in die Tasche, bezahlten die Zeche und eilten davon. So wie ich, so zu sagen, das Haus auf dem Rücken hatte, war auch meine Furcht verschwunden.

Wir schlugen, da kein anderer Weg sich zeigte, die Straße nach Andreasberg ein; und so schmal auch immer diese Heerstraße war, so führte sie durch dicht bewaldete Höhen, wo wir einer jeden Gefahr glaubten entweichen zu können. Als wir auf dem Wege so weit aufwärts gekommen waren, daß wir nach einigen Richtungen die Umgegend überblicken konnten, glaubten wir schräg vor uns aus verschiedenen Gründen ein Dorf oder eine Stadt zu vermuthen; wir verließen daher den Weg, hielten uns linker Hand und gingen tief in den Wald hinein. Hier erst war in unser Gemüth völlig Ruhe wieder ein-

gekehrt, wir lagerten uns und verzehrten mit gesegnetem Appetite das mitgenommene Frühstück.

Die Sonne war eben aufgegangen, als wir in der Richtung nach dem Wege hin sprechen hörten; aber so sehr wir uns, so weit es die Vorsicht gestattete, auch bemühten, die Sprechenden zu Gesicht zu bekommen, so wollte doch Alles nicht gelingen. „Wie? wenn das nun Gensdarmen waren? wenn unser Wirth sie bestellt hätte? wören wir nicht verloren gewesen?" und noch mehre Aeußerungen meines Mißtrauens ließ ich laut werden. „Wer wollte wohl so sehr mißtrauisch seyn, sagte mir Einer, wie gut meinte es nicht der Wirth mit uns! wer kann aus solcher Fülle von Güte und Freundlichkeit Verdacht schöpfen?" „Mag seyn, entgegnete ich, daß der Mann es mit uns nur gut gemeint hat; aber seine übertriebene Freundlichkeit erregte bei mir Verdacht: all zu höflich ist halb grob, und Vorsicht ist bei allen Dingen gut. Jedenfalls ist es besser, daß wir jetzt hier sind: wäre ich ohne Grund mißtrauisch gewesen, so haben wir doch dadurch nichts verloren, daß ich Euch so schnell wegtrieb; wie aber, wenn so ein gewisses Etwas mir die Wahrheit gesagt hätte? Wären wir nicht ohne alle Hoffnung verloren gewesen? werden die Gensdarmen auf dem Harze nicht schon von unserem Entweichen benachrichtigt worden seyn? Wurden wir wieder aufgegriffen, hätte man uns nicht gebunden, geschlossen, und unter grausamer Behandlung wieder dahin gebracht, wo wir hergekommen sind? Mag meine Furcht zu tadeln oder zu loben seyn, gleichviel, genug wir sind hier in Sicherheit, und wer uns hier angreifen wollte, der würde einen schweren Stand ergreifen!" Bald hatte ich Mühe,

meine Augen offen zu halten, so kalt auch der frische Morgenwind uns anblies; denn die Natur forderte ihre Rechte und der Wachhalter, die Furcht, war verschwunden; jedoch wurde allgemein beschlossen, an diesem Orte den Schlaf noch nicht fortzusetzen, sondern es sollte zuerst wieder ein Weg aufgesucht, eine wärmere Tageszeit erwartet nnd eine muthmaßlich entsprechende Richtung genommen werden. Ueberhaupt waren wir darin übereinstimmend, daß es wohl gerathener und besser seyn möchte, besonders da das Wetter ganz nach Wunsch war, bei Tage zu schlafen und des Nachts weiter zu gehen, und somit, so weit es möglich, jedes Haus zu vermeiden. Wir hoben uns wieder auf die Beine und zwangen uns, oft nur mit großer Mühe, ostwärts weiter.

Nach einigen Stunden erst fanden wir einen Weg auf, der unseren Wünschen einigermaßen doch entsprechend war. Nachdem wir wohl eine halbe Meile fortgegangen waren, beliebte es der ganzen Gesellschaft, auszuruhen, obgleich wir noch nicht wußten, wo wir waren und welchen von Menschen bewohnten Ort wir zunächst erreichen würden; jedoch genug, der alte Blocksberg war uns zur Linken, also ziemlich gerade in Norden, und dieser hohe Wegweiser ließ uns wenigstens nicht ganz in die Irre gehn; er war uns genug. Wir gingen seitwärts kaum hundert Schritte vom Wege ab in den Wald und begaben uns zur Ruhe. Da der Boden weich, das Wetter warm und schön, der Schatten dicht, der Körper wie die Seele müde war, so schliefen wir bald ein, und der Sonnengott war schon weit über die Mittagslinie nach Westen hingefahren, als wir wieder erwachten.

Als ich wieder munter war, fiel mir ein Gedanke nicht wenig schwer auf die Seele, und was konnte ich hier wohl weiter zu denken haben, als glücklich weiter zu kommen und Mittel zu haben, dies auch zu können: ich dachte nämlich, nachdem ich an meine Tasche gefaßt und ihren Inhalt sehr in Abnahme gemerkt hatte, was soll da werden, wenn alles Geld wird verthan seyn? Nur noch 3 Thaler und einige kleinere Münzen entdeckte ich durch das Gefühl. Daß meine Kameraden alle gar kein Geld haben sollten, schien mir zweifelhaft; aber gewiß war es, daß ich, wenn ich immer, wie bisher, die Zeche auf meine Rechnung nähme, bald selber kein Geld mehr haben würde. Ich beschloß daher, daß ich in dem nächsten Orte, nach vorhergegangenem offenherzigen Geständnisse, nur für mich fordern und nur für mich bezahlen wollte. Wir hatten zwar gut gefrühstückt; aber seitdem waren bereits 8 — 10 Stunden verflossen, und unser Magen hatte trotz unseres Schlafes nicht verfehlt, seine Schuldigkeit zu thun, kurz Jeder von uns hatte Hunger und Durst. Auf die Aeußerung dieses Gefühls meiner Kameraden ließ ich gleich meine Bedenklichkeiten folgen, sagte ihnen, daß wir bisher zu locker gelebt hätten, daß meine Barschaft beinahe ganz geschwunden wäre, und forderte daher Einen, der vielleicht besser bei Kasse seyn möchte als ich, auf, einen oder ein paar Tage für uns die Zahlung zu übernehmen. Hierauf machten meine Kameraden mir bedenkliche Gesichter, und Keiner trat hervor, der mein bisheriges Amt übernehmen wollte; jedoch erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß Keiner von uns ganz ohne Geld war. „Wenn denn Keiner, fuhr ich fort, aus seiner Tasche das Zahlamt übernehmen will,

so will ich recht gern bis hierher die Zahlung besorgt haben, aber in der Folge muß Jeder für sich sorgen.“ Wiewohl ich von Braunschweig an meine Gesellschafter verwöhnt hatte, und daher meine jetzige Sprache wohl Allen nicht recht gefallen wollte, so schienen sie doch den Grund für gewichtig genug zu halten, kurz es wurde, ehe wir aufstanden, beschlossen, daß fortan ein Jeder für sich sorgen sollte. Wir arbeiteten uns wieder nach unserem Wege durch, und gingen wohl eine Stunde, ohne daß Einer ein Wort gesprochen hätte, weiter.

Der ehrwürdige Brocken mit seinem kahlen Haupte blieb uns immer noch zur Seite, so schnell wir auch weiterschritten und so tief sich schon die Sonne dem westlichen Himmelsrande genähert hatte. Nicht gerade in Norden von uns stand er mehr, aber weiter schienen wir uns von ihm noch nicht entfernt zu haben. Unser Weg nahm, so wenig uns das lieb zu seyn schien, eine immer mehr südliche Richtung; aber was sollten wir wählen? Der Wald, wodurch er führte, war äußerst dicht und kaum wandelbar, kein anderer Weg war, so weit unsere Blicke stellenweise trugen, zu entdecken, auch nicht zu vermuthen, wir mußten ihn also auf gutes Glück verfolgen. Endlich wurde es lichter vor uns, wir entdeckten nacktes Feld, und bald sahen wir in geringer Entfernung vor uns eine kleine Stadt liegen. Hier war nun guter Rath theuer: in das Städtchen zu gehn, war gewagt, gefährlich; nicht hinein zu gehn, sehr unangenehm und vielleicht auch gefährlich. Ohne zu einem Endentschlusse zu kommen, wanderten wir auf freiem Felde immer weiter, und waren bald dem Orte so nahe gekommen, daß wir ihn kaum mehr umgehen konnten.

Kei=

Keiner von uns sprach, Keiner dachte vielleicht etwas, wir folgten willenlos unserem Schicksale und traten in das Städtchen hinein. Nirgends gingen wir unangestaunt vorüber, denn unsere verschiedene, sehr abweichende und noch dazu zerrissene Bekleidung mochte eben so gut allgemein auffallen, als die großen Schnurbärte Einiger, und unsere gewaltigen Knüppel. Bald erreichten wir ein Wirthshaus, wir traten ein.

Der Wirth, der uns schon von Weitem bemerkt und auch unseren Stand errathen hatte, trat uns entgegen und sagte, daß wir viel gewagt hätten, bei hellem Tage durch die Stadt zu gehen. Er rieth uns, sogleich den Weg weiter fortzusetzen, und so schnell als möglich, ohne übrigens weiteres Auffallen zu erregen, auf der entgegengesetzten Seite aus der Stadt zu kommen. „Wenn Sie aus der Stadt gegangen sind und nicht mehr bemerkt werden können, so gehen sie links in das Holz, verweilen da eine Zeit, kommen dann in einem Bogen hinter der Stadt wieder zurück, zeigen sich außerhalb des Holzes; ich werde vor meiner Gartenthür stehn, und wenn nichts für Sie Gefährliches zu befürchten ist, dann werde ich winken; Sie kommen schnell zu mir und ich übernehme für Sie die Sorge.“ Dieser Rath, die Miene des Mannes, seine ängstliche eilige Rede, konnten kein Mißtrauen erregen, konnte nur gut gemeint seyn; wir gingen daher, wie uns der Mann gesagt hatte, und der Erfolg bewies, daß es gut gethan war. Wir trafen unseren vorsichtigen freundlichen Wirth an der bezeichneten Stelle, er führte uns in eine Stube, wo wir allein waren und überließ uns, ohne daß wir etwas bestellt, also noch we-

niger etwas Nothwendiges erhalten hatten, eine lange Zeit unserem eigenen Nachdenken.

So freundlich wir bis jetzt empfangen und aufgenommen worden waren, so wenig Mißtrauen ich in alles Sprechen und Thun des Mannes setzen konnte, so wenig Gefahr überhaupt jetzt schien zu befürchten zu seyn; so machte doch unser ganzes nothwendiges Eilen und Drehen und Wenden und Schleichen, das Gefolge meiner Freiheit, meine Lage mir immer unangenehmer, unausstehlicher, ja ich warf schon trübe Blicke in die Zukunft. Endlich trat unser Wirth ins Zimmer, sagte, daß nichts zu befürchten wäre und fragte nach unseren Wünschen. Wir bestellten zunächst Brod und Butter mit der Andeutung, daß wir seit vier Uhr Morgens nichts gegessen hätten. Unsere Wünsche wurden durch seinen baldigen und reichlichen Transport befriedigt. Er setzte uns nun seine ganze Handlung mit reichen Worten aus einander, was alles wir natürlich schon vorher ganz begriffen hatten, sagte, daß auch hier noch böse verrätherische Menschen vorhanden wären, welche man hinter das Licht zu führen suchen müßte; „aber, fuhr er fort, sie werden wohl immer seltener, wenn sie sehen, daß ihre Verrätherei ihnen mehr Schaden als Vortheil bringt, daß sie sich dadurch die Verachtung ehrlicher Leute zuziehen, und daß Keiner mehr mit ihnen was zu thun haben will. Sehen Sie, da draußen vor der Stadt, wo Sie herein gekommen sind, hätten Sie ein kleines Haus sehen können, das so ein Spitzbuben-Kerl bewohnt. Es geht ihm schlecht, er ist nicht recht gesund, hat eine Hucke lieber Kinder, und Jedermann hatte Mitleiden mit ihm und half wie und wo er konnte.

Nun denken Sie sich, zu diesem Kerl kommt vor vier Wochen ein westphälischer Deserteur, bittet um Nachtlager und um Essen. Alles wird ihm von dem schlechten Kerl gern bewilligt. Er fragt nun wohin? woher? und erfährt die reine Wahrheit, weil der arme Mann glaubt, daß auf dem Harze nicht so schlechtes Volk wohnt. Der Lumpenhund sagt, daß er kein Essen und Trinken zu Hause hätte, er müßte es erst aus dem Wirthshause holen. Das that er nun freilich wohl, hier von mir hat er's geholt, hier bei mir ist das Rabenas gewesen; aber er geht auch nach den Gensdarmen und sagt wer bei ihm eingekehrt sei, und dann geht er nach Hause und setzt seinem Gaste ein gutes Abendbrod vor. Dieser ist kaum mit dem Essen fertig und will sich zur Ruhe legen, so tritt ein Gensdarm herein und nimmt den armen, vor Schreck fast ohnmächtigen Deserteur gefangen. Denken Sie sich den Schreck, den der arme Mann gekriegt haben muß! Ueber den Spitzbuben! daß der liebe Gott über solche Menschenbrut auch seine Sonne scheinen läßt! Was hat er nun davon? Die paar Thaler Sündengeld sind lange schon wieder verthan, und kein Mensch mehr erbarmt sich über sein Elend! Für mich mag der Hund vor Hunger verrecken, ich gebe ihm nichts, auch von den Meinigen darf Keiner ihm was geben, oder das Donner und Wetter sollte ihm auf den Kragen fahren. Ich habe ihn schon zweimal nachher aus meinem Hause geschoben, dann geworfen, er wird wohl nicht wieder kommen. Sagen darf ich wohl nicht, warum ich jetzt dem Kerl so böse bin, aber die Guten hier im Orte, und das sind die meisten, wissen wohl, warum ich so handle." Auf diese und ähnliche Weise redete unser Wirth

während unserer Arbeit noch immer und sagte unter anderem, daß schon oft solche Leute, wie wir, bei ihm eingekehrt wären. Auf meine Frage, ob wir, da es schon spät geworden sey, bei ihm übernachten könnten, erfolgte eine unbedingte abschlägliche Antwort. Recht gern, sagte er, wolle er uns eine Strecke begleiten und auf den rechten Weg führen, aber die Nacht über hier zu bleiben, daraus könne nichts werden. Wir mußten uns seinen Entschluß gefallen lassen.

Bis zum nächsten Frühstücke war der Magen reichlich versorgt, und da die Sonne eben auch schon untergegangen war, so wollten wir unsere Zeche bezahlen und die Nachtreise antreten. Der Wirth fragte uns, ob wir denn keinen Inbiß auf die Reise mitnehmen wollten? Das war in der That ein Wort zu seiner Zeit, freudig sagten wir Alle, wie aus einem Munde, ja! Unser väterlicher Wirth ging, kam bald wieder, und brachte nicht allein fünf sehr große, mit Fleisch belegte Butterbröde, sondern für Jeden auch eine kleine, mit gutem Branntwein gefüllte Flasche. Als wir nach der Zeche fragten, ließ er sich das bezahlen, was wir gefordert hatten; den Vorrath auf die Reise, welchen wir nicht bestellt hatten, bat er uns, von dem guten Willen eines guten Freundes umsonst anzunehmen. Wir dankten herzlich für seine freundliche Gabe und für sein väterliches Wohlwollen. Er führte uns wieder durch seinen Garten, brachte uns auf den richtigen Weg und wünschte uns eine recht glückliche Reise. Wir unserer Seits wünschten ihm ebenfalls von ganzem Herzen Glück und Segen für jetzt und immerdar.

Wären die Leute nicht überall und allgemein dem

Joche der Franzosen müde gewesen, hätten sie nicht gern Alles vermieden, was ihren Zwecken förderlich, und Alles gern gethan, was hinderlich seyn konnte, hätten sie nicht die Deserteurs als Märtyrer des französischen Uebermuthes bemitleidet und mithin nach Kräften Alles angewendet, um sie, auf welche Weise es seyn möchte, durchzuhelfen und sie aus den französischen Klauen zu retten; wie wäre es für uns möglich gewesen, mit dieser Sicherheit auf den gefährlichsten Wegen zu wandeln? wie hätten wir es vermeiden sollen, da uns nirgends die Oertlichkeit bekannt war, den Gensdarmen in die Arme zu laufen? wie hätten wir es wagen dürfen, in irgend einem Dorfe nur in ein Haus zu treten, ohne verrathen und übermannt zu werden? Jedoch Verrath war nur selten zu befürchten, Hülfe und guter Rath überall zu erwarten, und daher denn die Zuversicht und Sicherheit aller westphälischen Deserteurs, und der Grimm Aller, der auf die fiel, welche sich eines solchen Verrathes schuldig gemacht hatten. Meine Kameraden wurden nicht selten mit schelen Augen angesehn, es schien mir oft, als wenn sie nicht für westphälische Deserteurs gehalten wurden; ich mußte daher auf Befragen überall das Wort nehmen, damit sie sich nicht etwa verriethen und dann gewiß des Schutzes verlustig gingen. Je mehr Bauern und Bürger die westphälischen Deserteurs durchzuhelfen suchten, was den Gensdarmen gar wohl bekannt war, desto mehr waren diese auf ihren Posten, ja fast ihr ganzes Thun und Bestreben war darauf gerichtet, die widerspenstigen Conscribirten und die Deserteurs aufzufangen und nach ihrer Bestimmung zu fördern. Selten wohl mochte ein Tag vergehen, wo auf den Hauptstra-

ßen nicht ein Dutzend dieser armen Geschöpfe hin und her transportirt worden wären. War es nun eine unüberwindliche Abneigung gegen die französische Zwingherrschaft, oder überhaupt Unlust gegen jede Art von Militairstand, die so viele damalige Westphalen zur Desertion verleitete und antrieb, das will ich hier unentschieden lassen und nur anmerken, daß wahrscheinlich der eine wie der andere Grund Veranlassung gewesen seyn mag. Kurz: westphälische Deserteurs waren an allen Orten, und jeder an Geist und Jahren gereifte Mann war mehr oder minder mit ihnen im Bunde.

Wir gingen die ganze Nacht durch, hatten am frühen Morgen den Harz und mithin auch den Brocken schon weit hinter uns, und befanden uns auf freiem Felde. Die östliche Richtung hatten wir getreulich verfolgt, wir befanden uns also auf dem rechten Wege und konnten uns getrost eine Zeitlang niederstrecken, um von dem Marsche auszuruhen und uns mit der freundlichen Gabe des Wirthes aus Elbingerode, so hieß der Ort, wieder zu stärken. Wir hatten uns nicht fern von einem größeren Querwege gelagert. Noch hatten wir unser Frühstück nicht ganz verzehrt, als wir einen Bauer auf uns zukommen sahen. Wir blieben ruhig in unserer Lage. Er trat an uns heran, als wenn er uns etwas sagen wollte, und wünschte uns „guten Morgen!“ Auf unsere Fragen: woher die Wege kommen und wohin sie führen, gab er uns Auskunft, und fragte zugleich, wohin wir wollten und was wir für Leute wären? Als ich ihm sagte, wir wären westphälische Deserteurs, so antwortete er, daß er das auch schon gedacht hätte; da müßte er uns aber sagen, daß wir uns hier

auf einer gefährlichen Stelle befänden: denn der Weg da führte nach Quedlinburg und würde täglich von Gensdarmen unsicher gemacht. Wir dankten ihm für Rath und Auskunft, und er wünschte uns eine glückliche Reise. Den Rath des Alten befolgten wir gleich, und begaben uns wieder auf den Weg. Kaum hatten wir den Fahrweg nach Quedlinburg erreicht, als wir, keine halbe Viertelstunde von uns, auf demselben einen Gensdarm zu Fuß vor uns erblickten. Was sollten wir fünf starke Leute nun in der Gegenwart eines Gensdarmen beginnen? Davon laufen? das wollte Keiner; stehen bleiben? dazu war nicht zu rathen: wir gingen also langsam weiter und setzten uns, sonderbar genug, kaum funfzig Schritte von der Straße in eine tiefe, aber leicht zugängliche Lehmgrube, welche wir zufällig an unserem Wege antrafen. Hierin konnte Keiner von uns den Gensdarm, noch dieser uns sehn, jedenfalls mußte er aber unser Verschwinden bemerkt haben. Wir erwarteten, zum Angriffe bereit, unseren Feind; wir warteten wohl eine Viertelstunde, Keiner störte uns; endlich sahen wir über den Rand unserer Grube, und — der Gensdarm hatte sich schon weit entfernt. Offenbar hatte der Waffenmann das Sicherste gewählt: war er tollkühn, so griff er uns an, und Einer von uns war vielleicht verloren, vielleicht auch Zwei, jedenfalls wäre aber auch er nicht mit dem Leben davon gekommen. Feigheit von seiner Seite war es nicht, daß er vor uns vorbeiging: denn er konnte auch Feuerwaffen bei uns vermuthen, und sein Verderben war dann gewiß, ohne daß Einer von uns beschädigt worden wäre. Er that also, als hätte er uns nicht gesehn, und ließ uns ungestört; er

folgte der Klugheit und wich der Uebermacht; denn hätte er in die Grube gesehn, so würde ihn vielleicht der erste Stein schon zu Boden gestreckt haben. Wir hatten die beste Wahl getroffen, für ihn sowohl wie für uns, und er hatte weislich geholfen.

Nicht gleich verließen wir die Grube, sondern ruhten uns von dem gehabten Schrecke noch etwas aus, tranken auf das Wohl unserer Freunde in Elbingerode, auf dem Auerhahn und in der Köhlerhütte tapfer aus unserem Vorrathe, und dann erst setzten wir unsere Reise weiter fort. Ich kann hier nicht unterlassen, zu gestehen, daß es mir damals sehr leid that, daß ich nicht auf das Wohlergehn des Wirthes in der Schluft trinken konnte, denn es war mir nicht möglich, das Mißtrauen gegen ihn ganz zu unterdrücken. Wir erreichten bald wieder einen ausgedehnten Wald, und, da die Sonne schon hoch am Himmel heraufgestiegen war und die nächtliche Frische verjagt oder getrocknet hatte, so beschlossen wir hier auszuruhen und auf einer geeigneten sicheren Stelle das in der Nacht Versäumte nachzuholen.

Mittag war schon lange vorüber, als wir erwachten und die Fortsetzung der Reise nach der Elbe antraten. Bald erreichten wir einen kleinen Fluß, dessen klares Wasser uns bei der drückenden Hitze doppelt angenehm war. Wir gingen an ihm bis zu einem dichten Gebüsche abwärts, trafen in diesem einen schönen beras'ten und beschatteten Boden an, der uns zur Aufnahme freundlich einlud. Eine zweckmäßigere Stelle, um den Körper und seine Bedeckung einmal zu reinigen, war so leicht nicht wieder aufzufinden, wir benutzten also diese günstige Gelegenheit, zogen uns aus und begannen

unsere Arbeit. Mit dem Körper war das Nöthige und Wünschenswerthe und Behagliche bald abgethan; desto mehr Zeit aber erforderten die Kleider. Ich war mit meiner Wäsche zuerst fertig; denn nachdem ich an der völligen Reinigung meines Hemdes verzweifelte, kam ich bald, da ich noch zwei dicht eingewickelte Hemden bei mir hatte, zu dem kurzen Entschlusse, es wegzuwerfen und als ein Andenken zurückzulassen. Dieß geschah, ich kleidete mich wieder an, und fühlte mich aus vielen Gründen besser. Um des lästigen Tragens überhoben zu seyn, hatte ich meine beiden Hemden angezogen, die Strümpfe in die Tasche gesteckt, und hatte jetzt beide Hände frei; meine Gesellschafter machten die Sache umgekehrt, sie zogen erst die Oberkleider an und thaten ihr feuchtes Hemde darüber. So costümirt gingen wir wieder nach unserem Wege und setzten den Marsch weiter fort.

Eine Stunde lang mochten wir etwa gegangen seyn, als uns mehre Bauern begegneten. Wir fragten sie, welche Richtung wir einzuschlagen hätten, um auf dem kürzesten Wege die Elbe zu erreichen, indem ich noch hinzufügte, aber ohne den Gensdarmen in die Hände zu fallen, mit denen wir nicht gut Freund wären. „Ha, ha! nun verstehe ich Sie," sagte ein Bauer, „man sollte sich ja beinah fürchten, so unternehmend und grimmig sehen Sie aus." Mit kurzen Worten war ihnen der weiße Anzug erklärt. Wir wurden belehrt, daß wir nur noch eine starke Meile bis Aschersleben hätten, wir thäten jedoch wohl, wenn wir uns weiter rechts hielten und dieses Städtchen zu umgehen suchten; weiter vernahmen wir, daß wir das Anhältische bald wieder errei-

chen würden, über die Saale und vielleicht auch über die Mulde setzen müßten, und, wenn wir uns in Acht nähmen und kein Unglück hätten, so würden wir auch bald jenseits der Elbe seyn. Wir dankten für die erhaltene Kunde, und verfolgten einen anderen Weg, den wir bald antrafen und der uns auch nach der bezeichneten Gegend hinführte.

Damit ich in dem Genusse weiner Freiheit nicht zu übermüthig und üppig wurde, mußte immer etwas Bitteres oder sonst Unangenehmes die zu große Freude mehr und mehr herabstimmen. Dießmal war es der Hunger, welcher mich quälte, und noch erblickte ich keinen Ort, wo Mittel dagegen beschafft werden konnten. Die Sonne war ihrem Untergange bereits sehr nahe, als wir aus einem kleinen Walde traten und ein Dorf dicht vor uns erblickten. Ein schmaler Fußsteig, worin sich unser Fußweg verengte, geleitete uns zwischen zwei Häusern durch mitten in das Dorf. Wir stutzten, als wir sahen, daß ein Hauptweg der Länge nach durch das Dorf führte. Die Vorsicht rieth, den Ort gleich wieder zu verlassen, der Magen forderte dagegen mit Ungestüm das Gegentheil, und wir kehrten in den benachbarten Krug ein. (Die Hemden hatten übrigens meine Begleiter zuvor wieder an ihren gehörigen Ort gebracht.) Wir trafen hier zwei Männer und zwei Frauen an, die unseren „guten Abend!" freundlich erwiederten und uns Allen nach der Reihe die Hände reichten. Wir forderten, was uns Noth that, und ich fragte, ob wir hier sicher wären, denn wir wären westphälische Deserteurs, und trachteten in das Preußische zu kommen. Hier wollte Keiner mit der Sprache recht heraus. Diese Zurückhaltung fiel mir centnerschwer

auf die Seele, und ich hätte gleich wieder zurückgehen mögen, wenn die Forderungen des Magens nicht so stürmisch gewesen wären. Bald wurde uns Brod und Butter zur Genüge gebracht und ebenfalls eines Jeden Flasche bis an den Hals gefüllt. Meine Aengstlichkeit fiel meinen Kameraden auf, sie suchten durch Winke und Blicke ihren Grund zu erfragen, und ich winkte ihnen Stillschweigen zu. Jeder schnitt sich nun von dem grossen Brode ein gewaltiges Stück ab und bedeckte es mit einer ansehnlichen Lage herrlicher Butter. Jetzt wünschte einer von den beiden Männern den in der Stube Vorhandenen eine gute Nacht und ging. Kaum hatte dieser das Haus verlassen, so trat der andere, der Wirth, wieder in die Stube, sagte, daß der Weggegangene der Maire des Ortes sey, und er riethe uns daher, da wir von Nachtquartier noch nicht gesprochen hätten, uns mit Essen und Trinken reichlich zu versehen und dann schnell das Weite zu suchen. Zugleich sagte er uns, so weit es sich in der Eile thun lassen wollte, die besten und sichersten Wege und wünschte uns Gottes Segen auf die Reise. Wir bezahlten, dankten, gingen davon und entkamen abermals glücklich der Gefahr.

Ich hatte es ganz wieder vergessen, daß außer Gensdarmen auch sonst noch Leute für uns nachtheilig werden könnten, obwohl ich selbst durch die Angabe des Maires von Himmelsthür in die Gewalt der Gensdarmen geliefert worden war. Die Nacht wurde immer finsterer und endlich so rabenschwarz, daß wir uns gegenseitig, so dicht wir auch zusammen zu bleiben suchten, nicht sehen konnten. Bald hatten wir auch den Weg verloren, und gingen auf's Gerathewohl immer über Wie-

sen und Felder weiter; nur ein geringer, aber bei Gewittern höchst unzuverläßiger Wegweiser war uns geblieben, der Wind. Vor uns und seitwärts und bald auch über uns erhellten Blitze auf Augenblicke unsere Umgegend, zeigten uns aber keinen besseren Weg, sondern machten die Nacht noch schwärzer. Immer heftiger wurde das Ungewitter, Blitz auf Blitz zuckte um uns her, fürchterlich brüllte und krachte der Donner und wie in Strömen stürzte der Regen herab, und kaum waren wir stellenweise noch im Stande, unsere tief eingedrungenen Füße aus dem aufgeweichten schweren Boden wieder heraus zu ziehen. Plötzlich erblickten wir seitwärts eine vom Blitze erhellte Reihe Bäume. Wir gingen nach dieser Richtung hin und, jetzt, o Freude! wir befanden uns, wie die Blitze uns deutlich zeigten, auf der Chaussee. „Welche Richtung wollen wir nehmen?“ wurde gefragt. „Da ist wohl kein Zweifel, wir müssen rechts gehn,“ entgegnete ich, und wir gingen rechts. Trotz das Gewitter mit aller Macht noch immer fort wüthete, waren wir doch äußerst froh und munter, und da der äußere Körper ganz durchnäßt war, so trugen wir Sorge, auch den Magen in denselben Zustand zu versetzen. Schnell gingen wir nicht, sondern wir schlenderten gleichsam nur weiter, um vielleicht nicht zu weit rechts zu kommen. Uns hinsetzen und den Morgen erwarten konnten und durften wir nicht, denn das Wetter war sehr abgekühlt, und wir hatten schwerlich einen Faden Trockenes an unserem Körper.

Bei Tages-Anbruche erblickten wir seitwärts einen großen Ort, welchen wir für eine Stadt im Anhält'schen hielten. Wir beschlossen, der Stadt näher zu kommen,

um doch wenigstens Menschen anzutreffen und zu erfahren, in welcher Gegend wir herumirrten und welche Richtung wir weiter zu verfolgen hätten. Bald wurden wir aus der Ungewißheit befreit, denn wir trafen einen Bauerknecht an, der uns den Ort Bernburg nannte und die Richtung angab, welche wir zu verfolgen hätten, um auf dem nächsten und sichersten Wege die Elbe zu erreichen. Wiewohl wir erkannten, daß es vielleicht nicht gut gethan sey, gerade auf die Stadt loszugehn, so steuerten wir doch darauf zu und kamen wohlbehalten in deren Nähe an. Daß diese Stadt Bernburg war, glaube ich, weiß es aber nicht gewiß, so wie überhaupt das Meiste, was mir während zweier Tage in dieser Gegend aufstieß, aus meiner Seele ganz verwischt ist oder mir doch nur sehr dunkel vorschwebt. Auch müssen wir damals sehr ungenau berichtet worden seyn, oder auf unsere Schritte und Tritte wenig geachtet haben, denn wir wurden dreimal über die Saale geschifft, kamen dicht bei Cöthen vorbei, gingen wohl einige Stunden auf einer schönen, mit Obstbäumen besetzten Chaussee, gelangten endlich in die Nachbarschaft von Wittenberg, ohne meines Wissens über die Mulde gekommen zu seyn. Mundvorrath hatten wir in der Nachbarschaft von Bernburg für einen Tag, wie es uns schien, reichlich eingekauft, aber zu meinem Leidwesen mehr als zur Hälfte auf Kosten meines Reichthums. Hätten wir von Bernburg aus, woran aber Keiner von uns dachte, und kein Gefragter uns, die wir wie Spitzbuben und Räuber aussahen, erinnerte, auf dem nächsten Wege die Elbe zu erreichen gestrebt, so wären wir, doch ich, in wenigen Stunden in Sicherheit gewesen, und ich hätte von mei-

ner Lebenszeit zwei Jahre gerettet. So wankten wir aber gedankenlos auf dem lieben Ufer des ersehnten Flusses in die Kreuz und Quere, und kamen unserem Ziele gar nicht oder doch nur wenig näher. So kam der Abend heran; die Nacht wurde theils mit Gehen, theils mit Ausruhen verbracht, und der Morgen brachte uns dieselbe Unsicherheit und dieselbe Unentschlüssigkeit wieder. Leute, die wir fragten, wußten uns entweder keine Richtung anzugeben, denn nach Städten und Dörfern konnten wir nicht fragen, oder sie wollten es nicht, oder führten uns auch wohl absichtlich in die Irre; jedenfalls fanden wir hier, wenigstens in Bezug auf uns, einen anderen Menschenschlag, auf den wir uns nicht verlassen konnten. Die übele Stimmung, worin diese vielen Widerwärtigkeiten uns versetzten, wurde noch durch einige Mißhelligkeiten in der Gesellschaft selbst bedeutend vermehrt, wozu vorzüglich zweierlei Veranlassung gab: einmal wollte ich für Keinen noch irgend etwas bezahlen, und zweitens wollte Jeder eine andere Richtung nehmen. Der erste Punkt war bald beseitigt, denn es hieß: „Da müssen wir betteln gehn;“ und in Hinsicht des zweiten Punktes, meinte man, könne ja ein Jeder thun, was er wolle. Nach diesem Zwiespalt gingen wir weiter, blieben zwar Alle beisammen, aber die Einigkeit und Vertraulichkeit war verloren, und Keiner sprach ein aufheiterndes Wort mehr. Meine Kameraden besuchten jedes benachbarte Dorf, und kamen mitunter, reich mit Brod versehen, wieder zurück; ich suchte den Krug auf und kaufte so viel, daß ich jedesmal Hunger und Durst zur Genüge beschwichtigte.

Es war schon spät am Nachmittage, als wir nach

einigen Stunden Ruhe auf unserem Wege ein großes Dorf erreichten. Wir gingen Alle hinein, und drei von uns begaben sich gleich in ein ansehnliches Bauerhaus, um zu fouragiren. Freudig sprang Einer von ihnen gleich wieder heraus und rief: „Ihr sollt auch herein kommen.“ Ich befürchtete nichts Arges und trat mit dem kleinen Preußen auch auf den geräumigen Hof. Nicht lange hatten wir gestanden, als auf einem Rasenplatze des Hofes ein weißes leinenes Tuch ausgebreitet, mit einer großen Schüssel voll saurer Milch besetzt und auch mit Brodstücken reichlich belegt wurde. Der Herr des Hauses trat an uns heran und bat uns Platz zu nehmen und zuzugreifen. Wir lagerten uns rings um die Schüssel herum, ergriffen unsere Löffel und unser Brod und ließen uns das Mahl gut schmecken. Knechte und Mägde aus dem Hause selbst und aus der Nachbarschaft bildeten um uns einen breiten bunten Kreis, und sahen sehr aufmerksam zu, wie einige fremde Menschen aßen. Kaum war unsere Schüssel geleert, so wurde sie auch schon wieder mit einer anderen vertauscht. Die Kunde von dem seltsamen und merkwürdigen Schauspiele, was wir hier aufführten, verbreitete sich bald durch das ganze Dorf, und Klein und Groß, Jung und Alt strömte auf den Hof, stellte sich auf Holzhaufen oder sonst erhabene Gegenstände, saß und stand Kopf an Kopf auf Planken und Zäunen, und — sah uns essen. Merkwürdig und eigenthümlich genug mochten wir selbst sowohl, wie unsere Lagerung den guten Menschen erscheinen, denn Jeder war nur mit Beobachten beschäftigt und ließ kein Wort laut werden, überall herrschte die tiefste Stille, und trotz der großen versammelten

Menschenmenge hörte man weiter nichts, als das Geräusch unserer Löffel.

Nachdem wir sattsam gestärkt und erfrischt worden waren, wurde die offene Tafel aufgehoben, und wir erhoben uns. So wie wir eben uns aufgerichtet hatten, ertönte durch alle Reihen ein zusammenhängendes Gemurmel, als wenn Jeder seinem Nachbar die Empfindungen seines Herzens über das gesehene wundersame Schauspiel jetzt erst kund zu geben wagte. Warum wir hier so angestaunt wurden, das schien mir erst nach einigen Stunden einigermaßen klar zu werden, wir wurden nämlich für ganz etwas anderes gehalten, als wir wirklich waren; denn für bloßes Angaffen dessen, was zur Schau gestellt wurde, war die Menschenmasse, so wie ihre musterhafte Ruhe und Aufmerksamkeit viel zu groß und auffallend. Wir bedankten uns für die freundliche Aufnahme und entfernten uns. Keiner unserer zahlreichen Zuschauer verlor uns einen Augenblick aus dem Gesichte, ja Anfangs bewegten wir uns durch zwei Reihen Menschen, bis wir endlich das Dorf wieder hinter uns hatten. Weit schon waren wir entfernt, als vor dem Dorfe noch viele Menschen versammelt waren, um unseren Anblick so lange zu genießen als irgend möglich.

Die Sonne war schon untergegangen, als wir in der Nachbarschaft von Wittenberg, wo wir einzeln über die Elbe gelangen zu können hofften, in ein Dorf kamen. Wir trafen vor dem Wirthshause viele Männer und Frauen an, die alle in ein wichtiges Gespräch vertieft waren. Zwei Bauern in Festkleidern waren, wie es schien, die Veranlassung dazu: sie standen in der

Mitte

Mitte einer gedrängten aufmerksamen Masse, und, wenn diese befriedigt war, so fand sich wieder eine andere Gesellschaft, umringte sie, und vernahm vielleicht zum zweiten oder dritten Male aus ihrem eigenen Munde die merkwürdige Geschichte. Fast unbemerkt hatten wir uns unter die Menschen geschlichen, und vernahmen nun ebenfalls: daß die Franzosen geschlagen worden und die Oestreicher bereits in Leipzig eingerückt wären. „Ja, wir haben sie heute gesehn, ganz Leipzig ist davon voll! kohlschwarz sind sie angezogen, sehen aus wie die Teufel, vorn an ihrer Mütze haben sie einen blanken Todtenkopf. Der Herzog von Braunschweig kommandirt sie.“ Was war nun zu thun? Die Erzählung machte auf mich einen tiefen Eindruck! Daß der Herzog von Braunschweig mit seiner Schaar in Leipzig wirklich eingerückt sey, daran zweifelte ich nicht; daß er auf seinem Zuge bald nach Braunschweig vordringen würde, das suchte ich mir als gewiß einzureden: ich beschloß daher nach Leipzig zu gehn, nähere Erkundigungen einzuziehen, und das Weitere dem Schicksale zu überlassen. Ich eröffnete meinen Gesellschaftern, wozu ich mich entschlossen hätte, und fragte sie, ob sie auch die gute Gelegenheit benutzen wollten? Anfangs fand sich Keiner; endlich entschloß sich der kleine Preuße, mich nach Leipzig zu begleiten. Vor unserem Abgange kehrten wir noch ins Wirthshaus ein, wo wir eine große Menschenmenge beiderlei Geschlechts antrafen, die noch immer eifrig die Leipziger Angelegenheit besprachen und Glück und Unglück daraus prophezeihten. Wir setzten uns, ich ließ noch einmal auf meine Rechnung auftischen, wir söhnten uns vollkommen wieder aus, und Jeder gab nun an, wo er

weiterhin sein Glück aufsuchen wollte: der Pole beabsichtigte nach seinem Vaterlande zurückzukehren, ein Anderer hoffte in Schlesien sein Glück zu finden, ein Dritter war noch unentschlüssig, ob er in Berlin oder in Königsberg sich niederlassen sollte, und wir beiden Letzten richteten unsere Hoffnung nach Leipzig, wohin wir auch gleich, nachdem wir unseren Kameraden Glück auf die Reise gewünscht hatten, trotz der dunkelen Nacht abgingen. Hätten wir hier nicht die Kunde von dem Erscheinen des Herzogs von Braunschweig-Oels eingezogen oder wären wir, was ich auch Anfangs wollte, um das Dorf und vorbeigegangen, ich hätte mir viele Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten des Lebens erspart, und hätte nicht nöthig gehabt, mit so vieler Mühe und Anstrengungen und unter so vielen Gefahren mich dahin durchzuarbeiten, wohin ich hier so leicht und sicher gelangen konnte. Jedoch: „Man schafft so gern sich Sorg' und Müh', sucht Dornen auf und findet sie, und läßt das Veilchen unbemerkt, das uns am Wege blühet."

Wiewohl uns Weg und Richtung genau angegeben worden war, so überzeugten wir uns doch schon kaum nach Verlauf einer Stunde, daß wir in die Irre gegangen waren, denn unsere Straße wurde immer schmäler und schmäler, zeigte sich immer weniger befahren und betreten, hörte endlich ganz auf, und wir befanden uns auf freiem Felde. Dennoch setzten wir die einmal gewählte Richtung fort, und hatten das Glück, gerade als der Nachtwächter die Mitternachtstunde anzeigte, in die Nähe eines Dorfes zu gelangen. Uns quälte großer Durst, dann hatten wir die Richtung verloren, Gründe genug, die es forderten, in das Dorf zu gehn und Men-

schen aufzusuchen. Wir gingen hinein, klopften an viele Thüren, nirgends wurde aufgemacht, keine menschliche Stimme ließ sich hören, nur hier und da zeigte das Bellen der Hunde an, daß wir nicht ganz unbemerkt geblieben waren. Durstig und ungewiß, wohin wir uns wenden sollten, kamen wir wieder aus dem Dorfe heraus. Der Ausgang führte uns in eine Obstallee, und nicht lange waren wir darin gegangen, als wir von einem kleinen Hunde angebellt wurden, und bald darauf vor einer Hütte standen. Wir riefen: „Guten Abend!“ in dieselbe hinein, erhielten keinen Dank, wir riefen lauter und lauter, bis endlich aus tiefem Schlafe eine Stimme sagte: „Was giebt's denn da?“ Wir sagten, wir wünschten auf den rechten Weg gewiesen zu werden, und bäten den Wächter recht sehr, uns zurecht zu weisen. Gähnend und sich dehnend trat der Wächter aus der Hütte hervor und sagte uns: „Ja, da sind Sie sehr viel um gegangen; gehen Sie jetzt bis ans Ende dieser Allee, da treffen Sie einen breiten Fahrweg, den müssen Sie rechts verfolgen, wenn Sie nach Leipzig wollen.“ Wir dankten und wünschten ihm angenehm zu ruhen, was er sich nicht zweimal sagen ließ, denn gleich kroch er wieder in seine Hütte.

Das Hündchen des Wächters war mit uns schon vertraut geworden und verrieth nichts, wenn wir einige Kirschen abpflückten. Da die unteren Zweige uns wenig Vorrath spendeten, so kletterte Jeder auf einen Baum und aß sich recht satt, ohne daß das Hündchen im geringsten muckste. Unser Durst war ziemlich gelöscht und der Weg aufgefunden, wir hatten also jedenfalls Alles erreicht, weßwegen wir in das Dorf gegangen waren.

Nun eilten wir schnell weiter. Als der Morgen heller und heller geworden war, erblickten wir seitwärts in der Ferne das ersehnte Leipzig. Die Straße, worauf wir uns befanden, schien nicht der rechte und nächste Weg zu seyn; jedoch weil wir keinen anderen hatten und ersehn konnten, so mußten wir ihn noch weiterhin verfolgen. Bald kam uns eilig ein Mann zu Pferde entgegen, von dem wir uns Auskunft über die Vorgänge in Leipzig und über unseren Weg erbaten. Wir erhielten zur Antwort, daß die Schwarzen bereits vor Tage nach Halle ausmarschirt wären, auf unserem Wege könnten wir nach Leipzig, auch nach Halle gelangen, wie wir uns wendeten, und damit gab er seinem Pferde die Sporen und eilte in starkem Trabe davon.

Nach der Aussage des Reiters war unsere Wanderung nach Leipzig unnütz; wir beschlossen daher, unseren Marsch geradehin nach Halle zu richten. Wir waren, wie uns nach und nach mehre Leute versicherten, auf dem ganz richtigen Wege dahin. Nun beschleunigten wir unsere Schritte, um so bald als möglich die Schwarzen einzuholen; aber diese waren noch schneller als wir, denn als wir in der Nachbarschaft von Halle ankamen, waren sie schon drei Stunden vorher wieder abmarschirt. In Giebichenstein ruhten wir etwas aus, stärkten uns, und erfuhren hier, daß wir, wenn wir den Herzog noch einzuholen gedächten, unseren Weg über Eisleben nehmen müßten. Dieß thaten wir. Auf dem ganzen Wege dahin trafen wir Nachzügler an, auch Viele, welche Willens waren, sich dem Zuge des Herzogs anzuschließen und ihm ihre Dienste anzubieten. Aus den Dörfern hatten sich viele Menschen geflüchtet,

oder sich versteckt, welche ängstliche Besorgniß, wie ich mich auf dem Wege hinlänglich überzeugt, unnöthig war, denn der Herzog hielt strenge auf Mannszucht. Weniger war allerdings den Nachzüglern zu trauen, und mancher Dieb mag, durch diesen Zug begünstigt, desto leichter zu seinem Ziele gelangt seyn. In allen Häusern, welche wir an der Straße antrafen, fanden wir den Tisch gedeckt, und wir machten von dieser Gastfreundschaft gern Gebrauch. So ganz freundlich wurden wir zwar nirgends aufgenommen, denn es schien durch die freundliche Miene auch etwas eigenes Vertrauen schon zu sich selbst, und Mißtrauen und Verachtung gegen uns zu sprechen, als wenn das ganze Benehmen etwa andeuten sollte, „wir geben Euch dieses nur aus Gnade und Barmherzigkeit, und nicht, weil wir müssen.“ Fast überall wurden wir gefragt, ob wir die Letzten seyen? und unsere Antwort war immer, wir gehörten zu dem ersten Zuge, zu der Avantgarde, die Hauptarmee wäre noch zurück und würde auch wohl bald eintreffen. Jedoch unsere Aussage fand nicht überall den erwünschten Glauben, Mancher war dreist genug und schüttelte ungläubig und bedenklich den Kopf dabei. Auch meine übergroße Hoffnung, daß die Franzosen aufs Haupt geschlagen seyen, daß der Herzog den äußersten rechten Flügel der Oestreicher commandirte und daß mithin binnen wenigen Wochen Deutschland die Franzosenfesseln würde abgeschüttelt haben, wurde sehr herabgestimmt, ja ich fing schon an zu fürchten, daß wir die Letzten seyn und bald mit Gefahren in unseren Rükken zu kämpfen haben möchten.

Wir erreichten Eisleben und trafen nur noch einige

Wenige von den Schwarzen an, der Hauptzug hatte sich nach Hettstädt gewendet. Ich konnte es hier nicht unterlassen, das Haus, worin Luther geboren worden war, mit inniger Dankbarkeit und Verehrung gegen den großen Dahingeschiedenen doch nur äußerlich anzusehn; denn er hatte die Fürsprache der Heiligen bei Gott, die Ablaßkrämerei und die eitle Vergebung der Sünden durch Menschen abgeschafft, was Alles ich niemals mit meinem Gotte reinen konnte.

Hierauf eilten wir nach Hettstädt; hörten aber schon auf dem Wege dahin, daß der Herzog seinen Marsch nach Quedlinburg gerichtet hätte, und auch wir schlugen diese Richtung ein. Als wir dieser Stadt spät am Nachmittage schon nahe gekommen waren, hörten wir in der Ferne einzelnen Kanonendonner, und wir blieben auch nicht ungewiß, wo diese Kriegeswaffen erschallen möchten. Mein Begleiter wollte, da wir dicht vor Quedlinburg vernahmen, daß daselbst noch zwei Compagnieen zurückgeblieben wären, in diese Stadt gehen und sich anwerben lassen. Ich war dagegen und rieth ihm, mit mir auf geradem Wege nach Halberstadt zu eilen; jedoch er beharrte bei seinem Entschlusse, bat mich, ihm noch 16 Groschen zu leihen, welche er mir in Halberstadt wiedergeben wollte, und, nachdem ich seine Bitte erfüllt hatte, verließ er mich und ging in die Stadt. Ich eilte nun allein weiter. Der Kanonendonner wurde immer stärker und lebhafter, Schlag auf Schlag folgte, auch das Gewehrfeuer hörte ich schon deutlich. Nachdem noch nicht eine Stunde das ununterbrochene Feuern gedauert hatte, wurden die Kanonenschläge immer seltener und bald gar nicht mehr vernommen. Hin und

wieder hörte ich noch einige Gewehrschüsse, aber auch diese schwiegen bald. Als ich auf dem Spiegelberge angekommen war, wurde nichts Feindseliges mehr vernommen, Halberstadt war ruhig und schien, hätte ich nicht die Kanonade gehört, eher an diesem Abend ein Fest zu feiern als die Zerstörung zu bejammern, so hell erleuchtet strahlte es zu mir herauf.

Ich war einige Zeit unschlüssig, was ich in dieser so weit schon vorgerückten Tageszeit beginnen sollte, als eine höchst unangenehme Entdeckung meinen Entschluß feststellte. Als ich noch mit meinen vier Kameraden in Gesellschaft war, hatte ich mein Geld nicht in einer Tasche, sondern in dreien untergebracht. Dem kleinen Preußen gab ich 16 Groschen und hatte so die eine Tasche ganz geleert, das wußte ich wohl; ich kümmerte mich aber nicht um die anderen, sondern meine ganze Aufmerksamkeit war auf die Kanonade, und mein ganzes Denken und Trachten auf Halberstadt gerichtet. Ich untersuchte jetzt alle meine Taschen, alle waren leer, auch keinen Pfennig fand ich mehr darin! In tiefer Nacht nach Halberstadt zu wandern, in ein Gasthaus einzukehren und am anderen Morgen nicht bezahlen können oder mit der Zeche davon zu gehn, dazu hatte ich keinen Muth oder vielleicht nicht Dreistigkeit und Unehrlichkeit genug. Ich entschloß mich also kurz und gut, so heftig auch mein Magen dagegen protestirte, hier zu bleiben und auf der Stelle, wo ich stand, mein Nachtquartier zu machen.

Nach einigen Stunden Schlaf wachte ich wieder auf, fühlte aber einen heftigen Hunger, worüber ich sehr mißmuthig wurde, denn ich ersah keine Gelegenheit, wo

ich ihn ſtillen ſollte, und betteln wollte ich und konnte ich nicht. In dieſen trüben Gedanken vertieft traf mich ein Bettler, der von Halberſtadt kam und über den Spiegelberg weiter ſeinen Geſchäften nachging. Ich fragte ihn, ob er mir ein Stück Brod verkaufen könnte und wollte? Er willigte gleich ein, gab mir aus ſeinem ſchmierigen Sacke ein großes Stück ſehr hartes, ſtellenweiſe verſchimmeltes Brod und ebenfalls einen Schluck Branntwein dazu, wofür ich ihm ein Paar noch faſt ganz neuer Strümpfe übergab. So ſchön mir dieſes Brod ſchmeckte, hat mir erſt nach zwei Jahren in Berlin das Brod wieder geſchmeckt.

Bald darauf, nachdem ich mein Frühſtück verzehrt hatte, ſetzte ich meine Wanderung nach Halberſtadt weiter fort, einzig und allein in Gedanken damit beſchäftigt, was ich in aller Welt nun weiter beginnen ſollte? Zwei Sachen nur legte ich mir zur Entſcheidung vor: entweder ich wollte dieſe gute Gelegenheit benutzen, um endlich einmal meine Mutter und Geſchwiſter wieder zu ſehn und dann das Weitere dem Schickſale überlaſſen, oder ich wollte unter dem Herzog Dienſte nehmen, was mir Anfangs das Sicherſte zu ſeyn ſchien, aber mir keinesweges das Liebſte war. So beſchäftigt kam ich in Halberſtadt an. Vor den Thoren ſah ich von den Schrecken nach einem Gefechte nicht Alles mehr: Fenſter, Thüren, Planken und Pfähle waren vor dem Thore nach Magdeburg mehr oder minder zerſchoſſen oder zerſplittert, der Boden überall, in Gärten und auf Feldern, war gleichgetreten; dagegen war aber von getödteten Menſchen weiter keine Spur als Blut zu entdecken, nur hier und da lagen noch einige hingeſtreckte Pferde. Zwi-

schen einem Gasthause vor dem Thore und dem Eingange in die Stadt selbst waren zur Erquickung der Sieger, auf großen segelähnlichen Laken, mit Fleisch belegte Butterschnitte, wie die Heuhaufen auf den Wiesen, aufgebanst, und nebenbei standen große Fässer mit Wein, bereit jeden Durstigen zu laben. Alles aß und trank, hüpfte und sprang, kurz überall sah ich nur fröhliche Gesichter; nur ich allein wankte mit Hunger im Magen und Kummer im Herzen unter den Siegestrunkenen und Fröhlichen umher. Ich durfte nur zugreifen oder doch nur bitten, und gewiß würde mir Alles, was ich zunächst bedurfte, gern gereicht worden seyn, denn Alles war im Ueberflusse vorhanden, selbst die Erde trank den Ueberfluß, wonach ich lechzte. Wehmüthig darüber, daß mir von selbst nichts in den Mund geflogen kam, schlich ich aus der Gesellschaft dieser frohen Menschen und wankte nach dem Thore. Dieses fand ich zerschmettert, die Nachbarschaft zertrümmert, innerhalb des Thores die Barrikaden zerstreut, zersplittert, zerquetscht, auf den Straßen alle Vorragungen theils ebenfalls zersplittert, abgebrochen oder an beiden Seiten durch die Kugeln dicht wie eingesägt. In den ersten Häusern waren auch alle Fenster zerschmettert: wahrscheinlich hatten sich in einigen derselben die westphälischen Soldaten postirt, oder sich auch, nachdem das Thor gesprengt und die Barrikaden zertrümmert worden waren, dahin geflüchtet, auf die Schwarzen gefeuert, und die Schüsse waren dann tapfer erwiedert worden. Je weiter ich in die Stadt hineinging, desto weniger fand ich die Gegenstände zerstört, denn ungefähr in der Mitte der Stadt hatten sich die Westphalen, da sie sich von

allen Seiten angegriffen sahen, auf Gnade und Ungnade ergeben. Was von dem fünften westphälischen Linien-Regimente, denn außer diesem war keine Truppen-Abtheilung weiter bei dem Gefechte gewesen, mit dem Leben davon gekommen war, nahm unter dem Herzog Dienste, ob gezwungen, habe ich nicht erfahren können, vielleicht nicht, denn Einige sah ich auch mit fröhlichem Gesichte der lieben Heimath zueilen. Wäre ich weniger mit mir selbst beschäftigt gewesen, so würde ich das Ganze, sowie das Einzelne bei und nach dieser Affaire genauer und umständlicher angeben können, so kann ich nur das andeuten, was mir zufällig in die Augen fiel und was nach 32 Jahren mir davon in der Erinnerung geblieben ist.

In und um Halberstadt, wohin meine Schritte mich nur trugen, fand ich überall die Schwarzen; aber ich erinnere mich nicht, am Nachmittage auch nur einen Soldaten in westphälischer Kleidung gesehn zu haben. Vor einem kleinen Hause, doch außerhalb der Stadt, fand ich viele Offiziere versammelt, und hörte, daß in diesem Hause der Herzog sein Quartier genommen hätte. Ich verweilte vor demselben einige Zeit, und erblickte bald einen Offizier, der sich bis zur Mitte der Brust aus dem Fenster legte. „Der Herzog!“ hörte ich sagen; auch die Aufmerksamkeit, welche man diesem Offizier erwies, ließ schon vermuthen, daß es der Herzog selbst war. Er trug, wie es mir schien, einen schwarzen Ueberrock, den oberen Theil seines Hauptes bedeckte eine kleine schwarze Feldmütze mit silbernem Todtenkopfe geziert, sein großer Backen- und Knebelbart bedeckte fast sein ganzes Gesicht. Noch lange blieb ich vor dem

Hause stehn und erwartete den kühnen Partheigänger im Freien, aber er kam nicht. Nachher schloß ich mich an einige Bürger an, die, wie mich, die Neugier umhertrieb. Sie sprachen über den kühnen Streich des Herzogs, daß er es gewagt hätte, sich mit einer Handvoll Leute durchzuschlagen. Hier wäre ihm der Streich gelungen; ob er aber überall mit so weniger Mühe durchkommen würde, das ließe sich kaum erwarten. Daß noch mehre Truppen seiner Parthei ihm folgen würden, das möge glauben, wer da wolle, und dergleichen Muthmaßungen und Zweifel wurden noch mehre und verschiedener Art ausgesprochen. Die eigentliche Absicht des Herzogs errieth man zwar nicht; daß er aber wieder zurückkommen würde oder könnte, daran zweifelte man sehr oder sah vielmehr die Unmöglichkeit ein. Im Rükken hatte er keine Hülfe zu erwarten, wenn auch vorerst keine Feinde zu befürchten; dagegen wurde er von beiden Seiten, auf der einen von Magdeburg aus, auf der anderen von Kassel und Umgegend ernstlich bedroht, nur weiter nach Nordwest stand seinem Vordringen kein bedeutendes Hinderniß entgegen. Theils nun von dem, was ich hörte und auf Befragen erfuhr, theils von meinem eigenen Nachdenken wurde ich so weit belehrt, daß aus dem Vordringen dieser kleinen Schaar nicht auf das allgemeine Vordringen der Oestreicher und mithin auch nicht auf eine Niederlage der Franzosen geschlossen werden konnte. Nicht lange ging ich mit mir darüber zu Rathe, was ich nun wieder beginnen und wohin ich mich wenden sollte, und der Entschluß war gefaßt, du läßt dich nicht anwerben, sondern gehst zu deiner Mutter; sind auch jetzt vielleicht die Franzosen noch nicht

aufs Haupt geschlagen worden, wie lange werden sie's noch machen, endlich werden sie doch unterliegen! Dieser Entschluß fachte in mir wieder neues Feuer an, und gleich hätte ich aufbrechen und auf dem nächsten Wege nach Hildesheim eilen mögen, wenn nicht der gänzliche Mangel an Geld und der Hunger dagegen gestimmt hätte. Noch heut zu Tage kann ich den Stolz oder die falsche Scham oder die Blödigkeit nicht begreifen, die mich abhielt, von dem großen Ueberflusse zu nehmen, und mich zwang, lieber aufs Aeußerste zu hungern, als die Mildthätigkeit eines Menschen anzusprechen.

Die Sonne neigte sich zu ihrem Untergange, als ich bemerkte, daß die Schwarzen von allen Seiten her nach dem Thore, wo der Weg nach Braunschweig beginnt, einzeln und in Masse, zerstreut und in geordneten Gliedern hineilten. Auch ich nahm meine Richtung nach derselben Gegend hin, und sah bald, daß die schwarze Schaar Ernst machte, und nach Braunschweig aufzubrechen im Begriff war, was auch bald geschah. Kaum hatte sich der Hauptzug, und ich mit, in Bewegung gesetzt, so hörte ich meinen Namen nennen, und erblickte den kleinen Preußen. Wer war froher als ich? ich hatte doch jetzt einen Menschen, dem ich sagen konnte, wie sehr mich hungerte. Er lachte laut über meine Bescheidenheit, wie er's nannte, und sagte, wenn ich nur bei ihm gewesen wäre, so würde ich schon vollauf gehabt haben und jetzt nicht so tuckmäuserig aussehn. „Warten Sie, wenn wir in das erste Quartier kommen," sagte er, „so wollen wir uns schon auftischen lassen!" Ich sprach dagegen den Wunsch aus, wenn nur dieses Quartier gleich hier seyn wollte. In Quedlinburg war er

gleich gern aufgenommen, und in der Nacht nach Halberstadt, also dicht vor mir vorbei, gebracht worden. Er gab mir aus seiner gefüllten Tasche das ihm Gelienene wieder zurück, wovon ich gleich bei dem ersten Gasthause einigen Gebrauch machte. Unser ganzer Zug war wohl eine Meile lang, wenn nicht länger; er bewegte sich schnell vorwärts, und was nicht schnell mitkommen konnte, wurde doch eben so schnell auf Wagen mit- oder nachgebracht. Von der Chaussee aus seitwärts entfernte sich Keiner, wenigstens habe ich dieses nicht bemerkt; die seitwärts liegenden Dörfer wurden also weiter nicht beläſtigt, desto mehr dagegen die an der Chaussee liegenden in Anspruch genommen. Nicht weniger als fünfmal kehrte ich in derselben Nacht ein, aber immer in der Gesellschaft von vielen Anderen, und bei diesen Besuchen wurde der Hunger nicht allein bis zum Uebermaaß befriedigt, sondern auch die Taschen wurden, so viel sie fassen konnten, mit Vorrath versehen. Wir gingen in ein großes Haus, in der Hoffnung, daselbst Bier oder Wein zu erhalten oder zu finden, wir fanden aber hier, wiewohl alle Thüren geöffnet waren, auch nicht einen Menschen, auch von Speise und Trank entdeckten wir nichts, bis wir endlich im Rauchfange noch einen Schweineschinken aufspürten, der mit großer Eile and Geschicklichkeit in Stücken zerlegt, auch noch in unsere Taschen wanderte. Mit Tagesanbruche hatten wir bereits Hessen erreicht, wo eine kurze Zeitlang Ruhe gegönnt wurde und ich die Gelegenheit benutzen konnte, meine ehemaligen Herbergen genauer in Augenschein zu nehmen. Es schien mir, als wenn der kurze Aufenthalt hier auch dazu benutzt wurde, um die etwa noch vor-

handenen westphälischen Kassen zu revidiren. Die hiesigen Gensdarmen hatten sich bereits vor drei Tagen, wie mir versichert wurde, aus dem Staube gemacht und wahrscheinlich nach Magdeburg gewendet. Ich begreife jedoch diese frühe Kunde nicht, wenn nicht vielleicht verrätherischer Weise die Hessenschen Gensdarmen früher benachrichtigt und gewarnt worden waren, als die an einigen anderen Orten: denn manche soll man noch in ihrer häuslichen Bequemlichkeit überrascht und aufgehoben haben. Einige gefangen genommene Gensdarmen habe ich selbst gesehn, sie wurden auf ähnliche Weise zu Wagen transportirt, wie früher ich.

Endlich erreichten wir den Fahrweg, welcher von der Chaussee ab nach Schöningen führt und links nach dem Kloster Dorstadt. Hier verweilte ich eine geraume Zeit, immer unentschlüssig, ob ich diesen näheren Weg nach Hildesheim einschlagen oder mit den Schwarzen nach Braunschweig ziehen sollte. Die Wahl wurde mir Anfangs schwer: nach dem ersten Wege zog mich die Liebe, gerade vorwärts die Neugier, denn ich mochte doch gern sehn und erfahren, was in Braunschweig weiterhin begonnen werden sollte. Jedoch was da vorgehen wird, das wirst du zeitig genug erfahren, dachte ich, und wandte mich nach Dorstadt. Noch nicht hundert Schritte hatte ich mich auf dem Seitenwege von der Chaussee entfernt, als Anfangs einzelne Stimmen, endlich viele riefen: „Heda! Kamerad, hierher! nicht desertiren!“ Ich sah mich um und bemerkte, daß schon einige Reiter mich einholen wollten. Ich ging ihnen entgegen und sagte, daß ich mich nicht hätte anwerben lassen, was sie auch meiner Ehrlichkeit glaubten und

mich meiner Wege ziehen ließen. Nun war ich wieder auf demselben Wege, als vor 9—10 Wochen, und ziemlich wieder in derselben Lage. Ich wendete mich abermals an meinen Freund in Dorstadt, und wurde freundlich aufgenommen, und zwar, was ich nicht vermuthet hatte, freundlicher und herzlicher als zuvor: denn dieser glaubte noch, wie ich Anfangs geglaubt hatte, daß es nun mit der Herrschaft der Franzosen am Ende wäre, und daß ich wieder frank und frei umhergehen dürfte. Hatte ich zwar noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, so war ich doch dabei vorsichtig und auf meiner Hut. Ich lehnte daher alle Einladungen und Bitten, hier in der Umgegend einige Tage zu verweilen, standhaft ab, und ging nicht bei Tage, sondern erst am Abend wieder weiter.

Es war sehr finster, als ich den benachbarten Wald erreichte. Wie nachhaltend Vorurtheile, so lange und so sicher man ihrer schon Meister geworden ist oder doch zu seyn glaubt, dennoch einige Wirkungen äußern können, wenigstens so lange, bis die Vernunft sie wieder zur Ordnung und Ruhe verwiesen hat, davon mußte ich hier ein geringes Beispiel erleben. Am Tage war die Luft sehr warm, selbst wie Einige meinten, drückend heiß gewesen. Von Dorstadt nach dem Walde führt ein breiter Fußweg zwischen Getreidefeldern, und hier hatte die bedeckte Erde nur wenige Wärme eingesogen, konnte also auch nicht viel an die sehr abgekühlte Luft abgeben: bei meinem Eintritte in den Wald mußte ich dagegen durch einen lehmigen, fast ganz pflanzenlosen kurzen Holzweg schreiten. Hier war es mir, als wäre ich in eine Badstube versetzt worden. Und natürlich: der kahle

am Rande des Waldes liegende und nach Süden gerichtete Boden war während des langen, stets heiteren Tages sehr erhitzt worden, und gab nun der nahen abgekühlten Luftschicht so viel von seinem Wärmestoffe ab, bis er mit derselben gleiche Temperatur erhalten hatte. Nun hatte ich als Kind oft gehört und auch geglaubt, daß, wenn man des Abends oder des Nachts durch eine warme Luftschicht geht, man durch einen Geist ginge. Diese Schnurre fiel mir hier augenblicklich ein, meine Hacken wurden lang, meine Füße wollten nicht folgen, meine Haare sträubten sich zu Berge, kurz mir wurde so angst und bange, daß ich einige Minuten nöthig hatte, um wieder zur Vernunft zu kommen. In dem Laubholzwalde war ziemlich dieselbe Temperatur, wie auf dem Felde. An demselben Orte ruhete ich übrigens wohl eine Stunde aus. Der Wald ist Anfangs sehr dicht und wohl anderthalb Stunden weit ununterbrochen; weiterhin ist er zwar durch einige größere auch kleinere lichte Stellen unterbrochen, doch so, daß er bis etwa eine halbe Meile von Salzgitter als zusammenhängend genommen werden kann. Die nächtliche Wanderung in dem Walde war mir dießmal sehr angenehm, ich ging daher nur langsam und verließ ihn nicht eher, bis seine befiederten Bewohner dem Allerhöchsten Herrn ihr Morgen- und Danklied gesungen und gezwitschert hatten.

Nachdem die Sonne schon einige Stunden geschienen hatte, trat ich als freier Mann, jedoch gewagt und keck genug, in das Städtchen, wohin ich vor zwei Wochen als Gefangener, ja als Delinquent geführt wurde. Ich kehrte in das erste beste Wirthshaus ein. Nachdem ich Frühstück bestellt hatte, war meine erste Frage:

„Sind

„Sind noch Gensdarmen hier im Orte?“ — „Nicht einer ist mehr hier! die hat der Teufel schon gestern Morgen geholt! Sie haben den Herzog mit seinen Todtenköpfen früh genug gewittert!“ Ich erzählte nun dem Wirth, daß ich vor noch nicht 14 Tagen mit vier Anderen am Barenberge bei Lutter den Gensdarmen entsprungen sey. „Also das sind Sie gewesen? nun da habe ich Ihnen viel zu erzählen! Als Sie entsprungen und glücklich entkommen waren, haben die beiden Gensdarmen alle Bauern in den naheliegenden Dörfern aufbieten wollen, Sie wieder einzufangen. Wenn die albernen Kerls nur etwas mit dem Walde bekannt gewesen wären, so würden sie von den Bauern so dummes Zeug nicht verlangt haben. Also der Eine davon jagt wieder nach Lutter zurück, erzählt sein Unglück und fordert augenblickliche Hülfe. Anstatt ihn zu bemitleiden, lacht man ihn noch aus und sagt ihm, daß die Bauern aus hundert Dörfern gewiß nicht hinreichen möchten, um uns bestimmt wieder einzufangen, wenn sie nicht etwa durch Zufall oder durch unsere Dummheit dazu verholfen würden. Der Maire schlägt ihm also seine Bitte gerade ab, zumal, da fast alle Bauern nicht zu Hause seyen. Was thut nun das dumme Menschenkind von Gensdarm? Er reitet wieder zurück bis nach dem nächsten Walde, bindet sein Pferd an einen Baum und — hängt sich auf! Vielleicht gar mit einem Stricke hängt er sich auf, woran er schon manchen armen Deserteur neben seinem Pferde mag haben hertraben lassen.“ Ich fragte den Wirth, ob er nicht von unserer Flucht sonst noch etwas zu erzählen wüßte? Ob noch mehr entsprungen wären? Ob Einer oder der An-

dere dabei Schaden genommen hätte? „Ob Mehre entflohen sind, davon habe ich nichts gehört; aber das wissen Sie doch, daß Einer von Ihnen gleich bei dem Eintritte in den Wald, o, ich kenne die Stelle ganz genau! erschossen worden ist?" — „Also doch wahr?" entgegnete ich, „ich habe es vermuthet, aber gewiß wußte ich es nicht. Haben es späterhin," fragte ich, „wieder einige Gefangene versucht, den Strickreitern zu entwischen?" — „Ja, versucht wohl, aber unglücklich, sehr unglücklich! Gleich die Nacht darauf, als Sie glücklich davon gekommen waren, versuchte es ein gefangener Deserteur, aus dem hiesigen Gefängnisse zu entfliehen. Mitten in der Nacht stieg er aus dem Fenster auf das kleine Dach, kroch langsam herunter und erreichte, ohne von der Wache bemerkt worden zu seyn, glücklich den Boden. Wäre er nun langsam weiter gegangen, so hätte er glücklich das Thor erreichen und dann das Weite suchen können. Aber nein, das thut er nicht; denn sobald er den Boden erreicht hat, läuft er schnell davon, die Wache bemerkt ihn, macht großen Lärm, läuft hinter ihm her, und ergreift dicht bei der Stadt den Entflohenen wieder. Der verhaßte Gensdarm, Rosenberg mit Namen, war auch dem Entflohenen nachgeeilt, erreicht den bereits Wiederergriffenen bald, zieht wüthend seinen Säbel und haut ihn schräg durch die Backe hindurch tief in den Hals. Der Verwundete sank auf der Stelle zu Boden, wurde jedoch mit Hülfe der beiden wachthabenden Bürger wieder auf die Beine gebracht, und erreichte, theils fortgezogen, theils von dem ergrimmten Gensdarm fortgestoßen, in dem jämmerlichsten Zustande das Gefängniß. Wiewohl auf der Stelle

nach einem Feldscheer geschickt und Alles zur Rettung des Arrestanten gethan wurde, so lag er doch den Tag darauf schon auf der Todtenbahre. Ich ließe mir die Sache noch gefallen, wäre der Kerl dem Fliehenden nachgeeilt, hätte er ihn nicht zum Stehen bewegen können, und dann von seinem Säbel Gebrauch machen müssen; aber so war der Mann schon wieder ergriffen, wurde von der Wache nach dem Gefängniß zurückgeführt und auf diesem Wege von dem Gensdarm tödtlich verwundet, also gemordet. Aber was meinen Sie, wurde der Kerl zur Verantwortung gezogen? Nein! der Deserteur hatte seinen Hieb weg, er starb, und der Gensdarm hatte seine Pflicht gethan! Du lieber Gott! wo soll das Alles noch hinaus! Aber wartet, der Rächer bleibt nicht aus! er ist schon in der Nähe!"

Der Wirth wollte mich überreden, bis gegen Abend zu verweilen, da würde ich Nachricht aus Braunschweig erhalten, denn viele Menschen aus dem Orte wären dorthin gereist und würden gewiß zeitig wieder zurück seyn. Ich ließ mich jedoch nicht überreden, einmal vielleicht, weil es mich mit Gewalt nach Hildesheim hinzog, und dann hielt ich mich immer noch nicht für sicher genug. — Gegen Mittag brach ich auf, eilte durch die, mir wohl bekannte Gegend der lieben Heimath zu, und — plauderte um 8 Uhr Abends schon mit meiner Mutter.

Fünftes Kapitel.

Aufenthalt in Hildesheim. Reise über Hamburg nach Berlin.

Die Freude war groß, als mich die Meinigen wiedersahen, und um desto größer, weil sie fest der Mei-

nung waren, daß jetzt alle Gefahr für mich beseitigt, und weil sie noch vor wenigen Tagen vernommen hatten, daß ich in Kassel erschossen worden sey. Von meiner glücklichen Flucht bei Lutter am Barenberge war ihnen nichts zu Ohren gekommen, wiewohl den Gensdarmen natürlich diese wichtige Thatsache mit allen ihren Umständen und noch dazu unter sehr gravirten Verhältnissen, wie mir nachmals zu meiner nicht geringen Verwunderung eröffnet wurde, haarklein berichtet worden war. Die Gensdarmen in Hildesheim, wie in allen benachbarten Ortschaften waren angewiesen, vorzüglich auf mich ein wachtsames Auge zu haben und Alles anzuwenden, um mich wieder in sichere Haft zu bringen. Wäre ich so unglücklich gewesen und wieder in die Gewalt dieser fürchterlichen Gensdarmen gefallen, die Hölle auf Erden würden sie mir bereitet haben, denn das hatten sie, wie man mir sagte, geschworen. Hatte ich nun zwar von dieser Aeußerung der Gensdarmen und von ihrer Wuth gegen mich damals noch nichts gehört; so konnte ich doch von ihnen alles Böse erwarten, und faßte daher den festen Entschluß, mich niemals lebendig den Gensdarmen zu überliefern und auf alle mögliche Weise mein Leben zu vertheidigen. Nebenbei gab ich, so schwach sie auch war, doch noch nicht alle Hoffnung auf, daß die böse Franzosenzeit nicht wiederkehren und mich in eine solche verzweifelte Lage setzen würde.

Vier oder fünf Tage besuchte oder durchstreifte ich die meisten, mir so lieb gewordenen Orte; fast jedes geringe Plätzchen, dessen Schönheiten und Annehmlichkeiten in ungestörtem Genusse kaum geahnet wurden, er-

schien mir jetzt in der heimathlichen Gegend wie ein Stück vom Paradiese. Auch Hildesheim selbst konnte ich nicht unbesucht lassen, alle meine wichtigen Stellen auf dem Walle besuchte ich, alle Häuser, die früher oder jetzt für mich liebe Menschen beherbergten, staunte ich an, besuchte aber aus Vorsicht, die mir mehr ein geheimes Gefühl als reifliches Nachdenken vorschrieb, nur solche Menschen, auf deren Verschwiegenheit und Redlichkeit ich mich sicher verlassen zu können glaubte. So besuchte ich z. B. nicht Einen von meinen Freunden und Bekannten, der mich früher mit munterem Reden und Plaudern ergötzt hatte, auch nicht Einen von denen sah ich, die so gern bereitwillig das etwa Begangene Anderer, während sie es zuzudecken scheinen, erst recht aufdecken, und so gern das Gute verschweigen oder gewandt bezweifeln; nur da trat ich ein, wo die stille Aufrichtigkeit wohnte, nur mit dem sprach ich, dessen Worte aus dem Herzen kamen. Auch Augusten, so sehr mich auch die Freundschaft zu ihr hinzog, wollte ich doch nicht eher besuchen, bis ich über meine fernere Sicherheit nähere Auskunft und mehr Gewißheit erlangt haben würde.

Es währte nicht lange, so waren alle die süßen Träume, welche das Erscheinen des Herzogs und die erfreulichen Wirkungen desselben heraufbeschworen hatte, wieder ausgeträumt. Eines Morgens war meine Mutter in Geschäften nach der Stadt gegangen und hatte daselbst viele traurige Nachrichten eingezogen. Ganz niedergeschlagen trat sie gegen Mittag in die Stube und sagte, der Herzog von Braunschweig wäre wieder abgezogen, und wahrscheinlich würde er nicht wiederkommen; auch habe sie für gewiß gehört, daß einige westphälische

Beamten und auch schon einige Gensdarmen zurückgekehrt seyen. Obgleich diese Nachricht mir nicht ganz unerwartet kam, so bog sie mich doch tief darnieder, denn alle bunten und lieblichen Schattenbilder, welche mir dennoch die Hoffnung vorzauberte, waren mir auf einmal spurlos verschwunden, und ich sah nichts, als die wirkliche traurige Gegenwart. Gern möchte man den Besitz des Guten sich so lange vorzaubern, als noch irgend Zweifel gegen den Verlust erhoben werden können; so ließ auch ich noch nicht völlig die Hoffnung sinken, und ging vorsichtig nach Hildesheim, um noch nähere und sicherere Erkundigungen einzuziehen. Den nächsten den besten sicheren Freund hatte ich bald aufgefunden, und erhielt von ihm nicht nur Vermuthung, sondern die bestimmte traurige Gewißheit, daß diesen Morgen alle Gensdarmen von Göttingen wieder zurückgekehrt seyen. Da es bereits Abend geworden war, so wagte ich es, noch zu einigen Freunden zu gehn, um mit ihnen verschiedenes Nothwendige zu besprechen: ich gab z. B. Einem den Auftrag, für mich einen Dolch zu besorgen, und einen Anderen bat ich um die Besorgung eines Paares recht guter kleiner Pistolen. Beide Aufträge wurden noch denselben Abend durch günstiges Zusammentreffen der Umstände ausgeführt. Den Dolch einstweilen in die Tasche gesteckt und die beiden scharf geladenen Terzerole auf dieselbe Weise untergebracht, wanderte ich auf mir wohl bekannten Schleichwegen aus der Stadt, und trat gegen Mitternacht erst wieder in die Behausung meiner Mutter. Daß ich hier bei meiner Mutter mehr, als irgendwo anders zu befürchten hatte, das sah ich wohl ein; daher ging ich auch nur, nach genauer

Beobachtung der Umgegend, zu meiner Mutter, um ihr von mir und allen Verhältnissen Nachricht zu bringen, und mich dann wieder zu entfernen. Taschen und Flaschen etwa für einen Tag gehörig gefüllt, empfahl ich mich wieder, ohne meiner Mutter auch nur anzudeuten, wohin ich mich wenden wollte, und in der That wußte ich es selbst nicht. Jetzt hätte ich vor Wittenberg stehn mögen! ich würde jeden Versuch gewagt haben, um über die Elbe und von da in das sichere Preußische zu gelangen. Alle Wünsche an die Vergangenheit, hier wie überall, sind vergebens! so dachte ich, ging nach dem benachbarten Walde und schlug hier mein Nachtquartier auf. Was ich weiter für die Zukunft beginnen wollte oder sollte, daran dachte jetzt gewiß meine Seele noch nicht; auf die Sicherheit eines oder höchstens einiger Tage ging mein ganzes Tichten und Trachten, und damit waren für diesen traurigen Anfang wieder meine Wünsche abgeschlossen.

Ich hatte mich gut gebettet und in Folge dessen so süß geschlafen, daß ich erst dann wieder von meinem Moosbette aufstand, als schon alle Sänger des Waldes erwacht waren. An die Arbeit des heutigen Tages hatte ich nicht zu denken, er sollte nur hingebracht werden, womit? oder wo? gleichviel, also er sollte sich nur an die übrigen vergangenen anschließen. Ein Geschäft, was ich vornehmen konnte, fand ich doch auf, nämlich ich mußte doch meine Pistolen untersuchen. Zu diesem Ende ging ich weiter in den Wald, um allenfalls entfernter von Menschen zu seyn und nicht durch mein Knallen ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Zu meiner Freude und nicht geringen Beruhigung fand ich meine kleinen Gewehre

nicht nur ganz vortrefflich, sondern auch meine Festigkeit und Sicherheit im Treffen größer, als ich sie mir zugetraut hatte, denn ich glaubte nun bei einiger Ruhe in einer Entfernung von zwanzig Schritten das Herz nicht zu verfehlen. Ich hielt mich nun gegen jeden Angriff hinlänglich gewaffnet, wurde daher dreister, und ging auch nach solchen Orten, die ich sonst vielleicht nicht würde besucht haben. So festes Zutrauen ich auch zu meinen Waffen, zu meiner Geschicklichkeit und zu meinem Muthe gefaßt hatte, so wollte ich doch nie angriffsweise zu Werke gehn, sondern jede Gelegenheit sorgsam und möglichst zu vermeiden suchen, worin ich mich zum Mörder machen könnte. Dieser Entschluß war, und zwar gern gefaßt; eben so fest hatte ich mir dagegen vorgenommen, jeden Angriff auf alle mir mögliche Weise zurückzuweisen oder zu entkräften, und, sollte auch dieses nicht möglich seyn, mir selber den Dolch ins Herz zu stoßen. Jedenfalls wollte ich auf keine Weise wieder in die Gewalt der Gensdarmen fallen: denn mein Leben war jetzt doppelt, dreifach, vierfach verwirkt, und welche Behandlung hatte ich bis zu meinem Tode zu erwarten!

So vorbereitet und entschlossen schlenderte ich in dem Walde umher und erreichte in einem Thale einen kleinen Bach. Da ich nicht gleich wußte, nach welcher bekannten Gegend er hinplätscherte, so folgte ich seinem Laufe, und erblickte bald nicht weit von mir das Dorf Sorsum. Weder die Lust bewog mich, noch die Noth zwang mich, hier einzukehren; daher ging ich am Rande des Holzes weiter bis in die Nachbarschaft eines besuchten Weges, um doch dann und wann einen freien Menschen zu sehn. Nicht lange hatte ich hier, im Gebüsche

versteckt, gelegen, als ich etwas erblickte, weßwegen ich nicht hierher gekommen war, es zu sehn. Ein Gensdarm hatte, wahrscheinlich doch, einen Deserteur neben seinem Pferde am Stricke und näherte sich meinem Verstecke. Ich zitterte vor Wuth und Rache, denn Furcht war es dießmal keinesweges, und war schon aufgestanden, um dem Gensdarm entgegen zu treten und ihn anzugreifen; aber je näher er kam, desto ruhiger wurde ich, und erwog die Umstände und die Gewissensbisse, die ich mir beibringen würde, wenn ich ein Menschenleben so meuchlings beenden sollte. Das Leben des Gensdarm schwebte jedenfalls dennoch in großer Gefahr: meine Rache erwachte wieder, als er dicht bei mir war und so nahe, daß meine Kugel ihn nicht verfehlt haben würde; jedoch er zog ungestört vorbei, ohne mich gesehn zu haben, und für dießmal war er seinem Untergange entronnen. Wiewohl ich mich noch eine geraume Zeit auf derselben Stelle aufhielt, und späterhin selbst in die Nähe der Chaussee ging, so erblickte ich doch den ganzen Tag keinen Gensdarm mehr. Hätte ich zu meiner Beobachtung einen anderen Ort gewählt, wie ich leicht konnte, so würde ich mehr Gelegenheit gefunden haben, die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Gensdarmen anzustaunen. Gewiß in jedem Dorfe hielten sich einige Deserteurs oder doch widerspenstige Conscribirte auf, und daß diese in der allgemeinen Freude über ihre jetzige oder doch baldige Erlösung ihre Schlupfwinkel auf einige Zeit mit mehr oder minder Vorsicht verlassen hatten und daher bemerkt worden waren, läßt sich leicht denken. Konnte man sich auch bei weitem auf die meisten Menschen verlassen, daß sie nicht aus freiem An-

triebe oder durch einige Thaler Gewinn sich verleiten ließen, an solchen armen Menschen zu Verräthern zu werden, so durfte man doch diese Gesinnung nicht als durchaus allgemein erwarten, besonders war es mißlich, sich auf solche Menschen zu verlassen, die von französischer Seite zu Vorgesetzten ausgewählt waren. Da nun wohl wenige Dörfer seyn mochten, wo nicht Einer oder der Andere aus seinem Verstecke hervorgekrochen, somit gesehn und beobachtet, und bei der ersten besten Gelegenheit den Gensdarmen verrathen worden war; so ließ sich leicht annehmen, daß die Gensdarmen gleich bei ihrem Wiedererscheinen eine Masse solcher Angaben vorfanden oder doch bald erhielten, und daher alle Hände voll zu thun hatten. Auch erhielt ich am anderen Tage spät die betrübende Nachricht, daß bereits ein Deserteur aus Himmelsthür wieder verhaftet worden war. Da ich nun von den meisten, wenn nicht von allen Deserteurs der bekannteste in der Umgegend war, und mich an so vielen Orten gezeigt hatte, was war da gewisser, als daß die Gensdarmen auch von meinem Wiedererscheinen benachrichtigt worden waren, und daß sie Alles aufbieten würden, um einen so gefährlichen und grausamen Menschen, wie ich bei ihnen verschrieen war, wieder einzufangen. Grund genug, daß ich das Haus meiner Mutter möglichst vermeiden mußte, oder es doch nur mit der äußersten Vorsicht betreten durfte. Der Wald war also mein Aufenthalt, meine Wohnung, mein Bett, und mit den Bewohnern des Waldes theilte ich auch dieselbe Freiheit, denn mehr als vogelfrei war ich kaum, nur hatte ich nicht so viele Jäger.

Für die Dauer war diese Lebensart nicht, ich mußte

daher auf andere Mittel und Wege ſinnen, um mir einen bequemeren und eben ſo ſicheren Aufenthalt zu verſchaffen. Wiewohl ich mir vorgenommen hatte, Keinem, auch nicht meiner Mutter, meinen Aufenthalt zu entdecken, ſo wies ſich doch bald aus, daß ich allein nicht zum Ziele gelangen konnte; ich mußte daher meine Mutter wieder in alle meine Geheimniſſe ziehn. Wollte ich etwas Nöthiges von meiner Mutter holen, oder über einige Angelegenheiten mit ihr ſprechen, ſo waren dazu faſt immer zwei Wege nöthig, denn einmal mußte ich meinen Beſuch ankündigen, und zu einer anderen beſtimmten Zeit wurde das Nöthige abgethan. Lange hatte meine Mutter vergebens einen ſicheren Aufenthalt für mich geſucht; denn für einige Tage, wozu ſich Mehre erboten hatten, mich ſicher zu verbergen, daran konnte mir wenig gelegen ſeyn; auf unbeſtimmte Zeit hatte ſich endlich Einer bereit gefunden, aber auch nur ein Einziger, und zwar derſelbe Mann, bei dem ich als Gymnaſiaſt die beiden letzten Jahre gewohnt hatte. Dieſer arme Ehrenmann nahm mich freundlich in ſein Haus und in ſeine Familie auf; viel, ſehr viel Gutes hat er mir gethan, und nur mit ſehr Wenigem habe ich ihm in ſeiner Armuth meine Dankbarkeit beweiſen können. Die Menſchen, womit ich hier zu thun hatte, waren mir ganz ergeben, nicht nur auf die beiden Eltern, ſondern auch auf ihre beiden Kinder, Mädchen von acht und zehn Jahren, konnte ich mich ſicher verlaſſen. Meine Wohnung hatte ich hier in dem letzten Hauſe einer Sackſtraße, alſo gut und ſchlecht gewählt war ſie, wie man's nehmen will: gut war ſie, weil nur wenige Menſchen oder faſt gar keine nach dieſem Hauſe kamen; in einem

unglücklichen Falle aber schlecht, weil ich nur nach einer Seite hin entweichen konnte. Im äußersten Nothfalle hätte ich wohl nach dem ehemaligen Michaelis-Kloster flüchten können; aber hier hatte ich eine Mauer und zwei Planken zu übersteigen, wozu so viel Zeit nöthig war, daß ich diesen Ausweg aus meinem Plane streichen mußte. Zwei Auswege mußte ich haben, und dienten sie auch nur zu meiner Beruhigung. Das Haus, worin ich wohnte, war nur ein halbes Haus zu nennen: an der dicken Stadtmauer erbaut, ruhete die kleinere Hälfte seines Daches auf derselben so, daß man nach innerhalb des Hauses darauf gehen konnte. Hinter der Mauer war ein tiefer aber trockener Graben, woraus jenseits sich der hohe Stadtwall erhob, dessen äußerer sehr steiler Abhang nach dem sehr tiefen Stadtgraben sich neigte. In dem verzweifelndsten Falle wollte ich nun an einer starken Leine mich in den trockenen Graben hinablassen, wozu ich alle nöthigen Maßregeln genommen hatte. Bald fand ich auch noch einen dritten Ausweg auf, wozu ich keine Leine, aber wohl feste und sichere Beine bedurfte. Die Stadtmauer nämlich wurde nach dem Kloster hin immer niedriger, weil der Stadtwall immer höher wurde, und beendigte endlich zwischen dem Kloster und dem hohen Rondeel des Walles sich so niedrig, daß man mit aller Bequemlichkeit hinabsteigen konnte. Ueber diese meine Entdeckung freute ich mich sehr, und kaum hatte ich sie erdacht, so legte ich auch schon Hand an, um von dem Hause, wenn auch nicht bequem, aber dennoch schnell auf die Mauer außerhalb des Hauses gelangen zu können. Einen großen Stein von der Mauer und zwei kleine hatte ich bald unter dem Dache wan-

delbar gemacht und mir dadurch einen Ausweg verschafft. Nun hielt ich mich für sicher genug.

Die ganze Zeit mit unnützen Plaudereien hinzubringen und sie zu verderben, das hielt ich nicht lange aus; daher nahm ich bald meine Zuflucht zu meinen Büchern, wovon ich an Ort und Stelle noch etwa hundert vorhanden fand. Lucrez sollte mir Unterhaltung und Belehrung verschaffen, ich nahm mir vor, ihn in Hexametern zu verdeutschen, wozu ich schon früher einen kleinen Anfang gemacht hatte. Dieß war vorerst meine einzige Beschäftigung, und sie war für mich genug. Wenn ich einige Tage in meiner stillen Klause hingebracht hatte, so trieb mich die Sehnsucht nach meiner Mutter; denn lange konnte ich, ohne sie, wenn auch nur flüchtig, gesehn zu haben, nicht leben, wiewohl ich schon das einundzwanzigste Jahr hinter mir hatte. Zu solchen Besuchen wurde natürlich nur die Nacht gewählt: in einer Nacht ging ich weg, sah meine Mutter, und in der anderen Nacht kam ich wieder, es sey denn, daß mich das gute Wetter verleitete, meinen Körper einmal wieder recht durchzuarbeiten und zu diesem Ende mehre Wälder zu durchstöbern. Um so wenig als möglich Verdacht zu erregen, ging ich langsam dem Thore zu und rauchte aus einer sehr langen Pfeife. Dieses Mittel zum Zwecke hätte mir einmal sehr gefährlich werden können. Es war zwischen 9 und 10 Uhr, als ich, mein Pfeifchen schmauchend und nichts Nachtheiliges befürchtend, in der Nähe des Thores ankam. Die Schildwach, worauf ich nicht geachtet hatte, war etwas mehr vorgetreten, riß mir die Pfeife aus dem Munde und brachte mich in die Wache, weil ich mir meine Pfeife

nicht wollte nehmen lassen. Auf die Frage, ob ich nicht wüßte, daß Keiner, die brennende Pfeife im Munde, vor der Schildwach vorbeigehen dürfe? entgegnete ich, daß ich das wohl wüßte und niemals dagegen gefehlt hätte, auch jetzt nicht gefehlt haben würde, wenn die Schildwach nicht auf einer Stelle gewesen wäre, wo ich sie nicht vermuthet, auch nicht hätte vermuthen können. Die Schildwach bestätigte meine Aussage, in Folge dessen ich für nicht schuldig erklärt wurde, meine Pfeife wieder erhielt und gehen konnte, wohin ich wollte.

Ich wagte Vieles, Alles glückte, und nach und nach wurde ich so dreist, daß ich in der Nachbarschaft von Hildesheim dann und wann bei hellem Tage lustwandeln ging. Einmal jedoch setzte mich diese übermüthige Dreistigkeit oder Ueppigkeit in große Verlegenheit. Ich ging auf einem viel besuchten Fuß- und Fahrwege spazieren. Plötzlich erblickte ich einen Gensdarm. Ich trat in eine zufällig offenstehende Gartenthür, ging einige Schritte in den Garten hinein, drehte mich wieder um und sah, große Dampfwolken aus meiner Pfeife blasend, nach der Straße hin. Der Gensdarm ging dicht vorbei, sah mich an, machte mir eine demüthig-freundliche Verbeugung, und ging seiner Wege. So günstig hier sich Alles für mich vereinte und so glücklich dieses Zusammentreffen für mich ausfiel, so hätte es doch leicht mich in das größte Unglück stürzen können, und ich nahm mir vor, in Zukunft dergleichen Keckheiten zu unterlassen.

Drei Wochen ungefähr mochte ich meine stille Kammer in der Sackstraße wieder bewohnt haben, als meine Mutter mich besuchte und mir einen eigenthümlichen Antrag machte. Es habe sich bei ihr ein Mann, wie sie

sagte, eingefunden, der ebenfalls sich vorgesetzt hätte, in dem Preußischen sein Glück zu suchen. Da der Mann aufrichtig zu seyn schiene, und überhaupt nichts Verdächtiges verlautbart hätte, so glaubte sie, daß er, da er dieselbe Absicht hätte, für mich ein guter Begleiter und Gesellschafter seyn würde; sie hätte daher nicht versäumen wollen, mich zu fragen, ob ich von dieser guten Gelegenheit Gebrauch machen wollte. Ich versprach meiner Mutter, daß ich gegen Mitternacht sie besuchen und den Mann ansehen würde. Ich that dieses, und, so wenig mir der Mann auch gefiel, so machte ich doch gleich mit ihm ab, daß wir übermorgen früh die Reise über Hamburg nach Berlin antreten wollten. Ich ging darauf wieder nach Hildesheim zurück, und meine Mutter besorgte das für mich Nöthige auf die Reise. In dieser ganzen Nacht hatte ich kein Auge zugethan, den folgenden Tag schlief ich desto mehr, und nicht allein für die vorhergehende, sondern auch für die folgende Nacht mit. Als es dunkel geworden war, nahm ich von meinen lieben freundlichen Wirthsleuten Abschied, ging langsam nach Himmelsthür und traf erst nach Mitternacht daselbst ein. Meine Mutter war noch mit meinem Reisegeräthe beschäftigt, wir sprachen noch vieles Liebe und Nöthige mit einander, und mein Reisegefährte wiegte sich in den Armen des Schlafes. Alles, was meine Mutter möglich machen konnte, hatte sie gethan, um mich für die Reise und für die nächste Zukunft auszustatten. „Hier nimm, mein lieber Johannes," sagte sie, indem sie mir einen Beutel voll Thaler überreichte, „was ich habe anschaffen können, außerdem habe ich in den Kragen Deiner Weste noch drei Pistolen eingenähet. Habe

Gott vor Augen, so wird er Dich nicht verlassen! Gott und seine Heiligen mögen Dich beschützen!" Tief ergriffen mich die wenigen Worte meiner Mutter, weinend umarmte ich sie und schluchzte meinen kindlichen Dank für ihre mütterliche Liebe.

Kaum war es im Osten etwas heller geworden, so weckte ich meinen Reisegefährten. Wir nahmen das schon bereit stehende Frühstück zu uns; für wenigstens zwei Tage hatte meine Mutter Lebensmittel eingepackt, so reisefertig umarmte ich noch einmal alle die lieben Meinigen, und von den innigsten Segenswünschen begleitet, trat ich die Reise nach Hamburg an. Von meinen Waffen wußte kein Mensch weiter etwas, als die, welche sie mir verschafft hatten; auch meinem neuen Reisegefährten sagte ich nicht, daß ich mit zwei guten Terzerolen bewaffnet war. Meinen Dolch hatte ich, sonderbar genug, den Abend vorher, in dreifaches geöltes Papier wohl eingepackt, unter einer Linde dicht bei einer kleinen Kapelle tief genug vergraben.

Merkwürdig schien es mir und so allen Anderen, mit welchen ich verkehrte, daß von Seiten der Gensdarmen nicht das Geringste geschah, weder mittelbar noch unmittelbar, um mich wieder in sicheren Gewahrsam zu bringen. Ich glaube, daß die beiden Executionen, deren ich weiter oben Erwähnung gethan habe, und noch einige andere von minderer Eindringlichkeit, diese Waffenmänner glauben gemacht hatten, daß ich bei meiner Mutter gewiß nicht verkehren oder ihr doch meinen Aufenthalt auf keine Weise wieder entdecken würde. Und besonders ich würde gegen meine eigenen Rathschläge mich nicht vergehn; denn sie glaubten Alle, daß ich der

Haupt=

Hauptanstifter ihrer Schmach gewesen sey, wiewohl einiges Nachdenken und sicherer noch ihre eigenen Papiere meine Unschuld ausweisen mußten. Denn als der Brigadier aus Hildesheim nicht fern von Neuenhof durchgepeitscht wurde, war ich in dem Militairgefängnisse in Braunschweig. Möge nun der Grund gewesen seyn, welcher er wolle, kurz es war der genauesten Nachforschung und der emsigsten Nachfrage nicht gelungen, zu erfahren, ob sich die Gensdarmen meinetwegen Mühe gegeben hatten oder nicht.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als wir bereits auf dem Marsche waren. Ueber welche Orte wir unseren Weg nehmen wollten, um am sichersten nach Hamburg zu gelangen, daran hatte Keiner von uns gedacht, nur „da liegt Hamburg hin und dahin müssen wir gehen," war unser Wegweiser! allenfalls wurde bevorwortet, daß wir Hannover und Celle nicht berühren wollten. Wir gingen daher bei Steuerwald über die Innerste, nahmen dann eine mehr östliche Richtung über die Dörfer Harsum und Algermissen, bis wie weit ich hier die Oertlichkeit genau kannte, und von da an waren uns am Tage die Sonne und bei Nacht die Sterne nothdürftige Wegweiser. So wenig mir mein Begleiter gleich beim ersten Anblicke gefiel, und so wenig ich in der That Lust hatte, mit einem solchen Menschen einen so gefährlichen Marsch zu machen, so gehorchte ich doch gern dem wohlgemeinten Rathe meiner Mutter und ging. Bereits in der ersten Hälfte des Tages waren wir, anstatt wir hätten uns immer enger an einander schließen sollen, schon sehr gespannt und sprachen nur wenig. Seine unangenehme Physiognomie hätte ich allen-

falls, so lange ich es für gut und nöthig hielt, ertragen: unter seiner niedrigen flachen Stirn hatte er ein Paar kleine Augen, die so gewaltig schielten, daß ich keinen Hinblick von seiner Seite mit Gewißheit ersehn konnte, seine Nase war klein und sehr spitz, der Mund dagegen groß und, besonders die Unterlippe stark aufgetrieben; aber seinen Eigensinn, seine Störrigkeit, seine Rechthaberei, seinen steten Spruch: das muß ich besser wissen, also das Bestreben, mich meistern zu wollen, konnte ich nicht lange erwiedern, ließ ihn daher sprechen, was er wollte, und ich schwieg. Hierzu kam nun noch seine Gleichgiltigkeit, Faulheit und Langsamkeit zu meiner Vorsicht, Eile und Schnelligkeit, so daß unser Zusammenbleiben für die Zukunft nicht lange Dauer versprach. Dabei wollte er immer essen, immer wieder einen auf die Lippe nehmen, immer wieder ausruhen und ein Stündchen schlafen, kurz immer das thun, was zurückhält, und niemals ernstlich das, was vorwärts bringt. Ich sah es bald ein, daß er mit mir die Eilmärsche nicht aushalten konnte und würde, daher mäßigte ich etwas meine Schritte; aber je weniger schnell ich ging, desto langsamer folgte er meinen Schritten. Das Uebelste bei der ganzen Sache war noch dieses: ich merkte, daß er überhaupt keine Eile nöthig hatte, ich hielt ihn für einen Vagabonden, der weiter nichts zu befürchten hatte, als daß er, wieder aufgegriffen, zuerst nach irgend einem Gefängnisse und dann vielleicht über die Gränze gebracht würde. Auch ließ er diese seine Gesinnung eben nicht zweideutig laut werden. Ich dachte schon darüber nach, was für mich wohl besser seyn möchte, ob ich allein oder in seiner Gesellschaft so schnell als möglich Hamburg zu errei-

chen suchen sollte; aber ich zog doch seine Gesellschaft vor, zumal er behauptete, daß er in der Gegend von Lüneburg, Harburg, Hamburg ꝛc. genau bekannt sey. Nur dieser Grund allein war es, weßwegen ich ihm nicht enteilte, und sein Grund, bei mir zu bleiben, war, wie ich späterhin erfuhr, so lange von meinem Vorrathe und aus meiner Tasche zu zehren, als möglich, oder als er es für gut finden würde. Am Nachmittage erreichten wir die Lerter Haide, eine weite, größesten Theils mit Haidekraut bewachsene, bis zur Aller ausgedehnte Ebene.

Ich beabsichtigte am ersten Tage in dieser Richtung nur die Aller zu erreichen, bis wohin wir auch nicht fern von Celle gegen Abend gelangten. Da der Abend nicht kühl war, und wir eine warme Nacht erwarteten, so gaben wir uns um ein Unterkommen unter Dach und Fach keine Mühe, sondern suchten in der Nachbarschaft ein Gebüsch auf und machten daselbst unser Nachtlager. Früh am Morgen kamen wir glücklich über die Aller, ob nun aber in oder bei Celle, das ist mir gänzlich entfallen, so viel erinnere ich mich nur, daß ich, wenn ich nicht durch Celle selbst kam, doch dicht vorbei ging. Wir gingen in unserer Richtung weiter und erreichten in der Lüneburger Haide bald einen recht einladenden Ort, um daselbst ungestört einige Stunden für die folgende Nacht im Voraus zu schlafen, denn ich hatte mir nichts weniger vorgenommen, als an diesem Tage und in der folgenden Nacht den Marsch bis Harburg zu vollenden. Als wir uns gesetzt hatten, zog mein Gefährte ein Besteck aus der Tasche, worin ein Messer und die übrigen zum Barbiren nöthigen Geräthschaften vorhanden waren. Die Zurichtung, so wie das ganze Verfahren überhaupt

dauerte sehr lange. Nachdem er sein Geschäft beendigt hatte, forderte er mich auf, ich sollte mich an eine Grube setzen, wo ich es bequem hätte und er auch, wenn er mich barbirte, denn es wäre nun ein Aufwaschen ꝛc. Er schien nichts Sichreres zu glauben, als daß ich von seinem Anerbieten sogleich Gebrauch machen würde; jedoch ich weigerte mich, seine Dienste anzunehmen, und trotz er auch sagte, ich sähe ja greulich aus, etwa wie Einer, der lange im Gefängnisse gesessen und eben daraus entsprungen wäre, so wollte ich doch seine Bereitwilligkeit durchaus nicht dulden. Er fühlte sich durch meine Weigerung beleidigt, und gerade, als wenn er mich für meine Widerspenstigkeit züchtigen wollte, kam er auf mich zu und wollte mich, wie es den Anschein hatte, der Länge nach zu Boden ziehn. Ich erhob mich hierauf und ihn mit, und warf ihn mit aller meiner Kraft, welche viel bedeutender war, als die seinige, so in die Grube zu Boden, daß er für einige Zeit ganz betäubt war. Ich setzte mich ruhig wieder, ohne mich im Geringsten weiter um ihn zu bekümmern, auf meinen Platz, wo ich mein Frühstück bereits hervorgesucht und einstweilen hingelegt hatte. Endlich stand der Ueberwundene auf, setzte sich neben mir und bat, ohne von dem Vorgange das Geringste zu erwähnen, um etwas Frühstück. War nun das Anerbieten meines Reisegefährten gut gemeint, oder hatte er dabei eine böse Absicht im Schilde, das konnte ich an Ort und Stelle nicht gleich bestimmen; jedenfalls war es wohl natürlich, daß mein Mißtrauen gegen ihn verstärkt oder vielmehr erst recht aufgeregt wurde, und daß ich mich sehr in Acht nahm und ihn überall genau beobachtete. Er

schwieg immer, und ich wollte nicht eher ein Wort sprechen, bis er mir zum Sprechen Veranlassung gegeben hätte, und mithin schwiegen wir Beide. Das Frühstück war verzehrt, und ohne ein Wort zu sprechen, packte ich meine Sachen zusammen, stand auf und ging. Ohne mich um ihn zu bekümmern, eilte ich mit schnellen Schritten weiter. Ich sah mich nicht um, merkte zwar an dem ziemlich lauten Keuchen, daß er mit Anstrengung mir nachzukommen suchte; jedoch ich mäßigte deßhalb meine Schritte nicht nur nicht, sondern ich spannte sie absichtlich noch etwas weiter und ließ ihn immer mehr zurück. Endlich rief er wie ein ganz Erschöpfter: „So bitte ich Sie doch um Gottes Willen, gehen Sie langsamer, ich komme sonst nicht mit, oder ich laufe mir die Seele aus dem Leibe!“ Jetzt wartete ich, that, als wenn ich ihn dicht hinter mir geglaubt hätte, und dann gingen wir Beide neben einander langsam weiter.

Der Tag war heiß, reichlich hatten wir gefrühstückt, unter andern auch einige Stücke ziemlich salziges Fleisch, wir litten daher bald brennenden Durst. Nirgends zeigte sich auf dem welligen Haideboden eine Quelle oder nur eine Pfütze, wo wir unseren Durst auch nur etwas weniger empfindlich machen konnten, bis wir endlich Beide ermüdeten und nur langsam weiter schreiten konnten. Endlich sahen wir in der Ferne eine Hütte, wohin wir, obgleich sie bedeutend von unserer Richtung ablag, sofort unseren Marsch richteten. Wir erreichten sie fast ganz ermattet, erhielten von den Bewohnern, die wie halbe Wilde aussahen, gutes Wasser, und erquickten uns nicht allein hieran, sondern die Leute verkauften uns auch für ein Billiges eine Quantität guten Käse. Ich

wollte, nachdem ich durch Speise und Trank erquickt und gestärkt war, meine frühere Richtung wieder aufsuchen und gleich weiter eilen; mein Reisegefährte bat mich aber, noch eine Zeitlang zu verweilen, denn Harburg würden wir heute noch zeitig genug erreichen. „Hoho!“ sagte ein Schäfer, „wenn Sie nicht fliegen können, so werden Sie heute gewiß Harburg noch nicht erreichen, Sie haben ja noch mehr als acht starke Meilen.“ Hierauf wurde mein Gefährte kleinlaut, der Schäfer gab uns eine nähere Richtung an, und wir setzten uns in derselben in Bewegung. Bald erreichten wir einen ziemlich bequemen Fußweg, worauf ich wieder schnellere und weitere Schritte zu wechseln anfing. Wir mochten vielleicht wieder zwei Meilen vorgerückt seyn, als die Sonne ihrem Untergange nahe war und wir in der Ferne eine Schäferwohnung erblickten. Ich wäre gern vorbeigegangen und hätte die kühle sicherere Nacht zum schnelleren Weiterkommen benutzt; aber ich konnte endlich den wiederholten dringenden Bitten meines Gefährten nicht länger widerstehn, willigte ein, und wir näherten uns der einsamen Wohnung, bestehend aus einem größeren, einer baufälligen Bauernscheune ähnlichen Hause und zwei kleineren. Wir traten in die Flügelthür des größeren Hauses und standen im Anfange eines großen Raumes, einer Scheune, in deren Hintergrunde eine kleine Flamme als Erleuchtung, und in einem kleinen Seitenraume ein größeres Feuer zu Küchenzwecken flackerte. Wir waren bereits dicht bei der Erleuchtung, als wir von den Bewohnern bemerkt wurden. Mehre waren hier gegenwärtig, groß und klein, alles Frauenzimmer und nur ein Mann; jedoch thaten Alle

so unerschrocken, als träten zwei längst bekannte Leute herein. Sie standen Alle in großem Qualm, denn das Haidekraut, was sie auf ihrem Heerde brannten, verursachte vielen Rauch, und für den Abzug desselben war nicht das kleinste Loch offen gelassen. Ich fragte, ob wir für Geld und gute Worte wohl etwas zum Abendessen und nachher ein Obdach zum Schlafen erhalten könnten? Jetzt erst trat der Schäfer an mich heran, beleuchtete mich mit einem in Fett getränkten Spahn, sah mich aufmerksam ins Gesicht und sagte: „Ja!" Wir erhielten Brod, Butter und Käse, ließen uns diese gute Kost trefflich schmecken, tranken klares Wasser dazu und legten uns in einer Scheune schlafen. Müde war ich sehr, und doch konnte ich nicht schlafen, denn ich fürchtete immer mehr und mehr die Heimtücke meines Reisegefährten. Als eben der Morgen graute, war ich schon wieder auf den Beinen, sah genauer, als es gestern Abend geschehen, meine jetzige Wohnung von außen und innen an, weckte meinen Kameraden und commandirte: „Vorwärts, marsch!" Ich ging, ohne weiter meinen Gefährten anzumahnen, der genommenen Richtung nach und würde allein meinen Marsch fortgesetzt haben, wenn er nicht bald und zwar schneller, als ich es ihm zugetraut hätte, mir nachgekommen wäre. Wir eilten jetzt schnell weiter und ruhten nicht eher aus, bis die Sonne ungefähr die Mittagshöhe erreicht hatte. Unser Frühstück hatten wir im Gehen zu uns genommen, jetzt wurde auf dem großen Tische Gottes das Mittagsbrod aufgestellt. Alle unsere Vorräthe in Tüchern und Flaschen zehrten wir auf, und für das Weitere gaben wir keiner Sorge Raum, denn diesen Nachmittag mußten wir doch Har-

burg erreichen, und da, dachte ich, ist für Geld mehr zu erhalten. Anstatt nach Harburg führte uns ein Seitenweg nach Moorburg, worüber ich Anfangs gegen meinen Gefährten ungehalten war, weil er der Gegend kundig zu seyn behauptet hätte, und sich jetzt ebenso unkundig wie ich selbst auswiese; aber als ich hörte, daß wir gleich morgen früh vom Wirthshause aus mit den Milchkähnen nach Hamburg überfahren könnten, war ich wieder beruhigt.

Wir ließen uns hier Essen und Trinken geben, und ich bezahlte gleich das Gebrachte. Ich gab dem Wirthe einen preußischen Thaler und er zahlte mir Hamburger Schillinge zurück. „Sie erlauben wohl," sagte er zu mir, „daß ich Sie frage, haben Sie nur preußisches Geld bei sich?" Ich bejate seine Frage. „Da gebe ich Ihnen meinen Rath," fuhr er fort, „gehen Sie nach Harburg, es ist ja nicht weit von hier, und wechseln Sie so viel Hamburgisch Geld ein, als Sie nöthig zu haben glauben; denn in Hamburg selbst würden Sie viel verlieren müssen." Ich that dieses, wurde aber hier sehr übervortheilt, und jeder Jude in Hamburg würde mich billiger aus der Noth gerettet haben. Ich wendete mich an einen christlichen Juden, und da ich ihm vielleicht einige Aengstlichkeit und Eile verrathen haben mochte, so benutzte er diesen Wink und gab mir für jeden preußischen Thaler eine Mark und vier Schillinge. Vier Thaler hatte ich hier gegen eine geringe Einnahme verausgabt. Am anderen Tage brachte ich in Hamburg, da die Marks aus Harburg nicht reichen wollten, doch den preußischen Thaler für eine Mark und acht Schillinge unter. Meine Thaler waren verschleudert, das glaubte ich gleich und

ärgerte mich darüber, noch größer wurde mein Aerger, als man mir in Moorburg sagte, daß ich ansehnlich betrogen worden sey.

Ueber den Anblick Hamburgs freute ich mich sehr: die weit ausgedehnte Häusermasse, die hohen majestätischen Thürme fesselten meinen Blick so, daß ich ganz die Gefahr, hier leicht verrathen und aufgegriffen zu werden, vergaß. Der magische Nebel, welcher der breiten Elbe entstieg und wie ein leichter Schleier sich vor dem jenseitigen Ufer ausbreitete, erhöhte den ganzen Anblick noch mehr, anstatt ihn zu verhüllen, oder stimmte doch mein Gemüth noch feierlicher. Ich hätte gleich hinüberschiffen mögen, wenn Gelegenheit da gewesen wäre. So lange ich noch sehen konnte, entfernte ich mich von dem Deiche nicht, und ich würde vielleicht bis in die finstere Nacht hinein darauf verweilt haben, wenn mein Gefährte mich nicht aufmerksam gemacht hätte, daß ich von einigen Douaniers beobachtet würde.

Ich trat mit meinem Gefährten in die dicht mit Menschen angefüllte Gaststube. An Schlafen war hier nicht zu denken, und Keiner schien überhaupt des Schlafens wegen sich hier eingefunden zu haben, desto mehr wurde dem Glase zugesprochen, und desto eifriger und lauter geredet und geschrieen. Kaum deckte der junge Morgen die Gegenstände um mich her etwas auf und zeigte mir Menschengestalten auf und unter den Tischen, auf Stühlen, Bänken und auf dem Boden in die Kreuz und Quere hingestreut, so trat ich auch schon aus der Hausthür auf den dicht dabei aufgeführten Deich. Nach und nach versammelten sich hier Männer und Weiber, alle mit großen Milchfässern belastet, bis endlich der

ganze breite Weg auf dem Deiche mit Menschen und Milchkannen bedeckt war, und hierzu gesellte sich bald noch Alles, was das Wirthshaus verbarg und jetzt von sich gab.

Eine große Menge größerer und kleinerer Kähne hatte bereits angelegt und immer ruderten noch mehre herbei. Bald erschienen auch einige Douaniers, welche, wiewohl ich sie Anfangs gefürchtet hatte, nur ein sehr wachtsames Auge auf Alles richteten, was von Hamburg herüber kam, und allem dem, was dahin abgehen sollte, kaum einige Aufmerksamkeit zu schenken schienen. Ein großer Kahn, wahrscheinlich von Hamburg her, näherte sich unserem Ufer. Zwei Douaniers traten in denselben hinein und untersuchten alle darin befindlichen Waaren genau, ein anderer stand am Ufer und blickte mit Falkenaugen auf Alle, welche aus dem Kahne ans Ufer traten; Manche, besonders Frauenzimmer, wurden hauptsächlich an solchen Stellen, wo sie etwas aufgedunsen erschienen, auch betastet, und erregten sie Verdacht, so wurden sie nach einem kleinen Hause gewiesen, wo sie wahrscheinlich näher untersucht wurden. Ein Mann mit einer hohen pyramidenförmigen Filzmütze auf dem Kopfe trat etwas steif und auffallend gravitätisch ans Ufer; der Douanier nahm ihn scharf aufs Korn, ging einige Schritte hinter ihm her, gab ihm eine derbe Ohrfeige, die Pyramidenmütze flog vom Kopfe und streute ihren Inhalt, ein paar Pfund Kaffeebohnen, auf dem Wege weit umher. Auch dieser wurde in das kleine Haus gewiesen. Endlich setzte sich die Milchflotte in Bewegung, wir stiegen in einen großen Kahn und lande-

ten, ich glaube, nach Verlauf einer Stunde glücklich in Hamburg.

Ich hatte meine Blicke überall umhergesendet, um ein Seeschiff zu erspähen; aber diese Mühe war vergebens, denn auf der ganzen weiten Elbe schwamm damals auch nicht eines. Ich war also in Hamburg gewesen und hatte kein Seeschiff gesehn, und bis diesen Augenblick, wo ich Vorstehendes schreibe, haben meine Augen noch kein Seeschiff erblickt, so oft ich auch nachmals in Gedanken fast alle einzelnen Theile des weiten Meeres durchsegelt habe. Wir traten, ohne im Geringsten gestört oder aufgehalten worden zu seyn, in das ersehnte Hamburg. Was wir daselbst beginnen wollten, das hatten wir noch nicht ausgemacht; meine Absicht wenigstens war, da ich mich hier keinesweges für sicher hielt, und ohne Legitimation auf keine Nacht Unterkommen zu finden glaubte, durch die Stadt hindurch zu wandeln und sie dann wieder zu verlassen. Wir gingen zuerst auf einem Walle umher und sahen hier dem Exercitium einiger Stadtsoldaten zu. Meinem Reisegefährten mochte das Soldatenleben in die Augen stechen, und es wandelte ihn die Lust an, sich unter die Stadtsoldaten anwerben zu lassen. Er machte mich mit seinem Entschlusse bekannt und suchte mich ebenfalls dafür zu stimmen; jedoch ich wies seine Rathschläge für meinen Theil von der Hand, suchte ihn aber eher zu- als abzureden, daß er, wenn er ja hier sein Glück machen zu können hoffte, immer hier bleiben und Soldat werden möchte. Verlassen wollte er mich nicht, gab er mir zur Antwort, denn er hätte meiner Mutter fest versprochen,

daß er, es möge kommen was da wolle, gewiß so lange bei mir bleiben wollte, bis ich ein sicheres Unterkommen gefunden haben würde. An das Soldatenwerden wurde nun nicht mehr gedacht, wir schlenderten einige krumme Straßen auf und ab, kehrten bald hier, bald dort ein, und setzten uns endlich bei einer Flasche Wein einige Zeit fest. Diese Zeit benutzte ich zugleich, um meiner bekümmerten Mutter einige Zeilen zu schreiben. Hierauf gingen wir nach dem Hamburger Berge, sahen da manch Schönes und Häßliches, manch Zierliches und Plumpes, manch Anständiges und Frivoles, und traten in eines anderen Herrn Land, in Altona hinein. So weit ich gesehn habe, sind die Straßen in Altona gerade oder doch gerader als in Hamburg, nur Menschen sah ich weniger darauf. Nachmals schien es mir, wenigstens in Hinsicht auf Menschenfülle, daß sich Hamburg zu Altona ziemlich so verhält, wie Berlin zu Potsdam. Die kaufmännischen Geschäfte lagen damals sehr oder fast ganz darnieder; dagegen war der Kleinhandel auf den Straßen desto reger, und zwar für mich, der ich Dergleichen noch nie gesehn und gehört hatte, auf eine höchst auffallende Weise lebhaft: Viertelstunden lang stand ich einigemale still und hörte dem bunten Schreien der Männer und Weiber zu. Spät am Nachmittage verließen wir Hamburg wieder, und traten den Weg nach Berlin an.

Als es endlich finster geworden war, erreichten wir einen kleinen Ort, in dessen Wirthshause es außerordentlich lebhaft und lustig herzugehn schien. Wir traten in die Gaststube, welche bereits gedrängt, Kopf an Kopf, vollgestopft war. Lange währte es, bis wir uns in die Masse etwas hineingearbeitet hatten, und endlich auch

glücklich den Schenktisch erreichten. Hier ließen wir uns ein gutes oder doch theures Abendbrod reichen, tranken fleißig dazu, und erwarben uns dadurch das Vorrecht, etwas näher in den Schenkraum und daher aus dem Gedränge und Gestoße herauszutreten. Von hier konnte ich die bunte Menschenmasse besser überblicken: hier freueten sich Einige über gut gerathene Geschäfte, dort jammerten Andere über ihr Mißgeschick, zu spät klug geworden zu seyn, hier zankte sich eine Gruppe über Recht und Unrecht, dort sang eine andere ein lustiges Kriegslied, im Vordergrunde schäferten muntere Bursche mit kernigen Bauerdirnen, und nebenbei am Tische lagen einige Angetrunkene sich in den Haaren, schrieen gewaltig und schlugen mit derben Fäusten den Tact dazu. Es war in dem Orte Kirmeß gewesen.

Endlich entfernte ich mich langsam aus der Stube. Wie mein Schatten folgte mir mein Begleiter. Er wollte mich überreden, daß ich hier nichts zu befürchten hätte und ohne alle Besorgniß übernachten könnte; ich ließ mich jedoch nicht bewegen, wieder umzukehren, sondern ich sagte ihm vielmehr noch einmal, wenn es ihm ja lieber wäre, an diesem Orte zu übernachten, als mit mir die Nacht über weiter zu gehn, so möge er es thun, und ich würde mich in mein Schicksal zu finden wissen. Ohne weiter etwas einzuwenden, folgte er mir. Diese ganze Nacht gingen wir, ohne auch nur einmal auszuruhen, mit schnellen Schritten weiter. Am Morgen fand sich bei uns der Hunger ein, ohne daß wir das geringste Gegenmittel bei uns hatten. Bei dieser Gelegenheit sagte ich meinem Begleiter, daß meine Barschaft bis auf diese paar Schillinge verausgabt sey, und ich

müßte ihn daher bitten, daß für einige Tage er aus seinen Mitteln Lebensbedürfnisse anschaffen möchte. Er sah mich mit stieren Augen an und sagte: „Ich habe auch nicht einen Pfennig bei mir!“ — „Dann müssen wir uns,“ erwiederte ich, „bis Berlin durchbetteln!“ Während dieses noch weiter ausgesponnenen Gespräches hatten wir einen kleinen Ort erreicht, gingen hindurch und am Ende desselben erblickten wir ein Bäckerhaus. Ich trat hinein und kaufte ein großes Brod, und da nebenbei auch noch ein Wirthshaus war, so ließ ich noch einmal die Flasche füllen, und dann gingen wir weiter.

Bald erreichten wir einen kleinen Wald, wir gingen hinein und lagerten uns. Nachdem unser dürftiges Frühstück, denn so dürftig war es auf dieser Reise noch nicht gewesen, verzehrt worden war, forderte die Natur auch noch anderweitig ihre Rechte, wir streckten und legten uns aller möglichen Bequemlichkeit gemäß und schliefen bald Beide fest ein. Beinah Mittag war es, als ich erwachte, auch mein Reisegefährte öffnete bald aus freien Stücken die Augen. Nachdem wir noch eine Zeit hier mehr denkend als sprechend verweilt hatten, sagte zu meiner nicht geringen Verwunderung mein Gefährte: „Ich weiß in der That nicht, was ich angeben soll? Soll ich wieder umkehren oder soll ich weitergehn? Was ich in Berlin machen soll, das weiß ich nicht; und soll ich für etwas Ungewisses mich noch dazu so weit durchbetteln, so wäre das unsinnig. Ich bin jedoch nicht abgeneigt, Sie noch weiterhin zu begleiten, auch bis nach Berlin, wenn Sie für besseres Essen sorgen wollen.“ — „Was ist das für eine Forderung,“ entgegnete ich, „verlangen Sie denn, daß ich die Leute zwingen soll, Ih-

nen umsonst gute Bissen vorzusetzen?" — „Verstellen Sie sich nur nicht," gab er wieder zur Antwort, „ich meine, Sie sollen das Essen bezahlen! Oder glauben Sie vielleicht, daß ich nicht weiß, welchen reichen Vorrath von Füchsen Ihre Mutter in Ihren Westenkragen eingenäht hat?" Ich erstaunte, ich erschrak, mein Blut fing an zu stürmen, zumal mir hier das Barbiren in der Lüneburger Haide lebhaft vor Augen trat. Jedoch ich beruhigte mich wieder und sagte meinem Begleiter mit ziemlich kaltem Gemüthe, daß es mir sehr auffällig seyn müßte, wie genau er im Scheinschlafe auf die Handlungen meiner Mutter geachtet hätte; um desto mehr könnte er sich jetzt darauf verlassen, daß ich für ihn nicht einen Schilling mehr verausgaben und überhaupt meinen vergrabenen oder vernähten Schatz nicht eher heben würde, als bis ich Berlin erblickt hätte. Wolle er nicht weiter mit mir gehn, so verdächte ich ihm das nicht, und ich wollte ihn auch keinesweges darum bitten, im Gegentheil müßte ich ihm unumwunden und freimüthig gestehn, daß er mir einen Gefallen thun würde, wenn er mich so bald als möglich, das hieße, hier auf der Stelle verlassen wollte. Dieß Geständniß schien ihn zu beleidigen und zu ärgern, er sprang auf und wollte sich entfernen; jedoch blieb er wieder stehn und that, als wenn er einen wichtigen Gedanken verfolgte. Er drehte sich um und sagte: „Geben Sie mir noch ein Stück Brod auf die Reise." Ich schnitt mir ein Stück ab, gab ihm all das Uebrige, er nahm's, drehte sich um und ging, ohne ein Wörtchen zum Abschiede zu sagen. Ich blieb noch eine Zeitlang auf demselben Platze sitzen, sah ihm nach, bis er mir hinter

Hügeln verschwand, und dankte meinem Schöpfer, daß er mich glücklich von einem so gefährlichen oder doch so verdächtigen Menschen befreit hatte.

Nunmehr setzte ich meine Reise allein fort, und zwar mit so schnellen Schritten, daß ich sicherlich nicht viel weniger als eine Meile in jeder Stunde zurücklegte. Wäre dieß auch nicht mein gewöhnlicher Schritt gewesen, so hätte ich aus dem Grunde, weil ich meinen Reisegefährten zu allem Schlechten fähig hielt, also auch Verrätherei von seiner Seite befürchten mußte, mich bemühen müssen, schneller allen Nachstellungen zu entgehen. Bis zum späten Abend eilte ich, mit etwa einer Viertelstunde Unterbrechung, in gleicher Schnelligkeit weiter. Es war bereits dunkel geworden, als ich ein Dorf erreichte. Ich wagte hier noch nicht, in den Krug einzukehren und da zu übernachten, sondern ich ging nach einem anderen Hause und bat um Nachtquartier, was mir aber verweigert wurde. Am Ende des Dorfes wagte ich noch einmal dieselbe Bitte, und erhielt dieselbe abschlägliche Antwort. Hätte ich im Verlauf des Tages mich nicht zu sehr angestrengt und wäre ich nicht in Folge dessen so sehr ermüdet worden, ich hätte mich entschließen können, die ganze Nacht über den Marsch fortzusetzen; so aber versagten mir dießmal meine Beine ihren Dienst, und ich war gezwungen, eine Lagerstätte aufzusuchen.

Es war empfindlich kühl, und ich blickte daher, so weit es ging, überall umher, um irgend ein Obdach für die Nacht auszuspähen, war auch so glücklich, eine kleine Hütte hinter einem Bauerhause, ähnlich einem Schweinestalle, zu entdecken Ich wagte es hinzugehn, um von

meiner

meiner Entdeckung Gebrauch zu machen; da ich die Hütte aber schon anderweitig besetzt fand, so kehrte ich traurig wieder um und legte mich hinter der ersten besten Hecke nieder. Der Tag war bereits angebrochen, als ich, fast starr vor Kälte, erwachte: die ganze Umgegend war vom Reif weiß und ich mit, nur die einzige Stelle, wo und wie ich gelegen hatte, war durch den Mangel an Reif genau markirt. Ich setzte mich schnell in Bewegung, was Anfangs kaum gelingen wollte, ging immer schneller, trabte endlich und so lange fort, bis ich das unangenehme Gefühl der Kälte verlaufen hatte und bis eine wohlthätige gesteigerte Transspiration eingetreten war. Zu meiner Freude erreichte ich bald ein Dorf. Ich ließ mir ein warmes Frühstück bereiten, wodurch ich vollends allen nachtheiligen Folgen der Erkältung vorzubeugen hoffte, und nachdem ich dieses schnell hineingetrunken und einigen anderen Vorrath beigesteckt hatte, setzte ich meinen Marsch im Schnellschritte weiter fort.

Etwa gegen vier Uhr Nachmittags hatte ich die Freude, den preußischen Adler zu erblicken, kurz nach fünf Uhr erreichte ich die preußische Grenzstadt Lenzen. Das Erste, was ich hier that, war, ich suchte mir einen Paß zu verschaffen. Ich ging zu diesem Ende nach dem Rathhause und fand die Leute, welche ich suchte, gegenwärtig. Sogleich konnte man mir freilich einen Paß nicht einhändigen, da ich auch nicht durch die geringste Legitimation oder sonst schriftliche Beweise mich als westphälischer Deserteur ausweisen konnte. Zu meinem Glücke war einer der Rathsherren in der Hildesheimischen Gegend bekannt, und der Zufall wollte es, daß er

daselbst einige Männer kannte, welche mir alle und einige selbst genau bekannt waren. Nachdem ich ihm noch einige andere Nachrichten und Aufschlüsse, wonach er fragte, gegeben hatte, fand er der Expedition eines Passes für mich nichts entgegen. So legte er mir unter anderen die Frage vor, wie in Hildesheim im Allgemeinen die Wohnungen der Geistlichen genannt würden? Ich antwortete ihm: „Curien." Nun fragte er weiter, was denn der Name bedeuten sollte? Diese Frage machte mich etwas empfindlich, und ich gab ihm zur Antwort: daß das Wort aus dem Lateinischen käme und Sorge, cura, oder sorgen, curo, bedeutete, und diesen Namen habe man, da doch die Geistlichen für uns die meiste Sorge trügen oder doch tragen sollten, deßhalb ihnen beigelegt, und von dem Einwohner sey die Benennung auf die Wohnung übergegangen. „Na, viele Geistlichen, besonders Eure katholischen (ich mußte nämlich meine Religion angeben), verdienten wohl einen Titel, der den Gegensatz von cura bedeutete." — „Mag seyn," sagte ich; „aber außer ihnen mag es auch noch manchen Curator oder Procurator geben, der seinen Titel de non curando ableiten könnte." Er fühlte sich, wie es schien, getroffen, denn vielleicht mochte er selbst solchen Titel führen, fragte weiter nicht und ließ mir meinen Paß einhändigen.

Als ich, für den Anfang wenigstens, wohlberathen von dem Rathhause wieder auf die Straße trat, hatte während dessen sich die Sonne schon tief gesenkt, und ich kam in die Versuchung, in dem ersten besten Gasthofe Quartier zu machen; da ich mich jedoch noch stark genug fühlte, und auch auf einem Dorfe ein wohlfeileres

Unterkommen zu finden hoffte, als in der Stadt, so ging ich noch weiter, und traf, als die Sonne bereits untergegangen war, in einem Dorfe ein gutes Wirthshaus an. Ich fühlte, daß die Einwirkungen der vorhergehenden Nacht noch einiges Unbehagen zurückgelassen hatten; ich klagte meinen Zustand den Wirthsleuten, und die Antwort des Wirthes war: „J, das wollen wir schon machen: da legen Sie sich bald zu Bette, ich lasse Ihnen eine Bowle Glühwein machen, die trinken Sie, so heiß Sie können, aus, schwitzen tüchtig, und morgen stehen Sie frisch und gesund und wie neu geboren wieder auf!“ Meinen Paß — den ich wohl schon hundertmal angesehen hatte, denn solch ein Schatz war bis dahin noch nicht in meinem Besitze gewesen, auch fühlte ich die Wohlthat seines Besitzes ganz, weil er mich wirklich frei machte, wie ich es den ganzen Sommer nicht gewesen war, — mußte ich abgeben und erhielt ihn am anderen Morgen visirt zurück. Die Arznei meines Wirthes hatte trefflich gewirkt, ich fühlte mich wieder ganz wohl und neu gestärkt; aber meine Barschaft mußte darunter leiden, und ich war gezwungen, meinen Westenkragen zur Herausgabe zu nöthigen. Endlich hatte ich es nun mit vieler Mühe und Beschwerde so weit gebracht, daß ich jeden Menschen dreist in die Augen sehen konnte, ja ich hatte nicht nur nichts zu befürchten, sondern man war auch verbunden, wie es mein Paß vorschrieb, mir in vorkommenden Fällen Hülfe und Beistand zu leisten. Aber was sollte ich in Berlin ergreifen? was daselbst anfangen, wenn meine geringe Barschaft zerronnen war? an wen sollte ich mich wenden, da ich in Berlin nicht einen Menschen kannte, und

nicht eine Zeile aufzuweisen hatte, die über meinen Wandel, über meine Brauchbarkeit u. s. w. einige Ausweisung und Empfehlung hätte bezeugen können?! Gestern war der langwierige Kummer endlich einmal wieder bekämpft, ich hatte einen Paß, was wollte ich mehr? heute fielen wieder Sorgen centnerschwer auf meine Seele: ich fühlte, daß ich glücklich war, und fühlte mich doch dabei so unglücklich. Meine gewöhnlichen Sprüche: Kommt Zeit, kommt Rath; der alte Gott lebt noch u. dgl. m. verfehlten zwar ihre Wirkung nicht ganz, konnten aber die Sorgen nicht beschwichtigen, und getrost zwar, aber doch das Herz von Kummer voll, ging ich weiter und weiter. In Gedanken vertieft, und wahrscheinlich doch so viel wie gar nichts denkend, erreichte ich Perleberg, Bötzow, und am dritten Tage Tegel, die einzigen Orte, welche mir von der Tour von Lenzen an in Erinnerung geblieben waren. In Tegel las ich: „Bis Berlin eine und eine halbe Meile!“ Diese Schrift an dem Meilensteine rüttelte meine träumenden Gedanken wach, und in gespannter Erwartung näherte ich mich Berlin, der zukünftigen Quelle meines Glückes. Auf den Rehbergen erblickte ich zuerst die langersehnte Stadt. Ich setzte mich auf dieser Höhe nieder, staunte Berlin an und weidete mich eine lange Zeit an seinem Anblicke, denn Eile hatte ich jetzt nicht, mein Ziel lag mir vor Augen, und was ich zunächst in Berlin beginnen sollte, das wußte ich noch nicht. Das Einzige, was mir als Zweck, aber noch im Hintergrunde in dem Umfange meiner Erwartung und meiner Wünsche lag, war, ich wollte mich in Berlin zu einem tüchtigen Thierarzt heranbilden. Zunächst gingen meine Gedanken zwar dahin, auf welche Weise ich mich

bei meinem nachmaligen Studium ernähren sollte; aber meine Barschaft war ja noch lange nicht erschöpft, was sollte ich mir da so frühzeitig den Kopf zerbrechen, Berlin soll ja so viele Menschen ernähren, dachte ich, und da wird es für einen mehr auch wohl Brod haben. Ich ließ mich daher in der Freude, welche mir die Ansicht Berlins verschaffte, nicht stören, vorzüglich die beiden Gensdarmen-Thürme gefielen mir außerordentlich, und endlich trat ich in die große Stadt hinein.

Als ich eben das Oranienburger Thor hinter mir hatte, blieb ich unwillkührlich stehn, gerade als wenn ich mich verirrt und nicht den rechten Ort erreicht hätte. Ich stutzte wahrscheinlich über den großartigen und mich tief ergreifenden Anblick der Friedrichsstraße! Meine Verwunderung und meine Stellung dabei mochte die wachthabenden Leute am Thore auf mich aufmerksam gemacht haben: denn die Schildwach trat an mich heran und fragte mich, wo ich herkäme? Ich antwortete: „Zunächst von Hamburg." — „Haben Sie einen Paß?" — „Ja freilich!" — „Dann gehen Sie dort in die Stube und zeigen Sie ihn!" Ich that dieß, mein Paß wurde für richtig erkannt, und, da ich nichts Steuerbares bei mir hatte, so konnte ich nunmehr gehn, wohin ich wolite. Ich wunderte mich über die große Aufmerksamkeit und Strenge, womit ich hier behandelt wurde, dachte aber für den Augenblick nicht daran, daß ich selbst die Leute auf mich aufmerksam gemacht hatte, denn bald überzeugte ich mich, daß man in Berlin eben so gut und so leicht ohne Paß eindringen kann, wie in Hamburg. Vom Thore aus verfolgte ich den geraden Weg und erreichte bald die Linden. Hier erst gingen mir die Augen

recht auf! die sehr breite Straße, der regelmäßige Wald mitten in der Stadt, nach Westen hin, mit geringer Unterbrechung, bis ins Unabsehbare verlängert, in Osten von kolossalen Feenschlössern begränzt, die prächtigen Häuser endlich und die vielen reich ausgeschmückten Menschen, Alles, Alles dieses fesselte mich so sehr, daß ich in der Fülle der Wunderwerke nicht wußte, was ich zuerst betrachten, zuerst anstaunen sollte. Als mein Geist etwas ruhiger geworden war, wendeten sich meine Gedanken allmählig auf mich selbst zurück: „Hier," sprach ich zu mir, „wirst du dein Glück schon finden! Berlin verläßt du niemals wieder!"

Bald fand sich bei mir ein Gelüstchen ein, ich wünschte nämlich zu versuchen, wie in den Berlin'schen Küchen das Mittagsbrod bereitet würde. In einem großen Gasthof wollte ich nicht einkehren, daher suchte ich eine Garküche auf; aber ich ging Straße auf, Straße ab, las bedächtig alle Schilder, doch nirgends las ich Garküche! Während des vielen und langen Suchens hatte sich die Neugier, Berlin'sche Kost zu versuchen, in dringenden Hunger verwandelt. Ich mußte mich jetzt an Menschen wenden und mich nach einer Garküche erkundigen, aber die Gefragten verstanden mich nicht und ließen mich ohne Bescheid stehen. Der Hunger quälte, ich mußte daher in einen Bäckerladen gehn, um ihn vorerst etwas zu besänftigen. Bei dieser Gelegenheit erst wurde ich belehrt, daß das Wort Garküche in Berlin nicht gebräuchlich sey, und daß dergleichen Anstalten Restaurationen, Tabagien, auch wohl Speiseanstalten genannt würden, in ein Haus, an dem ich ein solches Schild fände, müßte ich eintreten, und überall würde

ich eine große Auswahl von Speisen finden. Zuerst las ich: Tabagie. Ich ging ungläubig ins Haus, trat in die Gaststube und sagte: „Guten Tag!“ Ein junger Mann mit einer kurzen grünen Schürze maß mich vom Kopf bis zu den Füßen, trat näher und sagte: „Bon jour!“ ein ältlicher Mann kam ebenfalls auf mich zu, hinter ihm eine Frau, und Beide sagten freundlich nikkend: „Bon jour!“ Tabagie las ich, nur bon jour hörte ich, ich glaubte also, daß ich in ein Haus gekommen sey, wo man nur Französisch spräche, ich redete daher die Leute französisch an und fragte, ob ich hier was zu essen erhalten könnte? Die Gefragten sahen mich betroffen an, denn sie verstanden nicht ein Wort von dem, was ich gesagt hatte. Ich merkte dieses und verdeutschte meine Frage, worauf ich kurz und bündig zur Antwort erhielt: „Bei uns wird nicht gegessen!“ Ohne näher unterrichtet zu seyn ging ich weiter und las bald: Restauration. Ich trat ein und sagte: „Guten Tag!“ „Bon jour! bon jour!“ erhielt ich wiederum zur Antwort. Abermals wollte ich französisch meine Anrede halten, aber ich sagte deutsch: „Ich möchte essen, was haben Sie?“ Die Antwort war: „Bei uns wird nur gefrühstückt, wenn wir übrigens mit kalter Küche dienen können, so dürfen Sie nur befehlen!“ Ich commandirte also, ein halbes Pfund Hasenbraten, und ein allgemeines Gelächter war die Antwort. Da ich mein Gesicht keinesweges zum Lächeln verziehen mochte, so fragte mich der Wirth: „Sie sind wohl weit von hier zu Hause? Bei uns wird das Fleisch nur portionenweise verabreicht.“ — „Nun, so geben Sie mir eine Portion Hasenbraten.“ — „Sogleich zu Befehl!“ Ich fragte

den Wirth, ob er französisch spräche? und da er dieß verneinte, warum er denn statt guten Tag bon jour sagte? „Guten Tag" hält man hier für Bäuerisch, ein Jeder von feinem Ton sagt nur: „bon jour!" Das hatte ich also bereits gelernt. Noch mehr überraschte mich das französische Zählen bei dem Billardspiele, zumal die schlechte Aussprache der Zahlennamen, und dachte: es giebt doch überall Narren in der Welt, selbst in Berlin.

Gegen Abend sah ich in der Friedrichsstraße in einer erleuchteten Stube viele Menschen, manche gingen hinein, manche kamen heraus, Restauration las ich am Schilde, also ich faßte Muth und trat auch in die Stube. Wie jauchzte mein Herz auf, als ich nicht allein diese Stube, sondern noch zwei andere mit essenden Menschen angefüllt sah. Ich wollte nicht unanständig seyn, ging daher zu dem Wirthe und bat um Erlaubniß, mich auch setzen zu dürfen. „Nehmen Sie Platz, wo Sie wollen," wurde mir zur Antwort, und ich that das. Hier ist's gut seyn, dachte ich, hier sollst du es dir oft schmecken lassen! Das Essen hatte ich ganz vorzüglich gefunden und mich tapfer daran gehalten, nun war die Frage, ob man hier auch gut schlafen könnte? In dieser Absicht wendete ich mich an den Wirth; er gab mir jedoch zu meinem Leidwesen die Antwort, daß ich bei ihm kein Nachtquartier erhalten könnte, sondern in dieser Hinsicht müßte ich mich nach einem Gasthofe verfügen.

Zuerst bemühte ich mich nach dem **Hôtel de Rome** und brachte mein Anliegen an. Der Thürsteher sah mich eine Weile, wie es schien, aufmerksam und verwundernd an und sagte: „Bei uns kehren nur hohe Herrschaften

ein!“ Dazu konnte ich mich nicht rechnen; und da weiter keine Antwort und Auskunft erfolgte, so ging ich kopfschüttelnd meiner Wege, und hielt meine Anrede, vielleicht mit bittendem Tone, an den Thürwart eines anderen Gasthauses, über dessen Thür ich las: **Hôtel de Petersbourg.** Auch hier wurde ich auf dieselbe Weise betrachtet und mit den Worten zurückgewiesen: „Hier können Sie kein Nachtlager kriegen!“ — „Warum nicht?“ fragte ich. — „Weil hier nur hohe Herrschaften logiren,“ wurde mir zur Antwort. Auch von hier ging ich, ohne weiter beschieden worden zu seyn, fort und suchte in anderen Straßen ein Unterkommen. Mein Unstern führte mich auf den Gensdarmen-Markt, ich fragte einen Vorübergehenden, wo ich zunächst nach einem Gasthofe käme? Mir wurde zur Antwort: „Sie stehen dicht davor!“ Es war das **Hôtel de Brandebourg.** Der Thürhüter sprach, wie es mir schien, mit einem sehr vornehmen Herrn, und ich wartete daher bescheiden vor der Thür, bis das Gespräch würde beendigt seyn; aber da hätte ich vielleicht lange warten können! Ich trat daher näher, machte meinen Bückling, wünschte dabei freundlich guten Abend und frägte, ob ich hier endlich Nachtquartier erhalten könnte? „Nein,“ sagte der Portier mit sehr vornehmer Miene. Ich fragte: „Warum nicht?“ erhielt jedoch keine Antwort; ich fragte noch einmal, und erhielt endlich den Bescheid: „Hier verkehren nur anständige Leute!“ — „Grober unbedachtsamer Mensch!“ raunte ich ihn an, „wie kann Er mir so eine impertinente Antwort geben! wie kann Er mich für unanständig halten, Ihn soll ja das Donner und Wetter —“ — „Was giebt's denn hier?“ donnerte aus

einer Thür eine Männerstimme. Ich trat dem Wirth des Hauses entgegen und klagte ihm die Behandlung seines Dieners. „Das war wirklich eine insolente Antwort von meinem Portier; dergleichen erlauben Sie sich nicht wieder!“ sagte er zu seinem Diener; „und Sie, mein Freund,“ so wurde mir der Bescheid, „sind auch recht grob gewesen, beruhigen Sie sich also und gehen Sie Ihrer Wege, bei mir erhalten Sie kein Quartier.“ Was sollte ich thun? auch dem Herrn mit Grobheiten kommen? Das wollte ich nicht, weil ich auch den Herrn für einen Grobian hielt, und bei zwei groben Leuten fürchtete ich endlich auch eine grobe Behandlung; ich ging daher unwillig abermals weiter, und konnte es noch nicht begreifen und glauben, daß es überall in dem schönen Berlin so grobe Leute gäbe. Ich schob die ganze Schuld auf mein Mißgeschick, was mich nur zu Grobians geführt hätte, ging daher weiter und suchte bei höflicheren und gefälligeren Leuten ein Unterkommen. Die Glocke zeigte bereits elf Uhr an! Ich gerieth nach der Krausenstraße, sah vor einem Hause noch viele Leute stehen und fragte: „Wo kann ich zunächst Nachtquartier erhalten?“ — „Hier in diesem Hause (im braunen Roß), belieben Sie nur hereinzutreten.“ Ich trat in die Gaststube und fand hier bereits ein Dutzend Menschen auf Stroh hingestreckt. Der Wirth folgte mir, und ich fragte ihn, wo ich schlafen würde? Ob ich ein Bett erhalten könnte? „Damit kann ich heute nicht dienen,“ antwortete er, „ich muß Sie bitten, mit Stroh vorlieb zu nehmen.“ — „Wenn's nicht anders seyn kann, so muß ich mich schon mit dem Strohlager begnügen, nur bitte ich, lassen Sie mir hier mein Lager einrichten!“ — „Soll

gleich geschehn!“ erhielt ich zur Antwort; aber — der Wirth hatte sein Versprechen vergessen, und ich — legte mich auf eine Bank. Hier hatte ich Gelegenheit über Berlin und die Berliner nachzudenken, und brachte heraus, daß Berlin sehr hübsch sey, aber die Berliner hielt ich für dummstolz, ungefällig, grob und im Allgemeinen für Narren.

Bald wurde mein Urtheil jedoch milder gestimmt, als ich Gelegenheit nahm und erhielt, mit anderen Leuten, als Dienern zu sprechen; und wie konnte ich auch von solchen Menschen, Portiers und Bedienten nämlich, auf die Einwohner einer schönen Stadt schließen? ja ich fand es selbst ungerecht von mir, nach einigen groben Bedienten alle Bedienten einer großen Stadt zu beurtheilen. Mit den Berlinern war ich also wieder ausgesöhnt; aber dennoch konnte ich den Eindruck, welchen die dummstolze Haltung der Portiers auf mich gemacht hatte, nicht verwinden, ja er ist bis heut zu Tage noch nicht ganz wieder ausgeglättet. Daß ich durch mein linkisches Betragen die abstoßende Behandlung veranlaßt hatte, denn auch der Bediente fordert eine entsprechende Aeußerlichkeit, das hätte ich leicht errathen können; aber noch niemals hatte ich in einem städtischen Wirthshause übernachtet, wußte also nicht, wie ich in solchen Häusern auftreten mußte, und wie ich das dienende Personal zu behandeln hatte. Nach vieler Mühe und vielem Aerger hatte ich also ein schlechtes Nachtquartier gefunden, was ich auch, nachdem ich ein Frühstück zu mir genommen, verließ, um es so bald nicht wieder zu wählen.

Hatte ich auch oberflächlich daran gedacht, was ich heute vornehmen sollte, so kam ich doch zu keinem Ent-

schlusse; das Resultat meines Sinnens war allenfalls: du sollst vorerst Berlin noch genauer ansehn und kennen lernen. Ich hatte Berlin erst von einer Seite angesehn, und jetzt nahm ich mir vor, es von allen Seiten in Augenschein zu nehmen. Zuerst ging ich wieder nach der Friedrichsstraße. Von dieser ließ ich mich nach dem Halleschen Thore führen, und ging von hier auf den Tempelhofer Berg. Auch von dieser Stelle aus gefiel mir der Anblick sehr, doch ließ er einen minder angenehmen Eindruck zurück. Ich bewegte mich bei dem sonderbaren „dusteren Keller" vorbei nach der Hasenheide, und kam endlich nach den Rollbergen. Auch von dieser Seite faßte ich das Bild Berlins auf, ich fand es außerordentlich schön, und die ganze Umgegend hier nicht minder. Das Bild Berlins von der Jungfernheide aus gesehn und von den Rollbergen ist unverwischt in meiner Phantasie geblieben, und noch heut zu Tage habe ich um Berlin keine Gegend, keine Stelle aufgefunden, wo Nähe und Ferne einen angenehmeren Eindruck auf mich gemacht hätte, als auf den Rollbergen.

Sehr unangenehm störend wurde mir die auffallend schlechte Dorfstraße nach Berlin, und wie machte ich erst die Augen auf, als ich durch das Cottbuser Thor getreten war, das Köpnicker Feld überblickte, und im Hintergrunde die elenden Hütten sah! Vor zwei und dreißig Jahren machte hier Berlin auf mich einen schlechten Eindruck, auch kein Mensch konnte Gefallen daran finden, wer schon von Berlin Mehres gesehn hatte, mußte glauben, er habe sich hier verirrt; und jetzt — ist es noch so: nichts ist besser, nichts ist schöner! Ja, wenn ich das Jetzt mit dem Damals zusammenstelle, so hat

die Gegend viel von ihrem Reize verloren, die Hasenheide wenigstens und die Rollberge sind auf eine jämmerliche Weise zerstört. Die Kunst hat hier nichts gethan, warum? Mir unbegreiflich! Fürchtet sie sich vielleicht, aus bunten schlammigen Niederungen zu gesunden lichten Höhen ihren Blick zu erheben? Ich wünschte, daß nur der zehnte Theil von den großen Kosten, welche der Thiergarten verzehrt hat und noch verzehrt, der Hasenheide geschenkt worden wäre, wie dankbar würden viele Tausend Berliner zu dem großen Geber hinaufschaun! Ich will hiermit nicht die Einrichtung des Thiergartens geradehin getadelt haben, denn Reichthum, guter Wille, Fleiß und Ausdauer, Geschmack und Umsicht glänzen überall, bestechen auf allen Wegen und Stegen das Auge; aber man verarge mir das Geständniß nicht, sie bestechen nur, sie fesseln nicht, fast überall sieht man zu wenig und doch überall zu viel, kurz so viele Verbesserungen man dem Thiergarten aufgedrungen hat, so hat er doch nach meinem Sinne dadurch wenig gewonnen, die Natur ist zu sehr verdrängt, die Kunst übermäßig aufgehäuft, fast alle Poesie ist verscheucht und an ihren einsam-feierlichen Plätzen brillirt eine bunte Prosa!

Ich mochte durch Weitergehen den übelen Eindruck nicht noch vergrößern, ging daher wieder aus dem Thore zurück, und von hier an der Mauer entlang bis zum Schlesischen Thore. War damals auch die Gegend nichts weniger als schön zu nennen, hatte Jemand, der hier nur Berlin gesehen, so viel wie gar nichts gesehen, weil wirklich innerhalb und außerhalb nichts oder doch nur wenig zu sehen war; so muß ich doch gestehen, daß sie heut zu Tage noch verloren hat: hat auch die Köpnicker-

Straße, vorzüglich durch Fabrikanlagen ansehnlich gewonnen, so hat dagegen in der jüngsten Zeit der Weg nach Treptow Alles, und wie es scheint, unwiederbringlich verloren. Von hier ging ich nach dem Stralower Thore. Auch hier erblickte ich nichts dem Aehnliches, was ich bereits von Berlin gesehn hatte; vor dem Thore war die Aus- oder Ansicht schön, auch die Fläche und Niederung hat ihre Schönheit, innerhalb blieb sich der östliche Charakter gleich, man glaubte ein Dorf zu sehn und keine Stadt. Ist es jetzt anders? Weiterhin bis nach dem Frankfurter Thore konnte ich die Gegend genügend überblicken; ich blieb daher innerhalb der Mauer und übersah daselbst ein weites Feld mit einigen häuserähnlichen Hütten. Sieht man hier heute mehr? Ein eigenthümliches Schicksal lastet auf dem ganzen Osten Berlins: überall sonst verändert man, überall bessert man, hier bleibt Alles beim Alten, Nichts geht vorwärts! Aber, wer nicht vorwärts geht, der geht zürück! Lehrt das auch nicht der Osten Berlins? ja! im Ganzen hat er sehr verloren! Hier beschloß ich mein heutiges Tagewerk, ging dann durch die Stadt nach der Friedrichsstraße, um meinen nur wenig bedachten und daher unruhigen Magen wieder zufrieden zu stellen.

Da der Abend noch zum Genusse einlud, so ging ich aus dem Brandenburger Thore in den Thiergarten, und vertiefte mich endlich in demselben so sehr, daß ich, als es finster geworden war, mich vollständig verirrt hatte, denn ich wußte nicht, ob ich vorwärts oder rückwärts gehend Berlin wieder erreichen würde. Was war nun hier zu thun? Ich war bald entschlossen: in einer trockenen Gegend war ich, Laub und Moos fehlte nicht,

ich suchte daher so viel zusammen, als ich zu meinem Lager nöthig hatte, legte mich nieder und bedeckte mich mit Laub, schlief bald ein, und erwachte erst am hellen Morgen.

Nach einigen Hin- und Hergängen hatte ich den richtigen Weg bald wieder aufgefunden, ging in die Stadt, stärkte mich in der Friedrichsstraße zur Fortsetzung meines Rundganges, und begab mich dahin, wo ich gestern meinen Marsch beendigt hatte. Von da bis nach dem Landsberger Thore, weiter um die Mauer bis nach dem Oranienburger Thore sah ich wenig Neues und Erfreuliches, an dem Charakter der Ländlichkeit nichts Ausgezeichnetes. Diese ganze nördliche Seite Berlins hat sich seit 30 Jahren außerhalb der Thore auf mancherlei Weise verändert: zwei Chausseen sind angelegt, mehre Begräbnißplätze hierher verlegt worden, das Voigtland hat sich vervierfacht, vor dem Oranienburger Thore eine Stadt sich erhoben, und weiterhin bis eine halbe Meile und darüber vor der Stadt sind noch so viele zerstreut liegende Häuser aufgerichtet, daß es das Ansehen hat, als wolle Berlin nach der Jungfernheide heranwachsen und sich daselbst einen zweiten Thiergarten suchen. Vor 32 Jahren sah ich von allen Dem nichts, nur eine Windmühle sah ich da und einige kleine hüttenähnliche Häuser. In eins dieser kleinen Gebäude kehrte ich ein und fand daselbst ein unerwartet gutes Nachtquartier.

Am anderen Morgen nahm ich meinen Weg innerhalb der Stadtmauer bei der Charité vorbei nach der Spree. Welche merkwürdige Umänderung hat die neueste Zeit mit dieser Gegend vorgenommen: auf nassen mora-

stigen Wiesen, in tief verschlammten Morästen und Teichen hat sich eine herrliche Stadt erhoben! Wenn Jemand vor 30 Jahren etwa die Frage aufgestellt hätte, welche Gegend wohl früher städtisch angebaut werden möchte, das Köpnicker Feld, oder die Gegend zwischen der unteren Spree und der Charité und Thierarzneischule, wer hätte es sich einfallen lassen, die letztere schlammige Gegend als solche zu nennen? Und doch ist es so: hier ist Alles mit den prächtigsten Häusern bedeckt, hier hat der Mensch alles gethan, was nur Menschenhände leisten können, auf dem Köpnicker Felde so viel wie gar nichts! Ich ging nunmehr über die Spree und erreichte den Thiergarten. Die Anlagen auf der linken Seite der Charlottenburger Chaussee gefielen mir ganz vorzüglich, ich ging von einem Wege in den anderen und fast überall fand ich neue Schönheiten, nur die vielen Warnungstafeln mit ihren, häufig sehr albernen Aufschriften wollten mir nicht gefallen.

Die jetzige Bellevue-Straße führte mich nach dem Potsdamer Thore. Ich sah hinein und staunte die schöne und lange Leipziger Straße an. So prächtig diese sich in meine Augen zurückspiegelte, so widerlich war mir das Vorzimmer, das Achteck, zu dieser Putzstube Berlins: rechts und links stagnirten in weiten Bassins die flüssigen Abgänge aus Ställen und Kloaken, und verbreiteten die widerlichsten Düfte! Wie wohlgefällig ist dagegen der Leipziger Platz jetzt umgebildet: den widerlichen Raum bedeckt ein liebliches und freundliches dichtes Grün, und in ihm erheben sich mächtige Tempel der Flora und erfüllen die Lüfte mit Wohlgerüchen! Vor dem Thore standen sonst einige Hütten

und

und Häuser, wo sich jetzt eine Stadt mit ihren Pallästen ausbreitet und stolz lüstern hinüberschaut, als möchte sie, mit Schöneberg im Bunde, der Friedrichsstraße den Rang abgewinnen. Von hier gelangte ich wieder nach dem Anfange meines Rundganges, erreichte durch das Hallesche Thor die Friedrichsstraße, und nahm zu fernerer Arbeit Stärkung zu mir.

Nachdem ich gegessen, und der Wirth nach und nach weniger beschäftigt war, trat ich zu diesem heran und bat ihn in meiner zweifelvollen Lage um guten Rath, wohin ich mich wohl zu wenden hätte, um einstweilen oder für immer eine Stelle zu erhalten, wo ich durch Schreiben, Rechnen, Unterricht oder auf ähnliche Art mir Unterhalt oder doch einigen Verdienst verschaffen könnte. Da war ich nun an den Unrechten gekommen: er wußte mir nicht allein keinen Ausweis zu geben, sondern sah mich noch dazu mit eigenthümlichen mißtrauischen Blicken an, als er erfuhr, daß ich was verdienen wollte, denn wahrscheinlich hatte er mich für einen reichen Herrn gehalten. Er schien jedoch nachzusinnen, und sagte nach einer Weile: „Ich will mich mal erkundigen.“ Ich wartete einige Tage auf den Bescheid seiner Erkundigungen; fragte ich auch, ob er noch keine Nachrichten eingezogen hätte, so erhielt ich immer zur Antwort, er habe noch keine Gelegenheit nehmen können, darnach zu fragen. Mißmüthig und zürnend über diese Nachlässigkeit, verfiel ich auf einen anderen Weg: ich schrieb auf mehre Zettel, was ich gelernt hätte und leisten konnte, bat um Beschäftigung, und forderte die etwa Rücksichtnehmenden auf, sich in der Friedrichsstraße da und da näher zu erkundigen. Diese Zettel klebte ich

mit Oblaten an Bäume und Straßen, und wartete nun mit Zuversicht auf erwünschten Zuspruch; aber — Keiner kam. Diese Hoffnung war entschwunden, und ich sann und sann auf andere Mittel und Wege, aber nichts schien mir gelingen zu wollen. Ich wurde mißmuthig und durchaus unentschlüssig etwas zu beginnen, und zu dieser übelen Stimmung gesellte sich noch ein sehr trüber Blick in die Zukunft, denn als ich zu Mittage gegessen hatte, mußte ich meinen letzten Friedrichsd'or zu Hülfe nehmen. Sollte ich schon jetzt wieder die Hülfe meiner armen Mutter anflehen? das schien ich Anfangs nicht über's Herz bringen zu können; aber Noth und Sorgen wurden immer größer und dringender, ich sah keinen anderen Ausweg, als meine liebe Mutter um Errettung zu bitten. Das that ich, und fügte, nach genommener Rücksprache, die Adresse des Speisewirthes in der Friedrichsstraße bei. Hierdurch heiterte sich die nächste Zukunft wieder etwas auf; aber da meine Mutter nicht die Mittel hatte, mich bei meinem beabsichtigten Studium zu unterhalten, so mußte ich mich doch bemühen, um eine andere Nahrungsquelle aufzusuchen.

Da meine Zettel gar nichts gefruchtet hatten, so beschloß ich, entweder unterweges Menschen anzureden und sie um Hülfe und Rath zu bitten, oder auch auf gutes Glück in große Häuser zu gehn und daselbst mein Heil zu versuchen. Zuerst wollte ich mich an den Probst der katholischen Kirche wenden. Mehrmals ging ich zu ihm, traf aber den Herrn nie zu Hause. Ich versuchte nun eine schriftliche Bitte, setzte dem Probst meine ganze Lage auseinander, bat um Hülfe, vorzüglich aber um guten Rath. Den Tag darauf ging ich mit klopfendem

Herzen nach der Wohnung des Priesters, um mündliche Antwort zu erbitten. Wie erstaunte ich, als der geistliche Herr mit grimmigem Blicke an mich herantrat, und eine zornige Predigt über Bettelei, rüstigen Körper, Trägheit, Bummelei u. dgl. hielt. Ich erwiederte höflich, daß ich den hochwürdigen Herrn um Rath gebeten habe, ich würde gern arbeiten, wenn ich nur Arbeit hätte! „Ich kann Ihnen keine Arbeit geben, noch verschaffen! Was wenden Sie sich gerade an mich? da müssen Sie zu anderen Leuten gehn!" donnerte er mir entgegen und reichte mir ein Zweigroschenstück! Ich gab ihm das Stück zurück und sagte: „Rath erbat ich von Ew. Hochwürden, kein Geld! Das da behalten Sie für Ihre Bettler!" Hier war ich also abgefunden, und so abgeschreckt, daß ich es vorerst nicht wagen konnte, einen anderen Menschen um Rath anzusprechen; denn, dachte ich, wenn die frommen Leute dich schon so lieblos zurückstoßen, was wirst du erst von anderen zu erwarten haben!

Schwermüthig wankte ich auf den Straßen umher und bat den lieben Gott, er möchte mir doch einen Menschenfreund und Erretter entgegenführen! In dieser trüben Stimmung war ich in dem Thiergarten bis über die Zelte hinaus gekommen und legte mich auf dem Ufer der Spree nieder. Wenn du doch ein Schiffer wärest! dachte ich jedesmal, wenn ein Kahn vor mir vorbeischwamm. Als ich hier so lag, hörte ich zu meinem freudigen Erstaunen meinen Namen nennen. Ich sprang auf, und sah in Gesellschaft seiner Herren und Damen einen mir wohlbekannten jungen reichen Mann aus Hildesheim. „Wie kommst Du hierher? Was treibst

Du hier?“ fragte er neugierig. Ich entwickelte die Geschichte meiner übelen Lage; die Berliner Herren und Damen rümpften die Nase, drehten sich um und gingen, und mit „Lebe wohl!“ folgte mein Landsmann seiner fremden Gesellschaft. Das war wieder nichts! sprach ich, warf mich wieder in's Gras und dachte — an gar nichts! ja ich dachte an Cato: **Donec eris felix, multos numerabis amicos; tempora si fuerint nubila, solus eris!** Als ich hier lange sinnend gelegen hatte und in doppeltem Sinne keinen Schritt weiter gekommen war, auch nicht wußte und nicht daran dachte, wohin ich mich jetzt wenden sollte, stand ich auf, besah die nächste Umgegend, gelangte auch in den Garten von Bellevue, sprang über die Planken, drang durch das Gebüsch weiter vor, kam an die Chausseehäuser und, da ich einmal auf dem Wege war, wandelte ich nach Charlottenburg und nahm auch dessen Merkwürdigkeiten in Augenschein. Erst spät am Abend ging ich von hier zurück, gelangte auf Irrwegen nach der Fasanerie und, da ich hier den richtigen Weg nicht mit einiger Sicherheit aufsuchen konnte, so beschloß ich, an Ort und Stelle mein Nachtquartier aufzuschlagen.

Lange drehte ich mich auf meinem sonst weichen und bequemen Lager schlaflos herum, bis ich endlich dennoch einschlief. Die Sonne hatte sich schon weit über den Horizont erhoben, als ich durch ein Geräusch aufgeweckt wurde. Ich schrak auf und erblickte eine große Zahl Soldaten um mich her, welche hier manövrirten. Alle riefen, als ich plötzlich unter ihnen stand und einen nach dem anderen anblickte: „Guten Morgen!“ In dieser Verlegenheit, so beschämt sie mich übrigens machte, tauchte

in mir der Wunsch auf: „Wenn die Soldaten dich arretiren wollten!“ Mein Wunsch blieb aber unerfüllt, sie entfernten sich und setzten ihre Uebung fort. Ich sah in der ganzen Umgegend umher, erblickte viele mir bereits bekannte Punkte, und wußte die Richtung genau, welche ich einzuschlagen hatte, um wieder das hübsche kolossale Brandenburger Thor zu erreichen. Von hier schlug ich die Richtung nach der Friedrichsstraße ein, erhielt wohlschmeckende Speisen und Getränke, aber keine Nachricht. Zu meinem Leidwesen mußte ich meinen dritten Thaler bereits wechseln, nahm mir aber doch vor, diese Nacht nicht wieder unter freiem Himmel zuzubringen. In der neuen Königsstraße wurde ich auf meine Anfrage höflich und freundlich aufgenommen, und erhielt ein nettes, mit allen Bequemlichkeiten versehenes Stübchen. Nach dem Abendessen, welches ich auf mein Zimmer bringen ließ (also weil ich menschenscheu war), machte ich von dem weichen Bette Gebrauch, und wachte am späten Morgen erst wieder auf. Als ich gefrühstückt hatte, fragte ich nach meiner Zeche, und bezahlte — einen Thaler und zehn Groschen. Das war viel zu viel! das war Verschwendung! Diese zu feine und zu kostbare Lebensweise wollte ich wieder an meinem Körper abbüßen, ging daher nach dem Brandenburger Thore, kaufte von einer alten Frau ein Commisbrod und schlenderte, mit meinem Mundvorrath unter dem Arm, bis nach der Fasanerie. Als ich mein mageres Mittagsbrod verzehrt hatte, wurde in mir der Wunsch rege, die Festung Spandau zu sehn. Gleich gab ich mich auf die Beine und wollte den Marsch dahin antreten; zuvor aber, um nicht von unnöthiger Schlepperei belästigt zu

werden, verbarg ich mein Brod, das in ein sehr großes leinenes Taschentuch gewickelt war, unter der kleinen Brücke hinter der Fasanerie, denn ich hatte mir vorgenommen, am Abend hierher zurückzukehren und in der Nachbarschaft wiederum im Freien zu übernachten. Die Wälder, wiewohl mich hier die Nothwendigkeit nicht nach ihnen hindrängte, waren dennoch auch in dieser Gegend mein Lieblingsaufenthalt; ich ging also nach dem Anfange des Grunewaldes, und von hier in einem großen Bogen durch den Spandauer Forst bis dahin, wo ich von einer Höhe hinab die in der Niederung ausgebreitete Festung zu meiner Genüge überblicken konnte. Ich fühlte mich an diesem Orte eigenthümlich wohl, das neue Städtchen gefiel mir, die ganze Umgegend war so friedlich, kein Mensch veranlaßte mich, mit ihm zu sprechen und störte mich in meiner Erinnerung an Hildesheim. Süß war diese Erinnerung, aber sie machte mich bange. Ich sprang auf, eilte aus dem Walde und ging auf einem sehr sandigen Wege nach Charlottenburg zurück.

Wiewohl der Hunger anfing mir lästig zu werden, so wollte ich hier doch meine Buße durch Ankauf von Lebensmitteln nicht unterbrechen, sondern ging hungrig hindurch und hungrig nach der Fasanerie weiter. Ich stieg in den Graben hinab, ging unter die Brücke, aber mein Tuch mit dem angeschnittenen Brode war verschwunden! ich suchte unter der ganzen Brücke, denn ein Schadenfroh konnte meinen Vorrath versteckt haben, aber — mein Tuch war gestohlen! Nun war die Noth und die Verlegenheit groß! Sollte ich unter Dach und Fach Unterkommen suchen? Recht gern; aber meine ganze Barschaft konnte darauf gehn, und statt Buße zu thun,

beginge ich ja eine neue Sünde. Also ich wollte nicht einkehren, aber auch nicht hungern. Ich verfolgte nun den Weg nach der Potsdamer Chaussee, und ging in ein Gasthaus nicht fern von dem Thore. Mittel gegen den ungestümen Hunger fanden sich bald, auch Löschmittel gegen den Durst; aber wie steht es nun mit dem Nachtquartier? war die Frage. Ich wollte erst meine Abendmahlzeit bezahlen und dann bestimmen, was ferner zu thun sey; da nun meine Zehrungskosten mehr betrugen, als zwei Commisbrode gekostet haben würden, so wünschte ich den Leuten angenehme Ruh, und nahm das Nachtlager im Freien.

Meine traurige Lage nahm jetzt eine bedenkliche Wendung: ich war gezwungen, mich hauptsächlich mit der Gegenwart zu beschäftigen, und die Sorgen für die Zukunft wurden in den Hintergrund gedrängt. Noch einen Tag, oder noch zwei Tage — und mein Geld war verzehrt! Mit wehmüthigen Blicken sah ich auf meine Taschenuhr, sie war mir sehr lieb geworden, ich erhielt sie aus lieben Händen; aber was helfen da alle Klagen und Erinnerungen — sie mußte fort! Noch immer war ich unentschlossen, ob ich mich von einem so lieben Kleinode trennen sollte oder nicht? In diesem Zweifel ging ich vorerst noch einmal nach der Friedrichsstraße, fragte, ob schriftliche oder mündliche Nachrichten eingegangen seyen; ich erhielt auf beide Fragen verneinende Antworten, und nun war mein Entschluß gefaßt. Ich ging zu mehren Uhrmachern, weil mir Gebote tief unter Erwartung gethan wurden; da jedoch alle, als hätten sie sich unter einander verabredet, mir ziemlich genau dasselbe geben wollten, so gab ich endlich meine Uhr für zwei und einen

halben Thaler aus den Händen. Ich hatte jetzt noch mehr, als drei Thaler in meinem Vermögen, und die, glaubte ich, würden hinreichen, bis ich von meiner Mutter ein Mehres erhielte. Wenn nun auch die kleine Wirklichkeit und die große Hoffnung mich Niedergeschlagenen etwas aufrichteten, so war ich doch nicht im Stande, meine Thätigkeit und meine Bemühung in Bewegung zu setzen, hauptsächlich weil es mir immer unheimlicher in Berlin wurde und meine Sehnsucht nach Hause immer gewaltiger auf mich einwirkte. Jedoch um, nach meinem Sinne, nichts unversucht zu lassen, ging ich unter den Linden auf und ab, redete einige Männer, zu denen ich Vertrauen gefaßt hatte, an, klagte ihnen meine mißliche Lage und bat um guten Rath. Viermal wurde ich hart abgefertigt, weil die Gefragten immer glaubten, ich bettelte um einen Zehrpfennig; nur Einer ließ sich weiter mit mir ins Gespräch ein, und ich hatte schon frischen Muth gefaßt, als dieser mir sagte: „Da sind wir ja Leidensbrüder! Fünf Wochen gehe ich schon in Berlin umher und suche ein Unterkommen, aber alle meine Mühe ist vergebens! Wenn nun nicht bald Hülfe kommt, so werde ich meines elenden Lebens müde, und thun, was ich nicht lassen kann!“ Nein, dachte ich, so weit bist du doch noch nicht gekommen, und so weit soll es auch nicht kommen. Bei diesem Vergleiche fühlte ich mich wirklich erhoben und selbst stolz, und dachte mit Zuversicht: es soll schon werden!

Gegen Abend ging ich von dem Brandenburger Thore zu der Frau, von der ich mein Commisbrod gekauft hatte, nicht in der Absicht, wiederum ein Brod zu kaufen, sondern, da sie auch mehre Lebensmittel zu Kauf

auslegte, von diesen Einiges an Ort und Stelle zur Stärkung zu mir zu nehmen, und dadurch Zeit und Gelegenheit zu gewinnen, mit ihr über verschiedene Angelegenheiten zu sprechen. Die Unterhaltung wendete ich bei der redlichen Alten auf meine Angelegenheit, und sie wußte den Faden gewandt weiter zu spinnen. Wo ich einstweilen Verdienst erhalten könnte, darüber wußte sie mir keine Auskunft zu geben; sie gab mir jedoch den Rath, ich sollte mich mit Leuten, mögen sie seyn, welche sie wollen, in Bekanntschaft setzen, jeder Mensch sey mit anderen bekannt, diese wieder mit anderen und so weiter fort, bis die Reihe an den Minister käme und somit auch an den König. Das möge Alles wahr seyn, gab ich zur Antwort, aber schwer sey es auch, den Anfang zu machen. „Nichts ist leichter als das!" erwiederte sie: „da gehen Sie zu Leuten, welche Schlafburschen halten, und miethen Sie sich ein, den Meisten werden Sie willkommen seyn." Sie gab mir den Rath, ich sollte zuerst nach der Siebergasse gehn, ich würde da gute gefällige Leute finden. Ich ging hin und fand Alles so, wie die Alte gesagt hatte, und Alles über meine Erwartung billig und gut. Für Wohnung und Bett gab ich täglich zwei Münzgroschen, wenn ich einen Monat bliebe, sollte ich für diese Zeit nur einen Thaler geben. Schon am anderen Tage erzählte ich meinen Wirthsleuten etwas von meiner Geschichte und entdeckte ihnen auch die Absicht, weßwegen und auf welche Weise ich zu ihnen gekommen wäre. „Für Sie wird sich schon Beschäftigung finden," sagten die Leute zu verschiedenen Malen; Sie müssen nur Geduld haben!"

Meine Barschaft, so sparsam ich auch lebte, vermin-

derte sich von Tag zu Tag, und neigte sich bald zu ihrem Ende. Ich hatte noch einen Thaler und einige Groschen in der Tasche, als ich einmal wieder nach der Friedrichsstraße ging, daselbst aß und Nachrichten zu erhalten hoffte. Es war noch kein Brief angekommen! seit vierzehn Tagen noch kein Brief von Hildesheim! Mißmuthig oder fast in Verzweiflung ging ich nach dem Thiergarten, zürnte über mein Mißgeschick, fluchte, weinte, aber Alles blieb beim Alten, nichts versuchte ich weiter! Ich ging zu meinen Wirthsleuten, ich jammerte, die Leute bedauerten mich, sie trösteten mich und sagten, ich müßte geduldig warten und das Beste hoffen, und dabei blieb's. Eine sehr unruhige Nacht folgte auf diese Unterhaltung, und zugleich eine sehr verhängnißvolle Nacht, denn ich faßte den Entschluß fest: „Wenn du heute keinen Brief erhältst, so gehst du wieder nach Hause!!“ In Schulden wollte ich mich durchaus nicht setzen. Mit diesem Vorsatze stand ich spät am Morgen auf, entdeckte meinen Wirthsleuten meinen Entschluß, und trotz aller Einwendungen und Bedenklichkeiten von ihrer Seite beharrte ich bei meiner kühnen Dummheit. Sagte ich mir auch selbst: nach vielen überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren hast du endlich glücklich Berlin erreicht, wohin du wolltest, und jetzt willst du es leichtsinnig wieder verlassen und dich großen Gefahren von Neuem bloßstellen oder dich in Unglück und Verderben stürzen! Hiergegen kämpfte aber die gewaltige Sehnsucht nach Hause, und gegen sie verloren alle Einwendungen gänzlich ihre Kraft. Zum letzten Male wollte ich mein Heil in der Friedrichsstraße versuchen, oder ich wollte vielmehr dahin gehn, um mein Urtheil zu ver-

nehmen. Ich hörte den Ausspruch meines Schicksales, denselben, welchen ich fürchtete, oder vielmehr wünschte! es war noch kein Brief angekommen! Jetzt war unwiderruflich meine Abreise festgestellt; ohne Weiteres begab ich mich nach dem Paßbureau und bat um Rückschrift meines Passes. Die Polizei-Offizianten besprachen, wie es schien, ernstlich meine Angelegenheit, und in Folge dessen trat Einer an mich heran und sagte: „Aber bedenken Sie nicht, junger Mann, was Sie beginnen wollen, in welche Gefahr Sie sich setzen werden?" — „Was soll ich weiter nachdenken," antwortete ich, „mein Geld ist verzehrt, Hoffnung auf Arbeit und Verdienst habe ich nicht, Schulden machen will ich nicht und kann ich nicht, was bleibt mir da weiter übrig, als Berlin zu verlassen! Können Sie mir Beschäftigung und Verdienst verschaffen, ich werde immer dankbar seyn, und Ihnen beweisen, daß Sie sich für keinen Unwürdigen verwendet haben!" Der Herr entfernte sich, sprach noch eine lange Zeit angelegentlich mit seinen Collegen, und nach langem Hoffen und Harren erhielt ich, ohne die geringste Antwort auf meine Bitte, meinen Paß. Nun war völlig Alles verloren, der verhängnißvolle Würfel war geworfen, ich ging zu meinen Wirthsleuten, nahm freundlichen Abschied, begab mich noch einmal nach der Friedrichsstraße, machte mit dem Speisewirthe das Nöthige ab, im Fall über Kurz oder Lang dennoch ein Brief für mich ankommen sollte, empfahl mich, und ging, in heftigem Kampfe mit mir selbst, nach dem Potsdamer Thore.

Sechstes Kapitel.

Reise nach Hildesheim und zweijähriger Aufenthalt daselbst und in Umgegend.

Gewaltig muß der Kampf in mir getobt haben, denn wohl hundertmal blieb ich von hier bis Steglitz stehn, sah wieder nach Berlin zurück, weinte fast ununterbrochen, ging dennoch vorwärts, und so waren endlich die Thürme von Berlin verschwunden. Diese Ferne erleichterte mir mein Herz und beschleunigte meine Schritte. Gegen Abend hatte ich bereits das Dorf zunächst von Baumgartenbrück erreicht, und kehrte hier in das Wirthshaus ein. Als ich Berlin verließ, hatte ich nur noch sechszehn Groschen Courant in meiner Tasche und ein Brod, in ein Tuch eingewickelt, unter dem Arm; Grund genug, mein Abendbrod und mein Nachtlager nicht ohne Berathung zu bestellen.

Am frühen Morgen setzte ich, um 9 Groschen leichter, meine Reise fort. Ohne Unfall erreichte ich Brandenburg, Plauen, Genthin, und ließ mir an diesem Orte ein frugales Mittagsbrod reichen. Die Elbe konnte ich von Genthin aus bald erreichen, das hatte ich erfahren; mein Schicksal hatte aber anders über mich verfügt, ich verfehlte den Weg und kam nach Burg. Von hier aus traf ich den nächsten Weg nach der Elbe und schiffte über diesen Gränzstrom zwischen Freiheit und Sklaverei gerade beim Untergange der Sonne. So lange hat dich dein Glück sicher geleitet, es führte dich hin, wohin du wünschtest; jetzt läufst du blindlings deinem Unglücke entgegen! Wer weiß, ob für dich nicht bald die Sonne auf ewig untergeht!? Ich war nahe

daran, wieder umzukehren, und vielleicht würde ich es gethan haben, wenn ich nicht hätte betteln müssen! Jetzt verließ ich wieder den Strom, wonach ich mich noch vor wenigen Wochen so sehr gesehnt hatte; jetzt war ich wieder in dem Lande, wo ich bei jedem Schritte mein Verderben auf der Lauer wähnen mußte, Marter und Tod droheten auf allen Wegen, und als Gegen- und Schutzmittel kochte die Wuth und Rache, Verbrechen schnaubend, in meinem Busen. Hier war ich plötzlich wieder ein anderer Mensch geworden: in Berlin klopfte mein Herz laut, wenn ich nur einen Menschen anreden wollte, ich war der feigste, der schüchternste, der dummste Mensch; hier war ich bereit, vielleicht mit kaltem Blute, einen Menschen zu morden, die ganze Umgegend und ihre Verhältnisse auf mich hatte ich klar vor Augen und ging muthig und sicher allen drohenden Gefahren entgegen.

Ich erreichte bald ein Dorf, in dessen Nähe ich die Nacht zuzubringen beschloß, und wählte zu meinem Nachtquartier auf dem Kirchhofe den Raum zwischen zwei Gräbern. So ermüdet ich war, so konnte ich doch so bald nicht einschlafen, und als kaum der Schlaf meine Augen geschlossen hatte, erweckte mich auch schon wieder der laute Schlag der Mitternachtstunde. Wenn ich auch weit von aller Furcht entfernt war, so versetzten mich doch Ort und Zeit in eine überaus trübe Stimmung; hier ist ewiger Friede, dachte ich, vielleicht hast du auch bald ausgejammert und ausgeweint! Ich sprang auf, aber, war es nun Ermüdung oder war eine andere Ursache Schuld, ich fiel auf mein Lager zurück und blieb auf derselben Stelle noch über eine Stunde liegen. Dann erst stand ich langsam auf und ging, mehr über meinen

Eigensinn und Unsinn, als über sonst Etwas in der Welt zürnend, langsam weiter. Eben graute der Morgen, als ich vor Wollmirstädt vorbeiging. Zuerst wollte ich die Richtung nach Alt-Haldensleben einschlagen; da ich aber recht wohl einsah, daß ich durch meinen Besuch daselbst nichts gewinnen, wohl aber meinen Freund W. in große Verlegenheit setzen konnte, so wählte ich die Richtung nach Schöningen. Welchen Weg ich jedoch zunächst einschlagen mußte, das war mir unbekannt, ich hielt mich daher in der Hauptrichtung. Bald hatte ich das Glück, eine Frau anzutreffen, welche mir die Richtung nach Schöningen (Scheinig) genauer angab, die Entfernung aber nicht angeben konnte. Von hier an fragte ich fast keinen Menschen mehr nach Weg und Richtung, ich wählte wieder den alten Brocken, obgleich er dann und wann mir entschwand, zu meinem treuen Wegweiser. Ich war nur zwei kleine Meilen, wie die Leute sagten, von Schöningen entfernt, als ich es wagte, in einem kleinen Dorfe einzukehren, vorzüglich der Durst zwang mich dazu. Nachdem ich den Durst gestillt und etwas Warmes zu mir genommen hatte, setzte ich meine Reise fort und sah Schöningen etwa nach Verlauf von zwei Stunden. Hier war Gefahr zu befürchten, ich ließ daher das Städtchen auf der Linken liegen und ging rechts dem nicht weit entfernten sicheren Walde zu. Meine Beine sehnten sich nach Ruhe, meine Sehnsucht aber zog mich kräftiger nach Hildesheim, und ich ging daher unter dem sicheren Schutze der Bäume so weit in dem Walde fort, bis ich in der Ferne die bekannte Chaussee deutlich erblicken konnte. An diesem Orte erst gönnte ich meinen Beinen einige Ruhe. Mein unru-

higer Geist rüttelte sie aber bald wieder zur Thätigkeit auf.

Ein trocknes Stück Brod that wohl seine Dienste, mein Magen verlangte aber dringend noch einen Sporn, den meine leere Flasche ihm nicht reichen konnte. Ohne die große Anzahl meiner Schritte dadurch vermehren zu müssen, ging ich nach einem benachbarten Dorfe, um mir für den letzten Groschen das dringend Gewünschte zu kaufen. Ich forderte für einen Groschen Schnaps, trank den Vorrath in einigen Zügen aus, bezahlte und ging. „Hören Sie mal," rief mir der Wirth nach, „Ihr Groschen ist ja falsch!" Ich überzeugte mich von dem Gesagten, gestand aber oder mußte vielmehr gestehen, daß ich weiter keinen Pfennig in meinem Vermögen hätte. Um kein Gezänk zu veranlassen, sagte ich dem Wirthe, wer ich sey und wohin ich wollte. „Nun, so geleite Sie der liebe Gott!" sagte er, indem er sich nach seinem Schappe umdrehte und den Humpen von Neuem füllte, „Gott geleite Sie!" trank mit einem tüchtigen Zuge mir zu, und ich wies sein freundliches Anerbieten nicht zurück. Beim Weggehen sagte er mir noch: „Nehmen Sie sich aber ja in Acht! die Schinderknechte sind heute nach Hessen und noch nicht wieder zurück, nehmen Sie sich ja in Acht!" Mit äußerster Vorsicht näherte ich mich der Chaussee, ging schnell darüber weg und in möglichster Eile weiter nach dem Kloster Dorstadt zu.

Es war sechs Uhr Nachmittags, als ich in Dorstadt bei meinem Freunde ankam. Wiewohl er mich freundlich aufnahm, aber dießmal nicht in seinem Zimmer, so merkte ich doch wohl, daß ich ihm ein unangenehmer Gast sey, und wollte mich gleich wieder entfernen.

„Hast Du denn Lebensmittel bei Dir?“ Ich zeigte ihm den Rest von meinem Brode. Er entfernte sich, kam schnell mit einer ansehnlichen Wurst zurück, füllte meine Flasche und sagte: „Da hast Du! nun mach, daß Du fortkommst, Gott behüte Dich!“ So müde, ja so ermattet ich war, eilte ich dennoch, was meine Beine leisten konnten, und erreichte bald die befreundete Waldung. Auf die Ermüdung meiner Beine achtete ich gar nicht, denn die Füße waren noch frisch und gesund. Es war bereits finstere Nacht, als ich Salzgitter vorbei eilte, und der Morgen war noch nicht angebrochen, als ich die Nachbarschaft von Egenstädt, eine Meile von Hildesheim, erreichte. Hier endlich machte ich Halt! Vielleicht nicht eine Minute mochte ich gestanden und nachgedacht haben, wohin ich mich nun zunächst wenden sollte, als ich gänzlich ermattet und einer Ohnmacht nahe zu Boden sank. Leben und Tod schienen in mir um die Oberherrschaft zu kämpfen, mein Herz war fieberhaft in Thätigkeit, Sausen, Klingen, Klopfen betäubten meinen Kopf, in Fieberhitze und Angst quälte ich mich, wieder auf die Beine zu kommen, aber ich fiel besinnungslos zusammen.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als ich aus meiner Ohnmacht, oder aus dem Schlafe erwachte; denn ob Ohnmacht oder Schlaf mich in besinnungslosen Zustand gesetzt hatte, davon war mir nichts bewußt. Die Anstrengung an diesem Tage war in der That für Menschenkräfte zu groß, zumal da ich beim Antritte der Tagereise die Anstrengung des vorhergehenden Tages schon lebhaft und schmerzlich fühlte. Ich war an diesem Tage aus der Nachbarschaft der Elbe bis nach Hildesheim

heim gegangen, und hatte mithin an einem Tage reichlich sechszehn Meilen zu Fuße zurückgelegt. In zwei Tagen und neun Stunden hatte ich den Raum zwischen Berlin und Hildesheim durchschritten.

Zunächst hoffte ich in Egenstädt bei einem Bruder meiner Mutter, wenigstens doch auf einige Tage, ein sicheres Unterkommen zu finden; da hatte ich mich aber sehr betrogen: denn als ich in die Stube trat, schrie mir der, sonst freundliche Onkel bestürzt und zürnend entgegen: „Bengel, bist Du toll! willst Du mich unglücklich machen?“ Zum Glück war er allein in der Stube, und Keiner hatte mich sonst weiter gesehn. Er brachte mich schnell in eine Kammer, schaffte in der Eile so viel Speise und Trank herbei, als er für einen Tag hinreichend gefunden hatte, und schloß mich ein, als wenn ich nun mit allen Bedürfnissen und Nothwendigkeiten versehen worden sey. Hier hatte ich Gelegenheit und Muße genug, mein Schicksal zu beklagen und meine Ungeschicklichkeit, Unvorsichtigkeit und meine unsinnige Entfernung von Berlin zu beweinen. Es war schon etwas dunkel geworden, als mein Onkel zum ersten Male wieder in meine Kammer trat, und in mich drang, daß ich mich so schnell und vorsichtig als möglich entfernen sollte. Beim Abschiede erfuhr ich noch von meinem überaus ängstlichen Onkel, daß meine Mutter vor einigen Tagen für mich vier Pistolen nach Berlin abgesendet habe, und bereits benachrichtigt worden sey, daß ich wieder hier wäre.

Die erstere Nachricht erschütterte mich sehr. Hätte ich doch nur noch einen oder vielleicht zwei Tage in Berlin gewartet! so jammerte ich. Auf der Stelle hätte

ich wieder umkehren mögen; und stolz würde ich noch heute darauf seyn, wenn ich damals mehr Geistesstärke aufgeboten, mich bekämpft und mich nach Berlin zurückgezwungen hätte! Aber da half und da hilft kein Jammern und Wehklagen, die Sehnsucht nach der Mutter überwand alle Winke und Rathschläge der Vernunft, ich war, zu welcher Größe und Stärke ich körperlich auch herangereift seyn mochte, dennoch weiter nichts als ein Kind. Die Liebe zog mich nach Himmelsthür, und doch hielt mich die Scham zurück. Um dieses Hinderniß zu bekämpfen, oder vielleicht auch aus einem anderen Grunde, ging ich nicht auf dem nächsten Wege nach Himmelsthür, sondern ich folgte der Chaussee und ging mitten durch Hildesheim. Ich hatte über die vielen bekannten Straßen und Häuser eine herzliche und kindische Freude. Auf wohl bekannten und sicheren Wegen ging ich nun langsam nach der Wohnung meiner Mutter. Auf diesem Wege berührte ich die Kapelle, bei der ich meinen Dolch vergraben hatte, und zog ihn wohlbehalten aus seinem Grabe hervor. Es war bald Mitternacht, als auf ein leises Zeichen meine Mutter mir die Hausthür öffnete.

Die Freude war auf beiden Seiten groß, und dennoch weinte Mutter und Sohn. Vorwürfe erhielt ich von meiner Mutter nicht; aber noch mehr, als alle wörtlichen Vorwürfe gewirkt haben würden, verwundeten mich Gram und Sorgen auf dem Gesichte meiner Mutter, sie drohten, mir das Herz abzuschneiden. Nachdem ich den Grund meines so frühen Wiedererscheinens auseinander gesetzt hatte, wurde die Frage aufgestellt, was nun weiter zu thun sey? Die Antwort war bald gefunden:

bei Ruſt würde ich wohl wieder willige und gute Aufnahme finden! Ich bat meine Mutter, ſie möchte gleich am frühen Morgen nach der Stadt gehn und mich anmelden, und, wenn keine abſchlägliche Antwort erfolgte, den guten Leuten ſagen, daß ich gegen Mitternacht eintreffen würde. Nachdem ich alle meine Geſchwiſter in ihren Betten mit herzlicher Bruderliebe angeſehn und Alle berührt hatte, verließ ich, mit dem Nöthigen für einen Tag in der Taſche, ſchon wieder das mütterliche Haus. Mit erleichtertem Herzen und ſo froh, als wenn jede Hoffnung erreicht und nichts Uebeles mehr zu befürchten wäre, ging ich dem nächſten Walde zu. Alle bekannten und lieben Orte in der Nähe und Ferne beſuchte oder betrachtete ich mit innigem Wohlgefallen, auch unterließ ich nicht, vom Oſterberge hin den alten Brokken, der aus blauer Ferne über die niederen Höhen ſo ehrwürdig herüberblickte, freundlich zu begrüßen. Hatte ich nun ſo viel Angenehmes und Liebes beſucht und angeſchaut, ſo mochte ich auch etwas Uebeles und Gehäſſiges einmal wieder erblicken, wahrſcheinlich, um meine Freude über das Wiederſehn ſo vieler lieben Gegenſtände etwas herabzuſtimmen. Ich näherte mich aus dieſem Grunde, nachdem ich meine Waffen ſorgſam unterſucht und verſucht und tadellos gefunden hatte, in einem Walde der Chauſſee, lagerte mich in einem ſicheren Verſtecke, und legte mich auf die Lauer. Einige Stunden hatte ich hier gelegen und war ſchon im Begriff, weiter in den Wald mich zurückzuziehn, als ich endlich dennoch Gensdarmen, und zwar drei auf einmal, erblickte: zwei begleiteten einen mit Gefangenen gefüllten Wagen, der dritte führte zwei, wie es mir ſchien, geſchloſſene Deſer-

teurs. Ich ballte unwillkührlich die Faust, als wenn ich hätte dareinschlagen mögen, stand auf und ging weiter in den Wald, denn ich hatte an diesem einzigen Anblicke genug.

Als die Sonne untergegangen war, näherte ich mich Himmelsthür mehr und mehr, und gegen zehn Uhr holte ich von meiner Mutter die erwünschte Nachricht, daß ich in Hildesheim mit offenen Armen empfangen werden würde. Zufällig erblickte ich bei meiner Mutter einen Trocar, welchen ich als eine geringe Waffe auch noch beisteckte. Ich hielt mich nun gegen einen Angriff hinlänglich bewaffnet: meine beiden Terzerole waren sehr gut, mein Dolch äußerst scharf und spitz, der Trocar nicht zu verachten, mein Taschenmesser sehr groß und immer in gutem Stande, selbst mein Stock war mit einer starken Stahlspitze versehen. Elf Uhr kündigte die Thurmuhr an, als ich meine Mutter verließ. Nun eilte ich, um die Leute in Hildesheim nicht unnöthig warten zu lassen, auf sicheren Wegen meinem freiwilligen Gefängnisse zu, und mit dem Schlage zwölf Uhr schlüpfte ich in die Hausthür hinein. Aeußerst freundlich und liebevoll empfing mich Jung und Alt, als wenn sie mich seit Jahren nicht gesehn hätten. Da war ich nun wieder in meinem einsamen Stübchen, in meiner stillen Kammer, und konnte mit Muße und in ziemlicher Sicherheit meiner Erlösung entgegenharren. Am Ende der schönen Jahreszeit war ich nach vieler Mühe und Anstrengung und nach vielen überstandenen Gefahren gerade da, wo ich am Anfange derselben war. Hatte ich auch Vieles gesehn und Vieles erfahren, so hatte mich doch das Jahr 1809 fast um keinen Schritt weiter ge-

bracht. Im April rief mich das Loos unter die Fahnen des westphälischen Königs. Ich ging freiwillig, also weiter ohne allen Zwang, nach Braunschweig. Hier erhielt ich statt bei einem Bürger, wie ich geglaubt hatte, in dem gewöhnlichen Gefängnisse bei einem Diebe und Vatermörder Nachtquartier. Diese Behandlung kränkte mich tief, empörte mich und brachte bei mir den Entschluß zur Reife, nicht lange den Franzosen zu dienen. Von Braunschweig wurde ich nach Magdeburg transportirt und daselbst dem sechsten westphälischen Regimente einverleibt. Drei Wochen fungirte ich hier als Feldwebel, desertirte dann und ging nach Hildesheim. Hier konnte ich mich nicht lange in der Verborgenheit aufhalten; ich suchte jenseits der Weser bei Verwandten oder Bekannten ein sicheres Unterkommen. Jedoch meine Hoffnung schlug fehl und ich war genöthigt, nach Hildesheim zurück zu wandern. Nur wenige Tage hatte ich mich in der Stadt verborgen gehalten, als in Folge von Verrath meine Mutter gezwungen wurde, durch Angabe meines Aufenthaltes mich in die Gewalt der Gensdarmen zu liefern. Von hier sollte ich zu meiner Bestrafung zu meinem Regimente transportirt werden, was aber ein merkwürdiger Zufall verhinderte: denn während ich von Braunschweig von Gefängniß zu Gefängniß über Halberstadt nach Magdeburg gebracht wurde, war das sechste Regiment von Magdeburg über Helmstädt nach Braunschweig marschirt, und als ich von Magdeburg wieder nach Braunschweig zurückgeführt wurde, erhielt mein Regiment die Ordre, sich Kassel zu nähern. Vierzehn Tage wurde ich unter Furcht und Hoffnung in Braunschweig zurückgehalten, aber endlich doch dem Regimente

nachgebracht. Bei Lutter am Barenberge benutzte ich die Gelegenheit, allerdings mit Lebensgefahr, in Gesellschaft vier Anderer zu entspringen. Ich kam auf meiner Flucht durch den Harz, durch das Anhältische in der Nähe von Wittenberg glücklich an die Elbe. Das Erscheinen des Herzogs von Braunschweig=Oels in Leipzig bewog mich, wieder umzukehren, und ich marschirte in Gesellschaft seiner schwarzen Schaar bis in die Nähe von Braunschweig, trennte mich dann von dieser und wendete mich seitwärts nach Hildesheim. Nach wenigen Tagen fanden sich die entflohenen Gensdarmen wieder ein, und ich mußte daher, um ihren emsigen Nachstellungen zu entgehn, mich in Hildesheim verbergen. Nach kurzer Zeit fand sich eine günstige Gelegenheit, in Gesellschaft nach Berlin zu entfliehen. Mein Gesellschafter war sicher ein Bösewicht. Im Meklenburgischen trennte ich mich von ihm, ging allein und ruhiger weiter, und erreichte glücklich Berlin. Ich glaubte nun am Ziele aller meiner Wünsche zu seyn; aber mein weniges Geld war bald verthan, zu diesem Uebel gesellte sich der gänzliche Mangel an mündlichen und schriftlichen Empfehlungen, und um die Verlegenheit voll zu machen, war ich menschenscheu und mit dem Umgange fremder Menschen gänzlich unbekannt. Um hier in fremdem Lande nicht unterzugehn, ging ich wieder in meine Sklaverei, nach Hildesheim zurück.

Nun war ich wieder unter Schutz und Schirm meines braven Wirthes Ruft. Verrath und überhaupt Entdeckung fürchtete ich ganz und gar nicht; aber was half mir diese traurige Sicherheit? Ein Tag nach dem anderen ging mir von meiner Lebenszeit verloren, ohne

daß die Stütze meiner Hoffnung auch nur einen Schein von Festigkeit mehr erhielt. Napoleon mußte besiegt werden, mußte untergehen, oder doch wenigstens in die Gränzen Frankreichs zurückgedrängt werden, ehe ich meinen Hals aus dem Joche der Sklaverei in meinem engeren Vaterlande selbst zurückziehen durfte. Wie fern war damals noch der Unstern dem Horoscope des Weltbeherrschers, oder wer dachte auch nur damals an dessen wirkliche Annäherung, wenn nicht die lebhaften heißen Wünsche so vieler Tausende die Katastrophe des Kaisers als ein Traumgebilde vorspiegelten; und doch hatte ich mit wachenden Augen mir diesen Traum geschaffen, begierig las ich die Zeitungsartikel, ich lernte sie auswendig, welche nur den geringsten Nachtheil für Napoleon meldeten, und geduldig harrte ich der Zeit seines Unterganges entgegen.

Das erste Geschäft, was ich in meiner stillen abgelegenen Wohnung vornahm, war eine genaue Revision meiner Ausgänge, vorzüglich desjenigen, welcher auf der Mauer unter dem Dache durchführte. Zu noch mehrer Sicherheit hatte ich den Verschluß auf eine Weise wandelbar gemacht, daß ich die Oeffnung von außen und von innen schließen konnte; ferner hatte ich auf der Mauer dicht bei dem Hause des Nachts durch Wegräumung von Steinen und Mörtel eine so tiefe und lange Grube gemacht, daß ich, wenn ich mich der Länge nach hineinlegte, jedem Blicke vollkommen verborgen war. So lebte ich nun hier mehre Wochen in Sicherheit, war mit meinem Zustande zufrieden, vertrieb meine Zeit mit Lucrezischen Versen, und konnte also ohne Langeweile der Zukunft hoffnungsvoll entgegensehn. Ein Umstand hätte bald

unangenehme Folgen herbeiführen können. Mein Wirth überraschte mich einmal bei der Anlage und bei dem Ordnen meiner Waffen, als ich spät am Abend ausgehen und den folgenden Tag im Freien zubringen wollte. Er erstaunte über die Vielheit meiner Waffen, gerieth darüber in Furcht und Angst, und sagte nach kurzem Bedenken: „Ich wage, das wissen Sie, viel, und Sie haben die Absicht, mich unglücklich zu machen! Führt Verrath oder sonst Unglück einen Gensdarm hierher, so erschießen oder erstechen Sie ihn lieber, als daß Sie sich verstecken oder ihm entfliehen, und ich bin mit meiner Familie verloren. Ich bitte Sie daher so dringend als ernstlich, schaffen Sie mir die Waffen aus dem Hause, und wagen Sie es nicht, bewaffnet mein Haus wieder zu betreten! Kommen Sie zurück und bringen die geringsten Waffen mit, so schwöre ich Ihnen zu, daß mein erster Gang nachher seyn soll, selbst Gensdarmen zu holen und Sie denselben zu überliefern!“ Während dieses etwas langen Ausbruches von Ueberraschung und Zorn wurde mein Wirth nach und nach etwas besänftigter, und sagte dann, indem er meine Hand ergriff und freundschaftlich drückte: „Nehmen Sie mir diese Härte nicht übel, ich sehe in Ihren Pistolen und Dolchen nur Schrecken und Verderben, lassen Sie sie weg, geben Sie sie mir, ich will sie Ihnen verkaufen, und ohne Waffen sollen Sie mir immer lieb und angenehm seyn, wenn Sie auch mehre Jahre sich bei mir verborgen halten müßten!“ Ich erwiederte, daß ich diese Waffen nur zur Gegenwehr und keinesweges zum Angriffe mir verschafft hätte. Da ich hier zu Hause keinen Angriff zu befürchten hätte, oder im Unglücksfall einer Nachstel-

lung entwischen könnte, so wären mir auch hier die Waffen nicht von Nutzen; wenn ich dagegen einen Tag oder noch länger mich dann und wann draußen im Freien umhertriebe, so glaubte ich ohne Schutzmittel mich nicht gehörig gesichert; ich würde also, da er es einmal wünschte, einen Mittelweg einschlagen, meine Waffen irgendwo verbergen, im Freien sie anlegen und nach Hause sie dann nur wiederbringen, wenn er nichts dagegen einzuwenden hätte. Er war mit meiner Zusicherung zufrieden, und ich nahm Abschied und ging ins Freie.

So gern ich meinem Wirthe Wort gehalten hätte, und so unlieb es mir war, diesen braven lieben Mann täuschen und belügen zu müssen, so wollte ich mich doch nicht von meinen Waffen trennen: denn das Verbergen derselben schien mir eines Theils unsicher zu seyn, und dann konnte ich die Waffen an einem Orte nöthig haben, der zu weit von ihrem Verstecke entfernt seyn könnte. Ich schlug daher auch hier wieder einen Mittelweg ein, der es aber in der That beim Alten bewenden ließ. Als ich nämlich bei einer sehr dunklen Nacht nach Hause ging, rutschte ich zuerst auf der Mauer die bedeutende Strecke von 500 Fuß bis zu meinem Hause, legte alle Mordgewehre ab, verfügte mich mit Lebensgefahr wieder rückwärts nach dem Stadtwalle, und dann erst ging ich nach Hause. Dieser gefährliche Rückgang hätte leicht vermieden werden können, denn ich konnte ja unter dem Dache durch ein paar Sprünge und Schwenkungen auf den Boden und von hier leichter in meine Kammer gelangen. Diese schlecht angebrachte und unnöthige Vorsicht hatte ich, einige Augenblicke wenigstens, sehr zu be-

reuen. Ich war auf dem Walle auf einem Seitenwege, nicht fern von seinem Ausgange in eine Straße, als mir eine Patrouille entgegentrat, wo ich durchaus nicht ausweichen konnte. Sie hielt mich an und verlangte Auskunft über Wer? woher? wohin? Ich that sehr eilig und ängstlich, denn, gab ich vor, ich suchte einen kleinen Jungen, welcher schon über eine Stunde vermißt würde; beim Eingange auf diesem Wege sollte er gesehn worden seyn, ich wäre bereits bis nach dem Rondeel gelaufen, hätte ihn nicht gefunden, wollte jetzt noch auf einigen Straßen suchen; ich fragte ferner, ob sie in der Nachbarschaft des Thores vielleicht einen Jungen von vier Jahren gesehen hätten? Auf ihre Erwiederung: „Nein!“ sagte ich „gute Nacht!“ und eilte schnell davon. So hatte ich einmal wieder ganz unnöthiger Weise eine Stunde länger im Freien zugebracht, die mir auf doppelte Weise sehr nachtheilig werden konnte.

Ungefähr alle vierzehn Tage besuchte ich einmal die Mutter, selten dagegen besuchte sie mich. Den Winter hindurch war meine Lebensweise nicht allein sehr langweilig, sondern auch sonst noch sehr unangenehm: bei Tage nämlich saß ich in der Regel in meiner Kammer; war es nun sehr kalt, so konnte ich die Zeit nicht mit Schreiben hinbringen, sondern ich saß dicht in einem alten Mantel eingewickelt; wollte ich ja die Hände eine Zeitlang gebrauchen, so erwärmte ich sie, so oft es Noth that, an einem Kohlentopfe, bis ich doch bald wieder genöthigt war, sie einzuhüllen. Des Abends, wenn Thüren und Fenster verschlossen und dicht behangen waren, hielt ich mich bei meinen Wirthsleuten in der warmen Stube auf, und in der Regel spielte ich dann mit

meinem Wirthe Sechsundsechszig. Selten konnte ich wagen, bei Tage in der warmen Stube zu verweilen, und wenn auch die Umstände diesen Aufenthalt zuließen, so konnte ich doch keine ernste Beschäftigung vornehmen, sondern ich mußte immer auf der Lauer seyn.

Bei dieser trübseligen Lebensart, die auch noch mit einigen anderen Unannehmlichkeiten verknüpft war, kam mir das neue Jahr und, ohne daß etwas Besseres oder noch Schlechteres als Abwechselung eingetreten wäre, auch endlich Ostern heran. So wie die mildere Witterung die ersten Frühlingsblumen aus der Erde hervorlockte, zog auch mich das verjüngte Leben der Natur wieder mehr ins Freie, und obgleich ich damals nur auf wenigen Seiten ihres großen Buches zu lesen vermochte, so pflückte ich dennoch von allen Blumen, die Flora in jener üppigen Gegend in so reicher Fülle ausgestreut hatte, so viele Arten ich auffinden konnte, und freute mich über sie. Daß aber diese Freude nicht in einem bloßen flüchtigen Ansehen nur bestand, davon zeugt das Bild dieser Gegend mit ihren Blumen, das noch heute treu vor meinen Augen prangt; auch könnte ich jetzt nicht allein die Namen aller Blumen, welche ich zu einem Bouquet vereinte, nennen, sondern auch noch genau die Orte und Stellen angeben, wo ich sie pflückte. Aber diese Freude war doch nur eine vorübergehende; denn ich nahm das Bild nur in meine Seele als abgeschlossenes Ganzes auf, ohne die Unendlichkeit, die Unbegreiflichkeit seiner Theile auch nur zu ahnen. Wäre damals ein leitender, ein belehrender Freund mir zur Seite gewesen, oder hätte ich auch nur ein Buch in meinem Besitze gehabt, das mir als Leiter auch nur in den Vorhof

der großen Natur dienen konnte, ich würde die lange Zeit, die mir fast ganz ungenützt verstrich, angenehm und zu meinem, vielleicht auch zu dem Nutzen Anderer verwendet haben. So aber waren die einzelnen Naturwunder bald alle angesehn, wieder angesehn, und Langeweile trat an die Stelle des freudigen Genusses der Zeit, ich war in der Fülle der mich umgebenden Freuden freudenlos. Welche angenehme und welche unterhaltende Beschäftigung wäre es für mich gewesen, wenn ich alle die Schätze, welche Flora jener Gegend in überschwenglicher Fülle ausgetheilt hat, gesammelt und wissenschaftlich geordnet hätte! Fast alle Orte und Räume, Berge und Thäler, Quellen und Bäche in der Nähe und in der Ferne kannte ich ganz genau, hatte alle in den verschiedenen Zeiten des Sommers oftmals besucht, und der ganze bunte Wechsel ihres Sommerkleides lag mir vor Augen. Die Gegend um Hildesheim ist in der That außerordentlich pflanzenreich: fehlen ihr auch alle oder fast alle Torf- und Sandgewächse, desto reicher sind ihre Wiesen, Thäler und Berge, auch ernährt sie viele Salzpflanzen, und ihre Höhen schmücken manche seltene Prachtgewächse des benachbarten Harzes.

Da ich weder in meiner Behausung, noch auf meinen vielen Ausflügen ins Freie von Widerwärtigkeit gestört oder auch nur, wie ich glaubte, im Geringsten bedroht wurde, so nahm meine Dreistigkeit und Keckheit immer mehr zu, ich ging auf Wegen und wagte Schritte, die mich leicht hätten ins Verderben führen können. So wandelte mich einmal ein Gelüstchen an, nach so langer Entbehrung den Anblick der Straßen und Häuser Hildesheims bei hellem Tage zu genießen. Ich ging durch

mehre Straßen, begegnete auch gleich Anfangs einen Gensdarm, ohne erkannt zu werden; doch der Verräther schläft nicht! als ich eben auf den Stadtwall treten wollte, kamen mir drei Bekannte entgegen, die auch mich bei dem ersten Anblicke schon von fern erkannt hatten. Sie wunderten sich über meine tollkühne Dreistigkeit, hielten mich schon für verloren, indem sie nicht glaubten, daß ich unerkannt und unangetastet wieder aus Hildesheim kommen würde, und bedauerten und bejammerten schon im Voraus meine harte Behandlung. Jedoch auf der Stelle des Stadtwalles, wo ich mich damals befand, fürchtete ich mich gar nicht, denn ich kannte von frühe=rer Zeit die Oertlichkeit daselbst ganz genau, ich sagte dieses meinen Bekannten, und, mich ihrer Freundschaft empfehlend, rutschte ich den steilen hohen Stadtwall hinab, erreichte den Stadtgraben, kletterte schnell und gewandt über eine sehr verfallene, quer durch den Gra=ben gezogene Mauer und befand mich wohl erhalten am jenseitigen Ufer außerhalb der Stadt. Einer von diesen drei Jugendfreunden war mir gefolgt, fürchtete jedoch das Ueberklettern der Mauer und ging nach dem Thore. Er bat mich, daß ich da oder dort warten möchte, denn er hätte mir etwas zu sagen; nicht lange nachher holte er mich auch wirklich ein. Was ich durch seinen Mund erfuhr, konnte mir nichts nützen oder war mir schon zur Genüge bekannt; denn daß ich mich auf die beiden An=deren nicht verlassen könnte und daß noch an demselben Tage mein Erscheinen Vielen bekannt werden würde, war mir gewiß genug. Ich sagte daher meinem besorgten Freunde, daß ich mich auf Keinen verließe, auch auf ihn selber nicht, daher ich auch keinem Menschen meinen

Aufenthaltsort entdecken, und mithin auch von Keinem verrathen werden könnte. „Deine Mutter weiß aber doch, wo Du Dich aufhältst?“ fragte er. — „Die am allerwenigsten darf erfahren, wo ich bin und wo ich mich aufhalte,“ entgegnete ich; „denn wüßte sie meinen jetzigen Aufenthaltsort, wie leicht könnte sie abermals bei einem etwaigen Besuche der Gensdarmen gezwungen werden, mich zu verrathen. Jetzt weiß sie von meinem Aufenthalte so viel, als wovon wir in dem jetzigen Augenblicke sprechen, sie ist an meinem Entweichen so wenig Schuld, als an meinem Hierseyn, sie ist also völlig unschuldig an Allem, was ich jetzt thue. Ich glaube übrigens nicht, daß die Gensdarmen so dumm seyn und mir zutrauen werden, daß ich meine Mutter in das Geheimniß meiner Verhältnisse eingeweiht haben könnte. Mein Hierbleiben wird übrigens nicht mehr von langer Dauer seyn; ich habe hier in der Stadt noch etwas Wichtiges abzumachen, und sobald dieses sich zu meiner Zufriedenheit gefügt haben wird, eile ich wieder nach Berlin. Du weißt nun so viel von mir, als ich Dir entdecken kann und darf.“ — „Du sagst wieder nach Berlin,“ fuhr er fort, „bist Du denn schon da gewesen?“ Ich bejate seine Frage und sagte, daß ich erst einige Zeit wieder zurück wäre und hoffte, in noch kürzerer Zeit wieder in Preußens Hauptstadt einzutreffen. Was ich vermuthet hatte, geschah: nach wenigen Tagen war mein Erscheinen in der Stadt bekannt, und die Hauptsache auch von meinem Gespräche. Der geringe Unfall auf meiner Tagpromenade hatte doch einiges Gute, denn ich wurde wieder scheuer und nahm mich mehr in Acht, und was für Folgen hätten daraus her-

vorgehen können, wenn ich durch den glücklichen Ausgang dieses kecken Besuches verleitet worden wäre, mich in größere und größere Wagestücke einzulassen!

Muthwillen hätte mich hier leicht ins Verderben stürzen können, Unvorsichtigkeit drohte bald darauf mit neuen Gefahren, und was noch mehr war, mit dem Verluste meines sicheren und lieben Aufenthaltsortes. Am frühen Morgen war in der Regel kein fremder Besuch zu befürchten, und daher trank ich denn auch gewöhnlich in der Stube meiner Wirthsleute in Gesellschaft meinen Kaffee. Als ich eines Morgens gesehn und gehorcht hatte, ob die Umgegend und Luft geheuer sey, trat ich singend aus meiner Kammer auf die kleine Treppe, welche der Sicherheit wegen nach der Hausthür hin ganz mit Tuch behangen war, und ging hinab. Kaum hatte ich die oberen Stufen betreten, so flog mir ein Topf voll Wasser entgegen. Ich kümmerte mich um diesen unzeitigen Spaß, wofür ich das Benehmen meiner Wirthin hielt, durchaus nicht, sondern hüpfte trillernd die Stufen hinab und sprang in einem Satze mitten auf den Hausflur. Vor Schreck stand ich hier einen Augenblick wie betäubt, als ich neben meiner Wirthin ein wohlbekanntes Mädchen aus dem Nachbarhause erblickte. Ich lief jetzt schnell in die Stube, warf mich wie unsinnig auf einen Stuhl, die beiden Töchter meines Wirthes schrieen laut auf, weil sie mich in Lebensgefahr glaubten, und vergrößerten dadurch noch das Gefährliche meiner Lage. Als das Mädchen sich entfernt hatte, machte mir meine besorgte Wirthin die bittersten Vorwürfe. Ich bedauerte allerdings meine geringe Vorsicht, meine Unachtsamkeit, aber was halfen da Vor-

würfe, guter Rath war von Nöthen und schneller Entschluß. Meine Wirthin hatte es versucht, dem Mädchen auszureden, daß sie mich gesehn hätte; es wäre ihr Schwager aus Hannover, der für ein paar Tage zum Besuche hier sey, und der möge in ihren Augen vielleicht viele Aehnlichkeit mit mir haben u. s. w. Das Mädchen wird zwar zweifelhaft, schüttelt aber doch ungläubig den Kopf und entfernt sich. Sollte ich mich auf die gute Wirkung der Ueberredungskunst meiner Wirthin verlassen, oder im entgegengesetzten Falle von der Plauderhaftigkeit oder Böswilligkeit des Mädchens das Aergste befürchten? Ich zog das Sicherste vor und machte zu schneller Flucht die nöthigsten Vorbereitungen, d. h. ich zog meinen Rock an, steckte ein Stück Brod und meine mit verdünntem und versüßten Rum gefüllte Flasche bei, und schwang mich auf die Mauer, da ich es nicht wagen wollte, am hellen Tage abermals durch die Stadt zu gehn. Ich öffnete meinen Ausgang, rüstete mich mit meinen Waffen und trat die lange Strecke über die Mauer an.

Bei Tage hatte ich den Weg über die Mauer nur mit den Augen, so weit sie reichen konnten, untersucht, jetzt sollten meine Füße den gefährlichen Gang machen. Einige Stellen mußte ich überschreiten, die von dem Zahne der Zeit sehr angegriffen und so locker gemacht worden waren, daß bei jeder Berührung größere und kleinere Steine aus ihren Fugen wichen und polternd in die Tiefe hinabrollten, ja ein paarmal kam ich, da ich den Uebergang beschleunigen mußte, selbst in große Gefahr, mit ihnen hinabzustürzen. Ich konnte mein Glück nicht hoch genug preisen, das mich bei stockfinsterer Nacht

über

über diesen unsicheren, wandelbaren und gefährlichen Gang so ohne allen Unfall geleitet hatte. Bald war die Gefahr überstanden, und der hohe Stadtwall erreicht, sein steiler Abhang hinter mir, eine Mauer überklettert, der fast trockene Stadtgraben durchsprungen, die entgegengesetzte Mauer erstiegen und ich befand mich in der Nachbarschaft einer großen Wiese, wo ich vor jeder Gefahr sicher war oder doch keinen Angriff mehr befürchtete. Hier erst machte ich Halt und erholte mich von meiner großen Anstrengung.

Kaum war ich hier angekommen, so erblickte ich schon auf dem Rondeel die Töchter meines Wirthes, welche dahin geeilt waren, um den Ausgang meiner Fahrt abzusehen. Sie winkten mir mit ihren weißen Tüchern von der Höhe herab „Glück auf!" zu. Unzählige Male bin ich auf meinen Zügen, Märschen und Reisen von dem Glücke wunderbar beschützt worden, so auch dießmal: wiewohl ich auf der hohen Mauer fast ringsherum den Blicken aller Menschen bloßgestellt war, so hatte mich doch Keiner daselbst gesehn, oder es hat doch wenigstens nichts davon verlautet. Dem zu befürchtenden Verrathe des Mädchens war ich jetzt entzogen, dem Bruder meines Wirthes in Hannover wurde die Sache berichtet und für den möglichen Fall seine Rolle vorgeschrieben, ich war also für dießmal wieder außer Gefahr und meine Wirthsleute auch.

Nun blieb doch noch eine wichtige Frage zu beantworten: wo sollte ich jetzt wieder unter Dach und Fach einen sicheren Aufenthalt suchen? denn Rust's Wohnung durfte ich nicht wieder betreten, oder gewiß doch vorerst nicht. Einige Tage trieb ich mich in Wäldern umher,

während meine liebe Mutter sich bemühte, für mich in der Stadt, denn da war ich doch immer am besten aufbewahrt, eine sichere Wohnung aufzufinden. Nach vielen vergeblichen Gängen, wovon manche nicht wenig gefahrdrohend mögen gewesen seyn, war es meiner Mutter gelungen, mir eine solche Wohnung zu verschaffen, worin wohl so leicht kein männliches Wesen vermuthet wurde. Eine ehrwürdige fromme Matrone bewohnte mit ihren beiden, ebenfalls sehr frommen Töchtern, die bereits eine merkliche Strecke über die ersten heirathsfähigen Jahre hinaus waren, in aller Sittsamkeit und Gottesfurcht ein kleines Haus in einer der Hauptstraßen Hildesheims. Von wahrhaft ächter Menschenliebe bewogen, hatten alle drei Damen den dringenden und herzlichen Bitten meiner Mutter nicht lange widerstehen können, zumal da meine älteste, ebenfalls ächt katholische Schwester mit einer der Töchter befreundet war, mir in ihrem klösterlichen Hause ein sicheres Obdach auf eine unbestimmte Zeit zu bewilligen. An einem bestimmten Abende spät, als bereits die meisten Müden in dem ersten Schlafe lagen und also die Straßen menschenleer waren, ging ich leise und vorsichtig meiner neuen Wohnung näher, schlüpfte schnell in die offenstehende Hausthür hinein und wurde von den beiden jüngeren Damen äußerst menschenfreundlich, ja wahrhaft herzlich und innig empfangen. Das Haus war nur klein, enthielt, außer der Küche und einigen kleinen Räumlichkeiten auf dem Hofe, nur eine geräumige Stube im Erdgeschosse und eine große Kammer von drei Fenstern im zweiten Stockwerke, und konnte mithin auch nicht mehr als eine kleine Familie aufnehmen. Diese meine neue Wohnung schien allen

meinen bescheidenen Wünschen zu entsprechen, auch die Wirthsleute selbst mißfielen mir keinesweges; nur ein Uebelstand wollte sich mit meiner Sicherheit nicht vertragen, der mir auch gleich am ersten Abende auffiel, nämlich die Fenster der Stube wie der Kammer waren so gelegen und eingerichtet, daß Alles, was im Vordergrunde dieser Zimmer vorging, von dem gegenüberstehenden Hause sicher bemerkt werden konnte. Jedoch hiergegen war bald Rath geschafft: noch in derselben Nacht wurden dunkele Vorhänge zusammengestückt, zweckmäßig angebracht, und nun war der innere Raum neugierigen und gefährlichen Blicken gänzlich verborgen. Hier schien ich also ein zweckmäßigeres, sichreres und besseres Quartier gefunden zu haben, als ich es Anfangs nicht vermuthet hatte.

Der Aufenthalt zeigte jedoch bald auch seine Schattenseite: Bei Tage hatte ich die Kammer inne, welche großentheils über der Stube gelegen war, ich konnte auf keine Weise vernehmen, ob fremde Betschwestern vielleicht einen kurzen Besuch in der Stube machten oder nicht, und ich mußte mich daher äußerst ruhig verhalten, da der leiseste Tritt in der Kammer in der Stube hörbar war; des Nachts nahmen meine drei weiblichen Wirthsleute die Kammer ein, und ich bewohnte die Stube, wo mir auf einem alten Großvaterstuhle mein Lager eingerichtet wurde. Zu diesem unbequemen Wechsel gesellten sich noch manche kleinere Uebelstände, wovon ich die meisten nicht einmal gern sagen mag, sondern nur erwähnen will, daß ich, da die Leute außer einem großen Nähtische nur noch einen einzigen Tisch besaßen, in meiner Kammer auf dem ziemlich gewölbten Deckel eines gro-

ßen Koffers meine Schreibbeschäftigungen machen mußte. Nach Verlauf von acht höchst einsamen Tagen wurde mein Aufenthalt erträglicher und viel angenehmer; denn die alte Mutter verreiste auf vierzehn Tage, die Töchter bezogen die Kammer, und wir Drei bewohnten nun in stiller und frommer Eintracht dasselbe Zimmer. Die Hausthür war den ganzen Tag verschlossen, wurde nur dann geöffnet, wenn ja einmal ein Bekannter um Einlaß anklopfte, und ich durfte mich freier bewegen und nicht bei jedem unvorsichtigen Auftreten befürchten, daß ich Argwohn oder Verrath dadurch veranlassen könnte. Daß mein Nachtlager des Abends in der Stube eingerichtet und des Morgens wieder auf die Kammer getragen werden mußte, war den Mädchen lästig geworden, und sie waren deßhalb unter einander dahin übereingekommen, daß ich in ihrem Bette schlafen sollte, während sie das Bett ihrer Mutter benutzen wollten. Dieß geschah, und hierdurch gewannen wir an Gemächlichkeit alle Drei. Wir durchlebten die vierzehn Tage als Bruder und Schwestern in Eintracht, Heiterkeit und Freude, bis endlich nach der Ankunft der Mutter durch einen unangenehmen und fast unglücklich zu nennenden Vorfall das gute Vernehmen gestört wurde.

Eines Abends war ich auf den Stadtwall gegangen, um, so zu sagen, etwas frische Luft zu schnappen. Ich schlenderte sorglos einige Zeit hin und her, als ich plötzlich einige verdächtige Leute erblickte. Unbewaffnet, wie ich war, glaubte ich das Zusammentreffen mit ihnen vermeiden zu müssen, trat seitwärts an den steilen Abhang des Walles und rollte in die Tiefe hinab, bis der Stadtgraben meiner Rollfahrt ein Ende machte. Zer-

rissen, zerstoßen, durchnäßt und mit Schlamm bedeckt, begab ich mich auf den Rückweg. Um doch wenigstens den letzten Uebelstand zu entfernen, ging ich in die benachbarte Innerste, wusch und spülte mich, so weit ich sehen konnte, rein ab, und ging nun vor wie nach triefend nach Hause. Meine drei Wirthsdamen erstaunten über meinen Zustand, bedauerten mein Unglück in beredten frommen Klagen und thaten alles Mögliche, um mir in dieser hülfsbedürftigen Lage beizustehen. Nachdem ich durch die Fürsorge Aller bald in eine trockene, theils weibliche, theils männliche Hülle gethan worden war, dankten die frommen Weiber mit inbrünstigen Seufzern Jesus, Maria und allen Heiligen, daß sie mich gnädiglich aus dieser dreifachen Lebensgefahr errettet hatten. Sie hatten hierin recht, ich konnte auf dreierlei Weise mein Leben verlieren: wurde ich arretirt, so war mein Tod gewiß, bei dem Hinabrollen konnte ich Hals und Beine brechen, und noch ist es mir wunderbar, daß ich nicht in dem Stadtgraben meinen Tod fand, da ich durch mindestens vier bis sechs Fuß tiefes Wasser hindurch in tiefen Schlamm stürzte. Die Mutter fragte mich, wie es schien, zufällig, wann ich das letzte Mal gebeichtet hätte? Ich antwortete: „Vor anderthalb Jahren. Warum?“ — „Ach, du mein Gott! Da wären Sie ja körperlich und geistig ewig verloren gewesen! Wie können Sie auch nur ein ganzes Jahr hingehen lassen, ohne zu beichten, ohne einem Priester reuig Ihre Sünden zu offenbaren und durch die heilige Absolution sich des Himmels würdig zu machen?“ Ich war schon im Begriff, mit meiner Denkungsart herauszuplatzen, lenkte aber, um die frömmelnde erzkatholische Mutter nicht zu sehr

zu beleidigen, wieder ein und entschuldigte mich mit der Unmöglichkeit. „Wie darf ich es wagen," sagte ich, „nach der Kirche zu gehen und in dem Beichtstuhle, den Blicken aller Augen bloßgestellt, dem Priester meine Sünden zu entdecken?" — „Das ist kein Grund," entgegnete sie, „Ihr Seelenheil ist der Wohlfahrt Ihres Körpers weit vorzuziehen! Möge Ihr Körper zu Grunde gehen, wenn nur Ihre Seele rein ist! Alle Monat wenigstens müssen Sie beichten, dann können Sie allen Körperleiden mit ruhigem Gemüthe entgegen sehn. Sie müssen morgenden Tages zur Beichte gehn! Ich will mit dem Frühesten zu Pater P. gehn, mit ihm sprechen und ihn bitten, daß er auf seiner Stube Ihre Beichte hört. Vielleicht erhört auch der würdige Pater meine Bitte und nimmt hier im Hause Ihnen die Beichte ab! Gott, ach Gott! wenn doch die Nacht erst vorbei wäre! wenn Sie nur vor Schreck und Erkältung nicht krank werden! Wenn's nur nicht schon zu spät wäre, ich liefe noch zum Pater! Gott, welche Angst stehe ich aus, mit einem solchen sündigen Menschen eine Nacht unter einem Dache zu wohnen!" ꝛc. ꝛc. Endlich verließ mich die Geduld, dergleichen frömmelndes Geplauder länger anzuhören, und erklärte, da ich die Alte doch nicht nach meiner Ueberzeugung stimmen zu können glaubte, daß ich auf keine Art und Weise einem Priester beichten würde; auch die Nothwendigkeit nicht einsähe, mich einer so großen Gefahr bloßzustellen; ich lebte mit meinem Gott in Frieden, und hätte ich etwas Sündhaftes begangen, so bäte ich diesem großen Vater mein Vergehen kindlich-innig ab u. s. w. Als ich aber nach Rede und Gegenrede etwas heftig gemacht wurde und unter

Anderen sagte, daß kein Mensch, auch der Pabst nicht, einem Anderen Vergehungen und Sünden vergeben, daß kein Heiliger in irgend einer Art uns beschützen oder erretten könne, daß all' dieser heillose Unsinn nur ein Hirngespinst der Pfaffen wäre, um den Gläubigen und Andächtigen über ihr kleines Gehirn eine Nebelkappe zu ziehen: so kreuzigte und segnete sich das fromme Kleeblatt, die Mutter zitterte vor Angst und Aerger am ganzen Leibe, vielleicht fürchtend, daß das große Heer der Heiligen herbeifliegen und mich vernichten würde; die Töchter standen wie versteinert neben einander, hefteten ihre Blicke unverwandt auf den Boden, nicht im Stande, ihre Augen aufzurichten und einen so lästerlichen Menschen anzusehen. Dieser ganze Auftritt überzeugte mich bald, daß meines Bleibens hier nicht lange mehr seyn würde, und ich sagte daher: ich bäte sehr um Verzeihung, daß ich sie durch meine geäußerten Ansichten beleidigt hätte, das wäre gar meine Absicht nicht gewesen, besonders da ich ihnen für ihre Liebe und Aufopferung so vielen Dank schuldig sey. Da jedoch die Mutter geäußert hätte, daß sie nicht eine Nacht mit einem so sündhaften Menschen unter einem Dache wohnen möchte, so glaubte ich ihre Verzeihung nicht erhalten zu können und ich sähe mich daher genöthigt, das liebe Verhältniß mit ihnen aufgeben zu müssen, in so große Verlegenheiten und vielleicht auch in so große Gefahren ich mich durch diesen unglücklichen Entschluß stürzen möchte.

Eine lange Weile standen und saßen wir hierauf sprachlos neben einander, bis endlich die Mutter das Stillschweigen brach und den Versuch machte, mich zu bekehren und wieder in den Schooß der heiligen katho-

lischen Kirche zurückzuführen. Ich erwiederte auf ihre herzlich gut gemeinte Ermahnung, daß ich mich nicht ändern könne, oder ich müßte mich denn verstellen und zu einem schändlichen Lügner machen wollen, was ich auf keine Weise und niemals thun würde; ich betete nur einen einzigen und wahren, über alle Menschen und menschliche Satzungen unendlich erhabenen Gott an, hielte eine Fürbitte bei diesem allwissenden Gotte durch die Mutter Maria oder durch die Heiligen für eine schändliche Gotteslästerei, für den abscheulichsten Aberglauben, so wie auch das ganze Gewebe des Katholicismus für nichts als Aberglauben! Nun war das gute Vernehmen für immer aufgehoben, und die Mutter sagte: „Da machen Sie, daß Sie aus meinem Hause kommen!" Gleich am frühen Morgen wollte ich mich entfernen; aber da meine Kleider noch alle naß waren, so bat ich meine Wirthsleute, mir noch bis zum Abend in ihrem Hause Schutz und Obdach zu bewilligen. Meine Bitte wurde nicht abgeschlagen, jedoch, wie ich deutlich merkte, nur mit Widerwillen von Seiten der Alten stillschweigend bewilligt. Die beiden Töchter schienen Mitleiden mit mir zu haben, und wenn die Bestimmung meines Hierbleibens von ihnen abgehangen hätte, so möchte meine geringe Achtung gegen die Heiligen mir wohl verziehen worden seyn; die Mutter aber war in die papistischen Umtriebe so rettungslos versunken, daß die Mutter Maria und der Troß der Heiligen und die Pfaffen ihr über Alles hervorragten, und der allmächtige Gott ihr nur als eine beschränkte, willensschwache irdische Majestät erschien. In der Gesellschaft einer solchen Frau konnte und mochte ich nicht leben, eben so wenig wie sie mit einem solchen

Ketzer, d. h. rechtgläubigen Gottesverehrer irgend eine Gemeinschaft zu haben Lust hatte. Meine Kleider waren gegen Abend wieder in brauchbaren Zustand gerathen, ich kleidete mich an, steckte alle meine übrigen Mobilien in die Tasche, dankte herzlich für die Güte und Liebe, welche die Leute mir angethan hatten, und entfernte mich nicht ohne nasse Augen.

Was sollte ich nun beginnen? Die ganze Nacht wandelte ich auf Wiesen, Fluren und in Wäldern, gleichviel wo? umher, und hatte also Zeit genug, über Vieles nachzudenken. Mein erster Gedanke war, ich wollte es einmal wieder wagen, nach Berlin zu gehn und dort mein Glück aufzusuchen. Zwei und einen halben Friedrichsd'or hatte ich noch in meinem Vermögen, denn bald nach meiner Rückkunft hatte ich das, nach Berlin geschickte Geld wieder zurücksenden lassen. Dieser Einfall gefiel mir Anfangs, und ich dachte schon, welchen freudigen Schreck meine Mutter haben würde, wenn ich ihr nach einigen Tagen einen Brief aus dem Preußischen von mir würde gesendet haben. Als ich jedoch in die Nachbarschaft von Himmelsthür kam, konnte ich es nicht über mich gewinnen, mich aus dem Hildesheimischen zu entfernen, ohne von meiner Mutter Abschied genommen zu haben. Nach einigen Reden und Gegenreden wurde endlich beschlossen — den Beweggrund habe ich vergessen, — daß ich noch einige Zeit warten und diese Tage oder Wochen in Rust's Hause zubringen sollte oder wollte. Gedacht, gethan; ich wurde von Rust und den Seinen freundlichst auf- und angenommen.

Bei dem Versuch, mir in meiner alten Wohnung einen sicheren Aufenthalt wieder zu erbitten, hätte ich

leicht der größten Gefahr in die Arme laufen können. Ruft hatte nämlich in der Zwischenzeit seine Wohnung verlassen und das zweite Nachbarhaus bezogen, von diesem Wechsel war mir nichts bekannt geworden. Ich war eben im Begriff, in die Sackstraße einzubiegen, als ich einen Mann erblickte, stutzte, aber in demselben Augenblicke auch in ihm Ruft erkannte, der vor dem Schlafengehn noch einmal vor die Hausthür getreten war. Wir gingen gleich nach unserer gegenseitigen leisen Begrüßung in das mir wohl äußerlich bekannte, aber von Innen gänzlich unbekannte Haus. Alle stiegen noch einmal aus dem Bette heraus, um dem lange Abwesenden zu begrüßen und zu bewillkommnen. Nun erfuhr ich, in welche große Verlegenheit ich mich gesetzt haben würde, wenn nicht ein sehr glückliches Ungefähr sie abgewendet hätte: denn die alte Wohnung war von einem mir sehr wohl bekannten Polizei-Offizianten bezogen. In Gefahr wäre ich zwar nicht gekommen, auch wenn das Haus damals von einem Gensdarmen selbst bewohnt gewesen wäre, denn nichts hätte mich hindern können, über die Mauer sicher zu entwischen; aber jedenfalls hätte ich für immer darauf Verzicht thun müssen, in Ruft's Behausung Unterkommen zu suchen und zu finden, denn nicht vier und zwanzig Stunden würde den Gensdarmen mein Besuch unbekannt geblieben seyn, und diese würden sich eifrig bemüht haben, über mich Erkundigungen einzuziehen. Meine neue Wohnung war weit weniger zweckmäßig, denn war das Haus auch ebenfalls an die Mauer gelehnt, so konnte ich von hier aus doch auf keine Weise über dieselbe hin entweichen, mir blieb daher nur ein einziger Ein- und Ausgang. Etwa vierzehn Tage mochte

ich wieder in Ruſt's und der Seinigen lieben Geſellſchaft hingebracht haben, als wir nach vielen Rath- und Anſchlägen, Hoffnungen und Bedenklichkeiten doch dabei ſtehen blieben, daß eine abermalige Reiſe nach Berlin allen übrigen angeführten Verſuchen wohl vorzuziehen ſeyn möchte. Es wurde alſo beſchloſſen, nachdem meine Mutter zu dieſem Behufe noch zwei Piſtolen und einige Thaler für mich angeſchafft hatte, daß ich übermorgen in aller Frühe die Reiſe nach dem Preußiſchen antreten ſollte. Nach Angabe aller Richtungen, Wege und Stege, deren ich auf meinen Kreuz- und Querfahrten eine große Menge kennen gelernt hatte, ſchien meinem Wirthe die gerade Richtung nach dem Harze und die Fortſetzung der Reiſe über denſelben die ſicherſte und auch die liebſte zu ſeyn, denn er wollte mich begleiten.

An dem beſtimmten Tage reiſ'ten wir, noch ehe der Morgen graute, von den herzlichſten Segenswünſchen begleitet, in der angegebenen Richtung ab. Ohne die geringſte Störung kamen wir, als ſchon die Sonne untergegangen war, in der Nachbarſchaft von Gandersheim, glaube ich, an. Hier erhob ſich unter uns ein kleiner Zwiſt: ich wollte in dem benachbarten Walde einige Stunden der Nacht verſchlafen, mein Begleiter wollte dagegen in dem Städtchen Nachtquartier ſuchen. Da Ruſt ſich auf keine Weiſe bewegen laſſen wollte, im Freien die Nacht zuzubringen, und eine Trennung für mich nicht wünſchenswerth war, ſo entſchloß ich mich, ihm in das Städtchen zu folgen. Vor dem Thore erreichten wir ein Haus, vor dem eine große Menge Menſchen verſammelt war. Wir erfuhren, daß wir vor einem Wirthshauſe ſtanden, gingen hinein und hörten, daß man uns noch Nacht-

quartier einräumen könnte, wir müßten jedoch dießmal vorlieb nehmen mit dem, was man uns geben könne. Die Gaststube fanden wir mit Menschen überfüllt, was mir eben nicht unlieb war. Nach vielen vergeblichen Versuchen, unseren müden Beinen eine Ruhestelle zu verschaffen, hatten wir endlich das Glück, hinter einem Tische ein zweckmäßiges Unterkommen zu erobern.

Nicht lange hatten wir hier der Ruhe gepflegt, als zu meinem, Anfangs großen Schrecken zwei Gensdarmen in die Stube traten. Sie sprachen einige Worte mit dem Gastwirthe, ließen sich einige Erfrischungen geben, und sahen, während sie aßen und tranken, aufmerksam in der Stube umher, auch wir waren ihren Blicken nicht entgangen. Ich hielt es für das Beste, aufzustehen, ging dicht vor den Gensdarmen, ohne auf sie zu achten, vorbei und nach der Stubenthür, stellte mich auf dem Flure unter die vielen daselbst versammelten Menschen vor die geöffnete Hausthür und erwartete die Waffenmänner. Nicht lange hatte ich hier gestanden, so erschienen auch schon die Gensdarmen, gingen so dicht neben mir vorbei, daß ich dem einen Platz machen mußte, und wünschten freundlich „gute Nacht!“

Das Herzklopfen und die Angst war einmal wieder glücklich überstanden! Unvorbereitet hätten mich die Gensdarmen nicht gefunden, denn meine Terzerole wie mein Dolch waren auf den Griff bereit gehalten, damit ich im Nothfalle, wenn ich mich nicht durch Flucht retten konnte, davon Gebrauch machen konnte. Die Sache war hier also zum Vortheile oder doch nicht zum Nachtheile Aller glücklich abgelaufen. Als ich wieder in die Stube getreten war und mich neben meinem Begleiter

hingesetzt hatte, mochte dieser vielleicht durch auffallende Freudensbezeugungen, durch Mienen, Geberden und Worte bei dem Wirthe einigen Verdacht erregt haben, denn er trat gleich nach meinem Wiedererscheinen zu uns heran und fragte, woher wir wären und ob wir Pässe bei uns hätten? Ich that, als hätte ich seine Fragen überhört, und mein Begleiter beantwortete für uns Beide, was zu beantworten war, zeigte statt eines Passes seinen Bürgerbrief vor, und alle diese Auskunft war nicht allein für ihn selbst, sondern auch für mich dem Wirthe genügend. Wir aßen unser frugales Abendbrod in aller Seelenruhe und legten uns dann auf ein, für uns in einer Kammer neben der Gaststube besonders zubereitetes Streulager.

Nicht lange hatte ich, stets in gespannter Aufmerksamkeit horchend, auf meinem Lager gelegen, als mich ein ziemlich lautes und deutliches Säbelgeklirre aufschreckte. Die Angst stieg bei mir aufs höchste! Schnell war ich entschlossen: ich weckte Rust auf, lispelte ihm, meinen Mund dicht auf sein Ohr gelegt, zu, es seyen Gensdarmen in der Stube, ich wollte durch das Fenster entweichen, er solle sehr ruhig seyn u. s. w. Mittlerweile hatte ich ihn schon ans Fenster gezogen, es geöffnet und war mit einem Satze in den Garten gesprungen. Jetzt war ich in Sicherheit oder ich glaubte es doch. Die Sache nahm eine gute Wendung: denn noch war Keiner in die Kammer getreten, ich hatte noch Zeit, meinem Begleiter zu sagen: „Sie kennen mich weiter nicht; morgen früh bei Sonnenaufgang sehen Sie mich," indem ich rückwärts zeigte, „im Walde dort wieder!" Dieß geschehen und gesagt, eilte ich davon, erreichte bald

und glücklich den Wald, und war mithin wiederum der drohenden Gefahr glücklich entgangen. Als ich in dem sicheren Walde angekommen war, fiel ich auf die Knie und dankte mit kindlichem Gemüthe meinem himmlischen Vater für meine fast wundervolle Errettung.

Für Rust war mir nicht bange, ich vertraute seiner Geistesgegenwart. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich meinen Begleiter schon in der Ferne vom Saume des Waldes aus erblickte. Ich trat, nachdem ich in der Umgegend umhergespäht hatte, aus dem Walde, winkte, und bald waren wir wieder vereint. „Wohl eine Viertelstunde nach Ihrer Entfernung," erzählte Rust, „trat ein Gensdarm, zwei Polizeidiener — wie er sagte — und der Wirth in die Kammer, weckten mich mit Rufen und Rütteln auf, denn ich heuchelte einen gesunden Schlaf, und forderten mir einen Paß ab. Ich zeigte, wie gestern Abend in der Stube, meinen Bürgerbrief vor, womit sie befriedigt zu seyn schienen. Die Fremden waren schon im Begriff, sich aus der Kammer zu entfernen, als der Wirth fragte, wo denn mein Reisegefährte geblieben sey? Ich stellte mich, als wenn ich ihn auch vermißte, und sagte auf weiteres Befragen, daß wir fast von Bodenburg an zusammen gewesen, hier eingekehrt wären und mit einander gegessen hätten. Wir hätten die Zeche gemeinschaftlich bezahlt, weiter wüßte ich von dem Fremden nichts. Daß er in dieser Kammer bei mir schlafen würde, das hätte ich eben so gut, wie der Wirth geglaubt. Er wäre kurz vor dem Niederlegen hinausgegangen, ich hätte mich sehr ermüdet aufs Lager geworfen und wäre gleich eingeschlafen. Ich griff nach meinem Päckchen, unter-

suchte es oberflächlich, stellte mich beruhigt und zufrieden. Einige dieser Leute schüttelten den Kopf, sagten mir „gute Nacht!“ und entfernten sich. Sie blieben noch lange, wie mir schien, in der Gaststube; was weiter im Hause vorging, weiß ich nicht, denn ich schlief bald ein.“

So glücklich dieses kleine Abentheuer abgelaufen war, so hatte es doch auf uns Beide einen tiefen Eindruck gemacht. Wir waren eine Zeitlang unentschlüssig, was weiter zu beginnen sey? Denselben Weg noch weiter zu verfolgen und in dieser Richtung den Harz zu erreichen, dazu schien mein Begleiter allen Muth und alle Lust verloren zu haben, so gern er auch einmal auf dem Harze gewesen wäre. Er versuchte es daher, mich zu bereden, daß ich mit ihm wieder umkehren sollte, ein Versuch, wozu er eben nicht viele Gründe und Beweise aufzubieten hatte, um mich nach seinen Wünschen zu stimmen. Das Herz lachte mir schon vor Freude, als ich nur hörte, wohin sein Seufzen hinauswollte; denn in der That hatte ich selbst bei und nach dem Auftritte alle Lust verloren, diese Richtung weiter zu verfolgen, ich willigte daher recht gern in seine Wünsche ein, und wir kehrten um. Eine lange Zeit schritten wir stillschweigend neben einander weiter, denn Jeder hatte mit seinen eigenen Betrachtungen genug zu thun, bis wir endlich heiterer und aufgeweckter wurden, und auf einmal, wie aus einem Munde, laut auflachten. Der frühere Ernst wich gänzlich der munteren Laune, die ausgestandene Angst diente uns jetzt als Erheiterungsmittel, viele Nebensachen, die sich zutrugen oder sich hätten zutragen können, gaben uns Stoff zur Unterhaltung die

Menge, und so wanderten wir froh und guter Dinge weiter und weiter dem lieben Hildesheim zu. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als wir in dem sogenannten Hildesheimischen Wald (Hilmische Wuold) ankamen. Wir warteten hier das Heranrücken der Nacht ab und gingen dann über Marienrode bis in die Gärten der Stadt. Hier trennte sich mein Begleiter von mir, um Quartier zu machen, damit ich unbemerkt in das Haus schlüpfen konnte. Ich folgte bald nach, kam glücklich in mein Versteck an, und wurde von allen weiblichen Hausgenossen wahrhaft herzlich empfangen. Noch lange Zeit gab unsere zweitägige Reise Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen.

Die ersten Wochen nach unserer Zurückkunft wurde über die Begebenheiten der Gegenwart die Zukunft vergessen. Endlich jedoch stellten sich die Sorgen wieder ein, und zwar dringender als je: denn es trat nach und nach auch Geldmangel ein, meine arme Mutter konnte so viel Mittel nicht herbeischaffen, als ich nöthig hatte, ich mußte also zu etwas greifen. Wozu aber? Eine gewichtige Frage, wofür ich keine Antwort auffinden konnte. Jetzt, da der Herbst schon, so zu sagen, dicht vor der Thür war, abermals den Versuch zu machen, auf einem anderen Wege Berlin zu erreichen, schien nicht gerathen zu seyn; den ganzen langen Winter aber größesten Theils auf der kalten Kammer oder auf dem noch kälteren Boden hinzubringen, vor diesem Gedanken schauerte ich vollends zurück, und doch wußte ich keinen anderen Ausweg, der zum Glücke führen konnte, aufzufinden. Eine peinliche, höchst unangenehme Lage! Wenn ich vom Boden aus in der Ferne, unter Trommeln und

Pfeifen,

Pfeifen Soldaten vorüberziehen sah, so drang sich mir immer der Vergleich zwischen mir und ihnen auf, und der Ausschlag war, daß die Schale ihres Glückes die meinige hoch aufwog! Tief seufzend trat ich stets von meiner Schaustelle zurück, und mehr als einmal tauchte der Wunsch in mir auf, es möchte doch wohl viel bes= ser seyn, wenn ich wieder Soldat würde! Bedachte ich den Stand der Dinge, auf dessen Aenderung ich immer gehofft hatte und zwar auch noch hoffte; so war doch die Erfüllung meiner Wünsche so weit in die Zukunft gerückt, daß ich oft an meinem endlichen Glücke verzwei= felte. Diese und ähnliche Betrachtungen machten mir nach und nach das Verborgenseyn unerträglich, und das Soldatenleben dagegen wurde mir von Tag zu Tage lieber und erwünschter; ich entschloß mich daher, auf ir= gend eine Weise um Verzeihung und Vergebung, und wie= der um baldige Aufnahme in die Reihen der Soldaten zu bitten. Eine unmittelbare Bittschrift an den General von Ochs schien mir Anfangs der geeignetste und beste Weg, zu desto schnellerer und sicherer Erreichung meines Wunsches zu seyn, und ich wollte zu diesem Ende durch Vermittelung des Speisewirthes in der Friedrichsstraße von Berlin aus an ihn schreiben, und die Antwort eben= falls nach Berlin mir erbitten. Ich weiß nicht mehr gewiß, woher es kam, daß ich diesen ersten und schein= bar guten Gedanken aufgab; späterhin, als schon die Franzosen über den Rhein zurückgejagt worden waren, wurde ich in Hildesheim gewahr, daß man mich in je= ner Umgegend, wie in der Stadt selbst, für einen kecken Mörder und überhaupt für einen höchst gefährlichen Menschen gehalten hatte: wurden nun diese vermeinten

Verbrechen den Berliner Behörden berichtet, wie leicht konnte der Speisewirth meinen Aufenthaltsort verrathen?! Und wäre ich wirklich in Berlin gewesen, hätten die preußischen Behörden sich nicht bewogen finden können, mich den Westphalen auszuliefern? Kurz der genannte Weg wurde vermieden; und vielleicht mag Mißtrauen von meiner Seite gegen den Speisewirth der Beweggrund dazu gewesen seyn. Durch einen Umweg zu meinem Ziele zu gelangen schien mir weniger gefahrdrohend oder gänzlich gefahrlos zu seyn. Ich wollte meine Bitte in öffentliche Blätter einrücken lassen und den Bescheid darauf in denselben Blättern erwarten. Zu diesem Ende wendete ich mich an die Gerstenbergische Zeitungsredaction, schickte meine Bitte und hinreichende Insertionskosten ein und bat um möglichst schnelle Einrückung in die Hildesheimische Zeitung. Bereits in der ersten Nummer, welche nach der Eingabe meines Gesuches erschien, war eine Antwort abgedruckt, dahin lautend, daß meine Bitte um Begnadigung zum Abdruck in die Zeitung nicht für geeignet gefunden worden wäre; daß man aber schon Schritte gethan hätte, um für mich zu einem günstigen Ausgange zu gelangen; zu seiner Zeit sollte ich in denselben Blättern nähere Auskunft erhalten. Mit beruhigtem, ja, frohem Gemüthe sah ich einer erwünschten Antwort entgegen; aber ich wartete einen, zwei, drei Monate, keine Antwort erschien, bis endlich der Bescheid einging, daß auf meine Bittschrift keine Rücksicht genommen werden könnte. Hiermit war also auch diese Hoffnung endlich wieder abgethan, und ich konnte meine Zeit anwenden, um andere Luftschlösser aufzubauen.

Lange wurde hin- und hergerückt und überlegt, aber

kein Bau kam zu Stande. Jetzt wurde das Ziel abermals nach Berlin hin gerichtet. Berlin sollte und mußte es seyn, Berlin konnte es nur seyn, wo ich Freiheit und mein Glück suchen und finden wollte. Während des Winters konnte ich die Reise nicht antreten, wenigstens den Frühling mußte ich abwarten. Bin ich auch nur selten, wenn ich allein war, von Langerweile geplagt worden, so ging in diesem langen bösen Winter fast kein Tag vorbei, über dessen langsamen Stundengang ich nicht bittere Klage zu führen hatte. Manchen Tag verbrachte ich im Bette, um nicht an Händen und Füßen Schaden zu nehmen. War die Kälte nicht zu heftig, so verließ ich das Bett immer und suchte mit Uebersetzen, Versemachen und Lesen die Zeit hinzubringen. In dem vorhergehenden Sommer hatte ich mir einige Paar Strümpfe gestrickt und mehre andere Strickarbeiten und Spielereien angefertigt; in dem laufenden Winter diente mir ebenfalls das Stricken dann und wann als Zeitvertreib. Das Gelingen kleinerer und leichter Arbeiten führte zu dem Versuche an größeren und schwierigeren, bis ich endlich von diesen Spielereien zu nützlichen und nothwendigen Dingen überging. Nachdem ich mich hinlänglich mit Strümpfen versehen hatte, von denen die meisten mit sehr schwierigen Rändern geziert waren, begann ich an eine größere Arbeit Hand anzulegen, nämlich ich strickte mir ein Paar Beinkleider. Zuerst wurden die Beinlinge angefertigt, dann der Obertheil, mit doppeltem Bunde aus einem Stücke, und diese drei Theile wurden nicht mit der Nähnadel, sondern ebenfalls durch Strickarbeit so zusammengefügt, daß Keiner an der Verbindungsstelle die Vereinigung bemerken konnte. Dieses

Werk war vollkommen gelungen, und es hat mir zwei Jahre hindurch treffliche Dienste geleistet. Schwieriger, als diese Arbeit, wurde mir die Anfertigung von Westen. Zuerst wollte ich sie mit dem Kragen und dem Rückenstücke als ununterbrochene Arbeit zu Stande bringen, das wollte mir jedoch auf keine Weise gerathen, und ich mußte der Nähnadel meiner Wirthin, einer geschickten Näherin, die Zusammenfügung anvertrauen. Zwei Westen, die eine dunkelviolet mit grünen Längs- und Querstreifen durchzogen, die andere aus cochenilrothen und schwarzen kleinen Vierecken zusammengesetzt, waren für meinen Putz genügend. Die gewürfelte Weste hatte mir viele Mühe und Zeit gekostet, oft mußte ich den Anfang wieder trennen, bis ich endlich durch die gespannteste Aufmerksamkeit und Vorsicht dahin kam, daß die Felderchen alle plan neben einander lagen, und doch keine Unterbrechung zwischen ihnen zu bemerken war. So hatte ich nun vielen nützlichen Zeitvertreib im Winter, wenn die Kälte keine Störung in meine Ordnung brachte: zwei Stunden übersetzte ich, zwei Stunden las ich, zwei Stunden wurden mit Stricken hingebracht, zwei Stunden machte ich Gedichte oder doch Verse, wovon jedoch die meisten in den folgenden Tagen wieder zerrissen wurden, weil eine so tiefe Schwermuth darin athmete, daß ich oft vor meinen eigenen Gedanken schaudernd zurücktrat.

Endlich erlöste mich der Frühling aus meinem einsamen stillen Kerker, ich athmete oft im Freien die erquickende Frühlingsluft, sammelte für mich und die lieben Meinen in Wäldern und Thälern hübsche und wohlriechende Blumensträuße, und war oft dabei so wohl

und so selig, als wenn ich auf Gottes Erde nichts weiter zu wünschen gehabt hätte. Lange Zeit unterhielt mich freilich dieses Wonnegefühl nicht, und eine edlere, ewig dauernde Beschäftigung in der lieben Natur war mir damals noch unbekannt. Um mir außer Berge erklettern, Thäler durchwandern und Blumen pflücken noch eine andere Beschäftigung zu verschaffen — denn das Fischen vertrug sich häufig nicht mit meiner Sicherheit, theils auch hatte ich alle Lust dazu verloren, — kam ich auf den sonderbaren Einfall, Vogelbauer zu verfertigen. Kaum hatte ich diesen Gedanken ausgeheckt, so wurde auch schon Hand ans Werk gelegt. Zuerst verfertigte ich ganz einfache Dinger, die entweder kurz nach ihrer Verfertigung wieder zerstört oder hier und da in Büschen, auf und an Bäumen, Brücken und an anderen Orten ganz zwecklos aufgehängt wurden. Dieses Aufhängen gab endlich den Einfall zur Verfertigung zusammengesetzter und künstlicherer Käfige oder Werkzeuge, um Vögel zu fangen. Jeder dieser Käfige hatte einen anderen Mechanismus, mit oder ohne Bastbänder, wovon einige sehr zweckmäßig waren und mich in Besitz manches Vögelchens setzten. Hatte ich eine Anzahl befiederter Wesen zu Gefangenen gemacht, so wurden sie aus mehren Depotkäfigen, deren ich einige angelegt hatte, in ein gemeinsames hölzernes Gefängniß gebracht und nach der Stadt getragen. Selten wurde ein Vogel zurückbehalten, sondern sie erhielten am ersten Tage ihres Besuches in der Stadt ihre Freiheit wieder.

Einmal hätte leicht dieser Vögeltransport mir gefährlich werden können, jedoch diente er gleichzeitig auch dazu, die Gefahr von mir abzuwenden. Ich kam des

Abends spät nach der Stadt zurück, ging meine heimlichen verborgenen Wege, und erreichte bald und sicher die Höhe des Stadtwalles. Unbesorgt ging ich weiter, als ich auf einmal Menschen sprechen hörte und auch bald erblickte. Um Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten zu vermeiden, wich ich von dem Hauptwege ab und ging auf einem tiefer gelegenen Seitenwege weiter. Ich selbst würde wahrscheinlich unbemerkt vor der Patrouille vorbeigekommen seyn, wenn nicht die vielen und mannigfach verschiedenen Klagelieder, welche meine Gefangenen zwitscherten, Aufmerksamkeit erregt hätten. Man bemerkte mich also; ich mußte auf dem größeren Wege vortreten und wurde gefragt, wer ich wäre? was ich triebe?! Ich hob den Käfig auf, hielt ihn gegen Norden und, da die fortwährende Dämmerung bereits eingetreten und der Abend heiter war, so erkannten die Soldaten leicht an dem Resultate mein Treiben, ich war ein Vogelsteller, der sich heute verspätet hatte, und als solcher konnte ich nun, von ihnen weiter ungehindert, den Weg nach Hause fortsetzen. Dieses und ähnliches Getreibe, z. B. die Jungen aus den Nestern der Saatkrähe nehmen, Eichen erklettern und Habichtsnester zerstören, gefiel bald auch nicht mehr, und anderer Zeitvertreib, bisweilen alberne Kinderei, trat an seine Stelle.

Schon beim Anfange der schönen Jahreszeit sollte abermals eine Reise nach Berlin angetreten werden; aber da fanden sich kleinere und größere, wirkliche und eingebildete Hindernisse so mancherlei, daß die Abreise immer weiter und weiter hinausgeschoben wurde. Mein Wirth wollte mich auch dießmal begleiten, wenigstens bis dahin, wo er sehen würde, daß ich wirklich meine

Freiheit wieder errungen hätte. Einmal waren wir bereits auf dem Marsche. Als wir südlich von Ottbergen noch das Vorholz nicht ganz erreicht hatten, sahen wir hinter uns in der Ferne drei Reiter. Wir verdoppelten unsere Schritte, erreichten glücklich den Wald und arbeiteten uns seitwärts in das Dickicht hinein. Noch nicht eine Viertelstunde hatten wir in unserem Verstecke zugebracht, als wir in den drei Reitern drei Gensdarmen erblicken konnten. Sie ritten in scharfem Schritte vor uns vorbei, mein Herz wurde wieder ruhiger, ich konnte wieder frei aufathmen, und schon waren wir im Begriff, aus unserem Hinterhalte vorzuschreiten, als lauter Hufschlag uns Stillstand gebot. Zwei Gensdarmen sprengten eiligst auf demselben Wege wieder zurück bis zu einem Seitenwege, einem Holzwege, wo wir sie bald nicht mehr hörten und sahen. In der Eile, womit sie sich fortbewegten, mochten sie bald das Ende des, ihnen unbekannten Weges erreicht haben, und sie sprengten daher in gestrecktem Trabe zurück, abermals vor uns vorbei und eilten ihrem Kameraden nach. Nur eine geringe Strecke weit konnten wir meine Feinde mit den Augen verfolgen, wir wußten also nicht, in welcher Nähe oder Ferne Gefahr drohete, und Keiner, weder ich noch mein Begleiter, hatte daher den Muth, einmal aufzustehen, geschweige denn, irgend eine Höhe zu ersteigen oder zu erklettern. Mehre Stunden harrten wir hier in Hoffnung und in Furcht und Angst, denn wir glaubten, mit Sicherheit die Absicht der Gensdarmen errathen zu haben: sie hatten uns nämlich, und zwar gewiß in den Wald gehen sehn, da sie uns jedoch nicht einholten und nirgends erblickten, so erregten wir bei ihnen Verdacht;

um sich näher zu überzeugen, ritten zwei Gensdarmen zurück, verfolgten einen anderen Weg, hatten uns auch hier nicht angetroffen; sie eilten dem dritten Gensdarm wiederum nach, erzählten ihm, was sie gesehen und nicht gesehen hatten, und nun durchsuchten sie alle drei die ihnen zugänglichen Stellen, um uns aufzufinden. So dachten wir uns die Mühe und Anstrengung der Gensdarmen. Ob unsere Vermuthung ganz oder theilweise gegründet, oder gänzlich falsch war, das wußten wir freilich nicht; jedenfalls thaten wir aber wohl, die größte Vorsicht zu beobachten und bei jedem Schritte und Tritte auf unserer Hut zu seyn. Mein Begleiter hatte alle Lust zum Weitergehen verloren, und mein heißes Streben und Verlangen nach der preußischen Gränze war ebenfalls durch diese plötzliche, gleich beim Antritte unserer langen Tour uns ereilende Gefahr sehr abgekühlt. Wir gingen durch steten dichten Wald anstatt südostwärts immer weiter nach Westen, erreichten erst oberhalb Itzum den Galgenberg, warteten hier die Nacht ab, und — gingen wieder nach Hause. Diese Tour oder dieser Versuch wurde kurz vor Johannis 1811 gemacht.

Anfangs lachten wir wohl dann und wann über diese mißlungene Reise; aber bald führte sie uns doch zu ernsten Betrachtungen zurück, denn über Kurz oder Lang sollte und mußte sie wieder versucht werden. Wir waren immer zur Abreise bereit, und doch wurde sie von einem Tage auf den anderen weiter und weiter hingeschoben. Eines Tages machten wir uns wirklich auf den Weg. Noch hatte sich die Dämmerung wenig nach Osten hingezogen, noch lag Alles in tiefem Schlafe und nicht einmal der Schall eines Trittes lenkte meine Auf-

merksamkeit auf sich, als wir, noch nicht fünfhundert Schritte von unserer Wohnung entfernt, uns um die Ecke in eine andere Straße wendeten, und eine alte Frau, als wäre sie plötzlich aus dem Boden hervorgeschossen, uns entgegentrat. Wir erschraken Beide, der Eine aus Vorurtheil, der Andere aus Furcht, so sehr, daß wir nicht im Stande waren oder es nicht für rathsam hielten, ihren Morgengruß zu erwiedern. Als wir von der ominösen Erscheinung nichts mehr sahen und hörten, wurde berathschlagt, was nun zu thun sey? Mein Wirth war bald entschlossen, er hielt die Erscheinung der Alten für eine übele Vorbedeutung, und keine Gründe waren im Stande, ihn zu bewegen, die eben begonnene Reise fortzusetzen. In manchen Körperleiden und so auch in vielen Seelenleiden hat Einbildung und Vorurtheil eine fast nie ganz zu besiegende Macht und Stärke: mochte ich auch frei von Glauben an Vorbedeutungen seyn, so hatte doch diese Erscheinung so eigenthümlich störend und hemmend auf meinen Willen eingewirkt, daß ich endlich gern dem Rathe meines Begleiters folgte und — mit ihm wieder nach Hause ging. Vielleicht mochte auch eine Begebenheit, welche sich vor vielen Jahren in demselben Eckhause zugetragen hatte, und welche damals noch häufig zur Sprache kam, das Ihrige gethan haben, unsere Einbildung zu steigern: es sollte nämlich, wenn mein Gedächtniß ganz treu geblieben ist, in dem Hause ein Jude und vor demselben auf der Straße sein Mörder spuken. Wir traten eben aus der schmalen Gasse zwischen der Häuserreihe und dem hochgelegenen Michaeliskirchhofe, wo der besagte Mörder vorzüglich sein Wesen treiben sollte, hinaus, als dicht an der Ecke die Alte

vor uns stand. Dieser Mordscene möge hier ein Plätzchen gegönnt werden: Vor mehren, vielleicht nur vor wenigen Jahren, hatte in diesem Hause ein Jude durch die ruchlose Hand eines Bösewichts sein Leben verloren. Dieser Jude ging in der Stadt hausiren, selten in dem Striche, welchen er als Tagewerk sich vorgeschrieben hatte, ein Haus vorbei, und war deßhalb in der ganzen Stadt fast allgemein bekannt. Durch die Güte und die große Auswahl seiner Waaren, durch sein einnehmendes Wesen und seine allgemein bekannte Billigkeit und Rechtlichkeit war er nicht allein Jedem willkommen, sondern er hatte auch die Aufmerksamkeit Aller in dem Maaße auf sich gezogen, daß sein Nichterscheinen zu irgend einer Zeit auch allgemein bemerkt wurde. Eines Tages war er auch, ganz wider seine Gewohnheit, in das graue große Eckhaus gegangen. Bereits wenige Wochen nach diesem Besuche wurde der Jude von Vielen vermißt: man erkundigt sich, nirgends laufen sichere Nachrichten ein, er ist verschwunden. Nach vielem vergeblichen Sinnen und Suchen gelangte man endlich doch dahin, daß der Jude in das Eckhaus gegangen, aber Keiner hatte bemerkt, daß er wieder aus demselben zurückgekehrt sey. Argwohn mochte bei Vielen wohl entstanden seyn, aber wer konnte auf diesen schwachen Grund hin als Kläger auftreten? Nach einigen Monaten, als der Jude beinah ganz vergessen war, mußte in dem berüchtigten Hause die tiefe und große Kloake gereinigt werden, und wie erstaunte man, als man einen menschlichen Cadaver herauszog, der nach kurzer Besichtigung für die Leiche des Juden erkannt wurde! Jetzt wurde nicht nur der

Argwohn allgemein, sondern man zeigte selbst mit Fingern auf den Mörder und nannte seinen Namen auf öffentlicher Straße. Der Verdacht fiel auf einen Mann, der, glaube ich, die Stelle eines Aufsehers in dem Hause bekleidete und mehre Wochen während des Verschwindens des Juden allein im Hause gewesen war. Von Seiten der weltlichen Gerichte war der Verdacht als ganz gegründet aufgenommen, aber wie sollte man des vermeintlichen Mörders habhaft werden? In den meisten katholischen Städten war in der Nachbarschaft der Kirchen und vorzüglich der Klöster ein größeres oder kleineres Gebiet, welches man „auf der Freiheit" nannte, und wo ein jeder Verbrecher von dem weltlichen Arm nicht erreicht werden durfte. Das besagte Haus lag auf der Freiheit des Michaeliskloſters. Dem Mörder wurde bald hinterbracht, daß er für den Urheber des begangenen Mordes angesehen würde und daß er sich ja hüten müßte, der Polizei in die Hände zu fallen. Der Mann verließ also „die Freiheit" nicht, wiewohl er keinesweges sich verborgen hielt, sondern keck genug war, auf der Straße spazieren zu gehn, da die „Freiheit" bis zur Mitte der Straßenbreite, bis zum Rinnsteine, sich hinzog. So viele Mühe und Pfiffe einige abgeschickte Leute anwendeten, den Mörder über die „Freiheit" zu locken; so war er doch schlau genug, die Absichten seiner Verführer zu errathen, und schritt daher niemals weiter vor, als er für gut fand. Endlich, nach Verlauf von einigen Monaten, wurde er doch überlistet. Einer seiner Bekannten, früher sein Freund, hatte es oft vergeblich versucht, ihn bis an die Gränze zu leiten. Eines Ta-

ges hatte er sich mit dem Mörder lange unterhalten, war mit ihm auf der Straße hin- und hergehend dem Rinnsteine näher und näher gekommen, und bald hatte er ihn bis dahin gebracht, wohin er ihn haben wollte. Jetzt schreitet er über den Rinnstein, zieht seine Tabaksdose, bietet dem Mörder eine Prise an, dieser streckt die Hand nach der Dose aus, und in demselben Momente wird er über die Gränze gerissen. Schnell springen von allen Seiten Leute herbei, der Mörder wird gebunden und dem Arm der Gerechtigkeit überliefert. Bald hatte er die That eingestanden. Was nachher mit ihm geschehen ist, weiß ich nicht.

Nach diesem, so bald gestörten Versuche weilte ich noch einige Wochen in meiner stillen Kammer, oder trieb mich in der Umgegend meiner Vaterstadt umher, bis endlich abermals in mir der Entschluß zur Reise kam, Hildesheim zu verlassen. Dießmal sollte der Weg, der mich glücklich von der Elbe zu meiner Mutter geführt hatte, wieder zum Rückgange gewählt werden. In zwei oder doch in drei Nächten glaubte ich die weite Strecke von achtzehn Meilen durcheilen zu können, während ich die lange Tageszeit, wenn nicht sichere Wälder das Weiterwandern bei Tage zuließen, in irgend einem Verstecke zubringen wollte. Gegen dieses Unternehmen ließ sich nichts einwenden, und die Reise sollte angetreten werden. Mein lieber Wirth und Vater wollte jedoch durchaus nicht zugeben, daß ich ohne ihn die Reise antreten sollte, er wollte mich begleiten, sagte er, auch wenn es in den Tod ginge, eher sollte ich seinen Augen nicht entschwinden, als bis ich die Elbe wieder hinter

mir und das Preußische erreicht hätte. Was sollte ich da machen? davoneilen und den guten Mann täuschen, belügen und kränken? Das wollte ich nicht, das konnte ich nicht. So sannen wir Beide auf Mittel und Wege, wie am bequemsten, schnellsten und sichersten die Elbe erreicht werden könnte.

Dritter Abschnitt.

Reise nach Berlin und Aufenthalt daselbst.

Erstes Kapitel.

Ankunft in Berlin.

Meine Mutter hatte noch eine Reihe von Thalern und einige Pistolen für mich angeschafft, von allen meinen Lieben in Himmelsthür hatte ich unter vielen Thränen Abschied genommen, meine Reisebedürfnisse in ein Taschentuch gebunden, auch Rust hatte sein dürftiges Bündelchen zusammengeschnürt, ich dankte Mutter und Töchtern für ihre viele Liebe und Aufopferung, herzte und küßte sie, und von den wahrhaft gutgemeinten Segenswünschen Aller, Aller begleitet traten wir, Rust und ich, die Reise nach Berlin an. Anfangs wollten wir den allernächsten Weg einschlagen, nämlich über Braunschweig, Helmstädt, Erxleben, Wollmirstädt; aber die Gefahr schien doch fast auf dieser ganzen Tour allzugroß zu seyn, und wir wählten daher einen kleinen Umweg über Salzgitter nach Dorstadt, besonders da mir dieser Weg von allen der bekannteste war. Ohne den geringsten Unfall kamen wir bei hellem Tage vor Salzgitter vorbei und erreichten wohlbehalten kurz nach Sonnen-

untergang das Kloster Dorstadt. Auch dießmal wurden wir von meinem Freunde liebevoll empfangen, und er bewilligte uns gern ein Nachtquartier.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als wir bereits die Chaussee von Braunschweig nach Halberstadt erreicht hatten. Wir überschritten sie und verfolgten den Weg nach Schöningen. Da bisher Alles glücklich abgelaufen war, so wurden wir immer dreister und kecker, gingen selbst durch Schöningen, ließen uns daselbst das Mittagbrod gut schmecken, und setzten dann auf der breiten Heerstraße, unserem Glücke wohl zu viel vertrauend, aber doch ganz glücklich und erwünscht unseren Marsch weiter fort. Wäre ich allein gewesen, so würde ich noch an diesem Tage die Elbe erreicht haben; aber mein Reisegefährte ermüdete mehr und mehr, und konnte endlich, wie er sagte, nicht mehr von der Stelle kommen. Wir erreichten, noch etwa zwei Meilen von Wollmirstädt entfernt, ein kleines Dorf, wo wir übernachteten. Am frühen Morgen waren wir schon wieder in schneller Bewegung, erreichten nach einigen Stunden Wollmirstädt, kamen glücklich vorbei, und erblickten etwa gegen Mittag die ersehnte Elbe.

Das Ziel war erreicht, aber alle Gefahr noch keinesweges vorüber: denn auf dem Ufer der Elbe mußten wir lange warten, und kein Tag verging, sagte uns ein alter Bauer, an dem nicht ein, auch wohl zwei und drei Strickreiter in dieser Gegend umherspionirten. Endlich stieß vom jenseitigen Ufer ein Kahn ab, und landete an derselben Stelle, wo wir auf Ueberfahrt gehofft und gewartet hatten. Ich sprang, ohne weiter irgend etwas gefragt zu haben, in den Kahn und bat um schnelle

Rückkehr, denn ich müßte, gab ich vor, heute noch nach Genthin und morgen bei guter Zeit wieder in Wollmirstädt seyn. Nachdem noch ein Bauer, der sich mittlerweile unserer Ueberfahrtsstelle mit einem Schweine am Stricke genähert hatte, sammt Gesellschaft an Bord aufgenommen worden war, spannte der Schiffer ein kleines Segel auf, der Wind blies heftig darein, und wir Vier hatten somit bald das jenseitige Ufer erreicht. Hier stand ich nun freudetrunken auf dem rechten Ufer der Elbe, Rust hatte das linke noch nicht verlassen, tausend Handküsse wurden hinübergeworfen und endlich die letzten Abschiedswünsche zugewinkt. Jetzt hatte ich einmal wieder das erreicht, was ich erreichen wollte: ich war wieder im Preußischen, war wieder frei, was wollte ich mehr?!

Langsam wanderte ich weiter und sendete jetzt im Geiste Blicke nach Berlin, woran ich bisher nur als an eine Nebensache flüchtig gedacht hatte. Was wirst du nun in Berlin beginnen, keinen Menschen kennst du! an keinen kannst du dich empfehlen! Diese Gedanken stimmten mein Wonnegefühl sehr herab, ich wurde traurig, und mißmuthiger, als ich es seit langer Zeit gewesen war. In dieser Stimmung erreichte ich Burg, meldete mich daselbst als westphälischer Deserteur und bat um einen Paß nach Berlin, der mir auch nach leicht beseitigten Schwierigkeiten bald eingehändigt wurde. Als ich vor zwei Jahren in Lenzen einen Paß erhielt, war mir ein solches Papier ein Kleinod, ich hatte darüber eine kindische Freude, ich konnte meine Augen nicht davon wenden; jetzt sah ich ihn mit finsterem Blicke an, legte ihn gleichgiltig zusammen und steckte ihn in die Tasche.

In

In Genthin übernachtete ich. Mit dem Früheſten, ſo hatte ich mir vorgenommen, wollte ich meine Wanderung weiter fortſetzen; aber meinen Paß, der mir abgenommen worden war, könnte ich, ſo wurde mir der Beſcheid, erſt um 8 Uhr viſirt zurückerhalten. Aergerlich ging ich ſelbſt nach der Polizei und forderte meinen Paß, denn ich müßte heute noch nach Berlin, ſagte ich, und hätte ſchon über eine Stunde gewartet. „Sie können Ihren Paß noch nicht erhalten, ich darf ihn nicht viſiren und der Herr ſchläft noch," erhielt ich zur Antwort. — „So wecken Sie den Herrn doch, die Sonne iſt ja ſchon lange aufgegangen!" rief ich dem Sekretär entgegen. — „Das darf ich nicht," ſagte der Geheimſchreiber, „und thät' ich's, ſo würden uns Beiden alle Donnerwetter und der Teufel ſelbſt über den Kopf fahren!" — „Na, über meinen gewiß nicht," ſagte ich, „und Sie ſind zum Teufelholen noch zu jung, wecken Sie ihn nur." — „Ich darf nicht, ich thu es nicht," und damit ſetzte ſich der Schreiber an den Schreibtiſch, ſchrieb weiter fort und kümmerte ſich um mich nicht. Schon hatte ich mich auf den Weg begeben und wollte ohne Paß weiter gehn; aber da machten meine Füße Bedenklichkeiten, zur Reiſe ſchlecht eingerichtete Schuhe hatten hier und da wunde Stellen verurſacht. Müßte ich unterweges übernachten, dachte ich, ſo würde man mich ohne Paß vielleicht nicht aufnehmen; ich wartete daher, bis der Polizeirath, oder was er ſonſt für einen Titel hatte, ſich aus ſeiner Gemächlichkeit erhoben. Kurz nach 8 Uhr war der Herr aufgeſtanden, und bald nachher, als ich mein viſirtes Papier eingeſteckt hatte, ſchlug es neun! Nunmehr endlich wanderte ich weiter.

In dem Walde von hier nach Plaue holte ich eine Gesellschaft ein, bestehend aus drei Männern und einem Mädchen. Ich hörte von ihnen, daß sie sämmtlich nach Berlin zu reisen in Thätigkeit waren, ich nahm daher wohlgefällig die Aufforderung auf, mich ihnen anzuschließen, und wir waren also jetzt unserer Fünf. Gegen Mittag etwa erreichten wir Plaue. Wir kehrten nicht fern von der Havel in ein Wirthshaus ein und forderten Mittagessen. Auf die Frage, was es gäbe? hörte ich, daß die Leute uns mit Fischen aufwarten könnten, und ich bestellte daher Fische, ein Gericht, was ich seit mehr als zwei Jahren nicht gegessen hatte. Wie erstaunte ich, als mir meine Lieblingsspeise vorgesetzt wurde: kleine Plötzen, Rothaugen, Brassen schwammen oder lagen in einer braunen Brühe, worin noch eine Masse kugeliger Körner, welche ich bald für Nelkenpfeffer (englisches Gewürz) erkannte, noch ganz gebliebene oder aufgelöste Zwiebelscheiben und kleine Stücken Brod Aufnahme gefunden hatten. So ein Gericht war mir noch nicht vorgekommen! oft, sehr oft zwar hatte ich Fische gegessen, aber von gekochten Fischen hatten noch nicht einmal meine Ohren etwas vernommen! Anfangs wollte ich nicht daran; da ich aber sah, daß Andere sich die sonderbare Braunbiersuppe mit Fischen wohlschmecken ließen, so wagte ich es und legte Hand ans Werk, und fand, daß das Gericht viel besser schmeckte, als es aussah. Nach eingenommenem Diné bezahlten wir unsere Zeche, promenirten, d. h. etwas schnell, weiter, erreichten Brandenburg, das Städtchen Werder, schifften hier glücklich über die Havel, gingen bei dem Entenfange vorbei, durch den anmuthigen Wald und hatten bald die wahr-

haft großartigen Anlagen des alten Fritzen zur Linken, erreichten das fromme stille Potsdam, gingen hindurch und soupirten nach Untergang der Sonne vor dem Berliner Thore in dem „Schwarzen Bären." Ob das Diniren und Soupiren wohl besser bekommt und besser schmeckt, als Mittag- und Abendbrod zu sich nehmen? Du armes **Bon jour!** dich haben sie weggelacht und weggebissen, deine maltraitirten Verwandten: öng oder auch uïn, döe, troä, katter, auch kater, zenk u. s. w. spielen noch die Feinen bei dem Billardspiele, und jeder feine Handwerksgesell, Handlungsdiener, Geheim-Sekretär, geheimer und nicht geheimer Hofrath, Schulmeister und wie die tausend anders Titulirten immerhin bekomplimentirt werden, Alle, Alle schämen sich, die deutschen Zahlwörter auszusprechen, die Zahlwörter ihrer kräftigen Muttersprache, sie maltraitiren deine Vettern, und dich haben sie weggebissen! du bist fort! du armes **Bon jour!** Ungebildeten Schuhknechten, dickfäustigen Schmiedeknechten, klobigen Stellmachern und Zimmerleuten und Volk ähnlichen Gelichters verzeiht man wohl das Deutschzählen (d. h. das Vernünftigseyn), man sieht ja den Meisten gleich an, zu welchem Schlage von Menschheit sie gehören; aber Männer, die eine höhere Bildung genossen haben, d. h. die lesen und schreiben können, die Regeldetri durchgemacht und schon mehr als einmal davon gehört haben, daß es einen **Magister matheseos** in der Welt giebt, solche Männer dürfen sich nichts vergeben, die dürfen sich nicht gegen den feinen Ton versündigen, die sollen nicht allein gelehrt und anständig seyn, sondern auch gelehrt und anständig scheinen! Du lieber Gott! bewahre doch deine Menschenköpfe, daß sie nicht

ganz hirnlos werden! Wenn doch in den höheren deutschen Kreisen der menschlichen Gesellschaft — wenn nicht etwa darin die französische Sprache zur Umgangssprache gewählt worden ist, — bei den überaus vielen Spielen die deutsche Sprache auf- und angenommen werden möchte, wie bald würden das französische Zählen, die französischen Kunstausdrücke: kater a mehn ꝛc. aus den niederen Gesellschaften verschwinden! Das Beispiel höherer Personen hat eine gewaltige Rückwirkung im Bösen wie im Guten! Sonderbar aber, daß das Diniren und Soupiren sich nicht ausdehnt, zurückwächst, sich verästelt und seine Zweige über die mittlere Kaste der Menschheit ausbreitet, es weilt nur in den höchsten Räumen: noch habe ich niemals gelesen, wenigstens weiß ich's nicht, daß jemals ein König, ein Herzog, ein Fürst gegessen hätte!

Als wir gegessen und unsere Zeche bezahlt hatten, verfügten wir uns, da uns die Wahl freigestellt worden war, nach dem Heuboden. Das war nun Alles wohl recht gut; aber der Tag war zum Ersticken heiß gewesen, hatte die Ziegelsteine fast glühend gemacht, und den Heuboden so eingeheizt, daß wir glauben konnten, als wir in der etwas abgekühlten Luft aufwärts gestiegen waren, wir kröchen in einen großen Backofen. Manche von uns schliefen ein, so wie sie sich oben hingestreckt hatten, ich konnte theils vor Hitze nicht einschlafen, theils hinderten mich die Schmerzen an meinem Fuße daran. Endlich machte ich mir dicht vor der Luke ein Heulager zurecht, das Mädchen folgte meinem Beispiele, und wir Beide lagen nun halb auf dem Boden, halb im Freien.

Endlich kam der Morgen des 11. Augustes 1811

heran, und wir begaben uns auf die Reise nach Berlin. Nur langsam konnte ich weiter schreiten, die Schmerzen an meinem rechten Hacken machten beinah das Gehen unmöglich; meine Begleiter hatten eben keine Eile, sie gingen langsam, wie ich, und wir blieben also beisammen. Auf diesem Wege erst kam es zur Sprache, wo Jeder sein Absteigequartier nehmen wollte. Ich meines Theils hatte die Absicht, mir wieder bei den guten Leuten in der Siebergasse Unterkommen zu erbitten; doch dieser Entschluß wurde dadurch geändert, daß ein Mann von meiner Begleitung zu mir sagte: „Kommen Sie mit mir! Alle Jahr reise ich wenigstens einmal von Jerichow nach Berlin, und da logire ich denn immer in der Fischerstraße bei der Wittwe Mohr, es ist eine gute Alte, Sie werden es gut bei ihr haben.“ Ich folgte dieser Aufforderung, wurde freundlich aufgenommen, und fand, daß es gut war.

Zwei Schneidergesellen fand ich bereits vorräthig bei der Mohr, wir waren also nun unser vier Schlafburschen beisammen. Unsere Wohnung zeugte eben von Reichthum und Wohlhabenheit nicht, sie bestand aus einer Stube und einer kleinen Kammer: gerade der grauen oder schwarzen Stubenthür gegenüber — genau ist mir die Farbe nicht in der Erinnerung geblieben, — stand ein großes hoch aufgeschwollenes Bett zur Aufnahme für die Mohr und für ihre majorenne Tochter, zwischen den beiden Fenstern war einem viereckigen Tische, dem an Sonn- und Feiertagen eine runde Gestalt gegeben wurde, unter einem kleinen Spiegel hart an der weißgrauen Wand sein Platz angewiesen, zu desto größerer Bequemlichkeit standen hier und da noch: ein

Rohrstuhl für die Wirthin, zwei Brettstühle, eine kleine Holzbank und ein langer, oben flacher Koffer, worin die unreine Wäsche Aufnahme fand. Die kleine länglich-viereckige Kammer hatte ein kleines, über Mannshöhe hinaufgerücktes Fenster, die Stubenthür nahm die Mitte der einen Wand ein, gegenüber hatte ein zweischläfriges Bette, dicht unter dem Fenster, die ganze Breite des Schlafgemaches eingenommen, von dessen Kopf- und Fuß-ende streckte sich beiderseits ein schmäleres Bett bis dicht an die Wand neben der Kammerthür, kurz die drei Betten nahmen vollkommen den Raum ein, kein Daumenbreit war übrig. Vor dem größeren Bette stand ein Brettstuhl, in der Mitte noch ein anderer, welcher der freien Passage nicht wenig hinderlich war. So war meine neue Wohnung; man wird sich nach der Beschreibung wohl so halbwege ein treues Bild davon verschaffen können. In diesem Raume und unter diesen Menschen lebte ich eine Zeitlang ziemlich froh und in Ruhe und Frieden.

Dreizehn Tage hindurch hatte ich mich auf den Straßen Berlin's ganz zwecklos umhergetrieben, als der hohe Festtag, der Stralauer Fischzug wiederkehrte. „Da müssen Sie hin, da werden Sie staunen und sich freuen, so was giebt's in der Welt nicht mehr!" sagten meine Hausgenossen, und ich begab mich auf den Weg nach Stralau. Ich ging nach dem Frankfurter Thore, und da es ein warmer heiterer Tag und zumal schon etwas spät am Nachmittage war, so hatte sich eine Menschenmasse zusammengefunden, wie ich sie bis dahin noch nicht gesehn hatte. Hingestreckt auf die grüne Matte lagen Tausende von Männern, von Frauen und von Kindern,

bunt und verworren durcheinander, Kreischen, Schreien, Lachen und Schimpfen gab ein so durchdringendes Geschwirre, welches fast betäubend war und über eine Viertelmeile von dem Schauplatze durch die Lüfte drang. Hüpfen, Gehen, Laufen, Rennen, Wanken, Taumeln, Herzen, Drücken, Küssen, Prügeln, Balgen, Wälzen gaben zusammen ein sehr eigenthümliches bewegliches Bild zurück, das mich beinah schwindlich machte. Hierzu kam noch das mannigfach modulirte Ausrufen und Ausschreien von Wurst und Birnen, das Qualmen der Fleisch-, Wurst-, Kaffee- und Kartoffel-Töpfe, die ungeheuren Haufen aufgeschütteten Obstes u. dgl. m., daß mir vor all' diesem Geschwirr, Geklirr und Wirrwarr angst und bange wurde; ich kaufte mir daher, um doch etwas zu dem allgemeinen Jubel beigetragen zu haben, einige Paar Bratwürstchen oder, um verständlicher zu seyn, Saucißchen, eine Semmel dazu, verzehrte Beides mit gesegnetem Appetite und — ging wieder nach Hause. Heut zu Tage sieht man am Fischzugstage wohl noch viele Menschen; aber so eine Menschenmenge, wie ich damals beisammen sah, habe ich niemals vor dem Frankfurter Thore, kaum in Stralau selbst und in Treptow wieder gesehn! Warum? „Ah, es wird doch immer gemeiner, zu gemein, man muß sich schämen, wenn honette Leute erfahren, daß man dort gewesen ist! man trifft auch nur Bürgers- und Bauersleute, Soldaten, Gesellen und Dienstmädchen an!" O! Gemach! Ihr feinen Leutchen, thut doch nicht gar zu groß! Les't den Donquixot und laßt Euch von Sancho Pillen geben! Wenn Ihr sie noch nicht kennt, so will ich Euch eine davon eingeben: Sancho war, hinter Donquixot auf

einem hölzernen Esel reitend hoch in die Lüfte bis zur Feuerregion empor gestiegen, und kam endlich so ziemlich mit einem blauen Auge davon und wieder zur Erde zurück. Auf Befragen der Herzogin, wie groß ihm die Erde geschienen, antwortet er: „Klein, klein, nur wie ein Hirsekorn groß!“ und die Menschen? „und die Menschen darauf wie Haselnüsse!“

Meine Kasse gab täglich aus, nichts nahm sie ein, kein Wunder also, daß ihr Inhalt immer geringer wurde und mir nicht wenige Besorgniß machte. Vielen hatte ich bereits den Auftrag gegeben, mir, möge er bestehn, worin er immer wolle, aber doch für mich geeigneten Verdienst zu verschaffen. Mehre Wochen vergingen, ohne daß meine Aussichten sich im Geringsten günstiger gestellt hatten. Endlich gelang es einem Schneidergesellen, mich bei seinem Meister unterzubringen. Freudig eilte ich zu dem Schneider und machte mit ihm den mündlichen Contract ab, daß ich seine nette zwölfjährige Tochter zweimal zwei Stunden wöchentlich unterrichten, und sie im Lesen, Rechnen, Schreiben, in der Geographie und Geschichte und hauptsächlich im Französischen vervollkommnen sollte, dieß waren also meine übernommenen Pflichten; dagegen übernahm der Schneidermeister die Verpflichtung, mir, wenn ich zu seiner Zufriedenheit seine Tochter weiter brächte, an jedem Sonnabend 6 Münzgroschen auszuzahlen, darauf könnte ich mich verlassen. Der Anfang war also gemacht; das Mädchen lernte leicht und gut, und ich erhielt regelmäßig am Sonnabend 6 Münzgroschen. Wie könnte ich auch mehr verlangen, als $1\frac{1}{2}$ Groschen für die Stunde; erhielt doch ein Schneidergesell, wenn er eine Stunde über

sein Tagewerk, und in dringlichen Fällen zwei, drei Stunden mehr arbeitete, für jede Stunde nur 1½ Groschen mehr!

Zweites Kapitel.

Das Studentenleben vergeht nicht Jedem in Lust und Freude.

Es begab sich in dieser mageren Zeit, daß unsere Wirthin ihre Wohnung verlassen und eine andere aufsuchen mußte. Sie hatte bald eine, unseren bescheidenen Wünschen und Zwecken entsprechende Räumlichkeit aufgefunden. Am 3. October bezogen wir unsere neue Wohnung in der alten Roßstraße Nr. 8 auf dem Hofe in der Bel-Etage; jedoch nicht die ganze Etage nahmen wir ein, sondern nur die etwas größere Hälfte. Diese bestand aus einem finsteren, sehr kleinen Entrée, in welchem auch der Feuerheerd hatte Platz nehmen müssen, aus diesem Raume gelangte man durch Vermittelung eines geringen Drukkes auf eine Klinke in die geräumige Stube, und hieraus seitwärts mit derselben Leichtigkeit in die Kammer. Hätte unsere neue Wohnung nicht um den angegebenen Entrée an Größe zugenommen, ich hätte in die Versuchung kommen können, zu glauben, daß unsere alte Wohnung mit uns zugleich aus der Fischerstraße ausgezogen wäre, so täuschend ähnlich waren Stube und Kammer, und hierzu kam noch, daß dem gesammten Ameublement genau wieder dieselbe Stelle angewiesen worden war. Wer von den mir bekannten oder befreundeten Lesern vielleicht auf den Einfall kommen sollte, meine damalige Wohnung einmal in Augenschein zu nehmen, dem sage

ich, er unterdrücke nur diese Wünsche, ich kann sie ihm nicht zeigen, diese Wohnung, sie ist nicht mehr! Nur die Brandmauer zeigt noch die Spuren, woran das Gebäude sich in seinem hohen Alter lehnte.

Die kleinere Hälfte unserer Etage bewohnte eine sehr alte Matrone mit ihrer alten Tochter, und eine Prediger-Wittwe, die bei ersterer in Schlafstelle lag. Auch diese Dame war dem Ende der ersten Hälfte eines Jahrhunderts schon nahe, aber sie hatte noch eine Lebenslust und eine Regsamkeit, wie ein junges munteres Mädchen. Es währte nicht lange, so hatte ich mit dieser Bekanntschaft gemacht, und ihr meine dürftige Lage offenbart. Sie ernährte sich mit Nähen und übte diese Kunst unter Anderen auch in der Br. Straße bei einem Polizei-Commissarius aus. In der Mitte des Octobers bereits fügte es sich, daß dieser Herr eines Schreibers benöthigt war; die Wittwe H. schlug mich zu diesem Posten vor, und — ich wurde als geheimer Privat-Secretair auf- und angenommen. Wie viel Lohn ich hier für mein vieles Schreiben erhielt, weiß ich nicht mehr; so viel ist mir aber in der Erinnerung geblieben, daß mein Salar für eine Stunde Schreibens noch geringer war, als mein Honorar bei dem Schneider.

War der Verdienst auch noch so gering, so machte er doch weniger Ausgabe aus meiner Kasse nöthig, und ich lebte so dürftig, als es irgend mit der Gesundheit verträglich war. Bloß um kümmerlich mein Leben weiter zu bringen, war ich aber nicht nach Berlin gekommen, sondern ich wollte allerdings meinen Unterhalt verdienen und hierdurch in den Stand gesetzt werden, mich zu einem tüchtigen Thierarzt ausbilden zu können. Zu

diesem Ende ging ich nach der Thierarzneischule und bat den Direktor Naumann und den Professor Reckleben um freie Collegia, und diese Herren waren so gütig, ohne Weiteres meine Bitte zu erfüllen. In die Zahl der Königlichen Eleven konnte ich, ich weiß nicht mehr warum, nicht aufgenommen werden, ich blieb also, wie ich war, ein Fremder in Berlin, und mußte vor wie nach eine Aufenthaltskarte bezahlen. Zu dieser Zeit hatte ich das Glück, zu erfahren, daß an die neu gegründete Universität auch ein Hildesheimer berufen war. Noch heute wirkt dieser hochgeachtete Mann in voller Rüstigkeit auf Katheder und Kanzel. Zu diesem meinen Landsmanne begab ich mich, bat, daß er mir durch seine Vermittelung gratis eine Matrikel verschaffen möchte, und noch an demselben Morgen gelobte ich unter dem Rektorate Fichte's in die Hand des stellvertretenden Rektors Schmalz, daß ich den Gesetzen und meinem gewählten Berufe getreu mich zu einem tüchtigen Arzte heranbilden wollte. Bereits den folgenden Tag erhielt ich gratis meine Matrikel, meine Karte, und ich war nunmehr ein Studiosus medicinae. Das war eine Freude! ich stand nun nicht mehr allein, sondern ich hielt mich für ein Mitglied einer großen Gesellschaft. Wohl hundertmal las ich in den ersten Wochen meine Matrikel durch, wiewohl ich nach einigem Durchlesen sie schon auswendig wußte, ich konnte mich nicht satt daran sehn! Gleich nach dem Empfange des geliebten Papiers wurde dieses wichtige Ereigniß, dieser wichtige Schritt auf meiner Lebensbahn meiner über Alles geliebten Mutter mit den beredtesten Worten berichtet.

Nun war eine wichtige Frage zu beantworten: wel-

chen Namen und Inbegriff wirst du dir zuerst erklären lassen? Ich las am schwarzen Brette so viele Namen, die mir unbekannt waren, ja wovon meine Augen bisher noch nichts gesehn, meine Ohren noch nichts gehört hatten, wie sollte ich da wählen können? Fragen mochte ich nicht, denn ich glaubte, daß Alle, welche am schwarzen Brette Auskunft suchten, in der Hauptsache schon damit bekannt wären, was sie suchten, ich mochte also meine Unkunde nicht verrathen, das ließ mein Stolz, meine falsche Scham nicht zu. Fragte ich auch den und den Studenten mit einer Miene, die so gelehrt als möglich zurecht gerückt war, hier und da nach, so wurde ich doch durch keine Antwort sicherer gemacht, ja einige Musensöhne sahen mich so verächtlich an, daß ich aus ihrem Gesichte die Antwort lesen konnte: Du gehörst zu unserer Gilde nicht! Wie sollten auch diese unerfahrnen Söhne in meiner Hülle einen Studenten vermuthen: denn ich trug eine graue Mütze mit dicker blauer Verbrämung, einen grünen, durch sein Alter ehrwürdigen Ueberrock, eine gestrickte carirte Weste, ebenfalls gestrickte braune Hosen, deren Beinlinge unten mit Bändern zugebunden waren, und meine Füße nahmen ein Paar, wie für die Ewigkeit gearbeitete Schuhe in sicheren Schutz: wie konnten so die unerfahrnen Musenkinder in mir einen Studenten vermuthen? Die Straßenjungen, die in manchen Stücken vielen Tact und viele Erfahrung haben, erkannten mich schon bei meinem Einzuge in Berlin, denn ein paarmal sagten sie laut: „des is en Student!“ In der That haben die meisten Gymnasiasten, wenn sie nach der Universität abgehen, einen großen Mangel an Kenntniß von dem Getriebe

der Mitwelt, Praktisch-Nützliches haben sie wenig oder gar nichts davon in ihrem Kopfe! Wie soll das auch anders seyn: sie kennen und können nur Griechisch und Lateinisch, sie bewegten sich im Geiste 6, 8, 10 Jahre in einer Zeit, die vor zwei oder drei Jahrtausenden Gegenwart war, wie soll ihnen die Mitwelt anders, als etwas Trivialisches erscheinen? Was das Auffallendste einem und jedem Beobachter seyn muß, das ist der übermächtige Stolz, den diese angehend-praktischen jungen Leute mit nach der Universität bringen! Kein Wunder! sie haben ihre Lexica so ziemlich im Kopfe, verstehen das, was sie in den Autoren lesen, leicht und nach ihrer Meinung vollkommen, sie erblicken sich also auf der höchsten Stufe menschlicher Bildung, denn sie haben das, was als Ausweis dafür gilt, vollkommen inne, sie betrachten diese Sprachen nur als abgeschlossenes Ganzes, damit sind sie vertraut, von dem Geiste, der in einer Sprache weht, der einer unendlichen Auffassung und Anschauung fähig ist, haben sie noch keine rechte Ahnung, wie sollen sie da nicht stolz seyn!? Nach der Universität gehen sie nur, um zu vernehmen, wie man sein Brod verdient.

Ich kann eine Observanz, oder wie ich sonst diesen Gebrauch nennen soll, in dem Getriebe unserer Schulen hier nicht unerwähnt lassen: Hat ein Jüngelchen im Gebiete der Gelehrsamkeit sich so weit forschend umgesehn, daß er für fähig erklärt wird, nun auf eine höhere Stufe, Tertia genannt, treten und seine Blicke darauf weiterhin senden zu können: so unterdrückt jetzt der väterliche Lehrer sein vertrauliches Du, er nennt nun den Jungen „Sie!" Wer mag diese Unregel — ich will nicht sagen Unsinn, wenn ich auch keinen vernün-

tigen Sinn darin entdecken oder auch nur errathen kann, — wohl erschaffen und eingeführt haben? Der Lehrer soll, nach meiner Meinung, in der kurzen Zeit, die ihm in der Schule zur Thätigkeit angewiesen ist, nebenbei auch Vater, auch Erzieher seyn, und nicht bloß Dresseur! Und wenn diese Meinung, ich sollte es denken, die richtige ist, wer wird da noch das „Sie" vertheidigen können? Jedoch — ich schreibe hier ja meine Lebensbeschreibung, — auf lange Erörterungen habe ich mich niemals, oder doch niemals gern, eingelassen, und ich sage daher nur, wenn ich Kaiser wäre, so dürfte in meiner Monarchie, die Universität abgerechnet, kein Lehrer seinen Schüler mit „Sie" anrufen oder auffordern. Schreiber dieses sind in seiner langen Schul-Praxis zwei sonderbare Fälle ziemlich gleicher Art vorgekommen. Ich besuchte dann und wann einen Meister, der mehre Gesellen hatte, und unter mehren anderen Lehrlingen auch einen ehemaligen langjährigen Schüler von mir: der Meister nannte mich „Sie," ich den Meister „Du;" der Meister und die Gesellen, wie gebräuchlich und natürlich, nannten den Lehrjungen „Du," ich ihn „Sie!"

Nach vielem Denken und Ueberlegen kam ich doch endlich zu dem ganz richtigen Gedanken: wer was lernen will, muß von vorn anfangen, und so nahm ich mir denn vor, in dem laufenden Winter die innere Struktur des Menschen- und Pferde-Körpers kennen zu lernen. Zu diesem Ende studirte ich die Knochenlehre bei Knape und Reckleben, hörte die Anatomie bei Rudolphi und übte mich praktisch auf der Thierarzneischule im Anatomiren.

Mit dieser wissenschaftlichen Beschäftigung wollte

der große Zeitaufwand, den das Secretariat bei Sp. forderte, nicht conveniren und harmoniren; ich zog daher vor, diesen, doch nur interimistischen, Posten aufzugeben. Der Wittwe H. gelang es, mir anderweitig Verdienst zu verschaffen, und besseren und einträglicheren, als mir der verlassene Posten spendete. Auf dem Cölnischen Fischmarkte wurde für zwei Mädchen ein Lehrer für das Französische verlangt; die H. schlug mich vor, und ich erhielt diesen Unterricht: 4 Stunden wöchentlich, und jede Stunde wurde mit 2 Groschen Courant honorirt. Durch dieses glückliche Ereigniß stolz gemacht, bat ich den Schneider um Erhöhung meines Lohnes; aber der Meister wollte durchaus nicht über das Honorar eines Schneidergesellen hinausgehn, und ich kündigte ihm daher meinen Posten auf. Mutter und Tochter baten den Vater und mich, daß wir uns vergleichen möchten; jedoch der Vater wollte nun einmal nicht zulegen, und ich unter 2 gute Groschen keine Stunde geben, und so kam es, daß ich den Unterricht, obgleich die Mutter versprach, daß sie, wenn sie könnte, das Fehlende zulegen wollte, dennoch aufgab. Nach Neujahr erhielt ich, ebenfalls wieder durch Vermittelung der Prediger-Wittwe, noch zwei einträglichere Stunden auf der Schloßfreiheit bei einem Weinhändler, nämlich für jede 4 Groschen Cour. Hier hielt ich mich schon für vorzüglich honorirt und dachte, wenn das so fortgeht, so kannst du bei deinem Studiren selbst noch reich werden; aber es ging nicht so fort, was ich hatte, behielt ich, es kam nichts dazu, und mit einem Gulden wöchentlich mußte ich mein Leben durchfüttern. Eine trübselige Zeit für mich! Anfangs aß ich alle Mittage etwas Warmes; das konnte ich aber

nicht ausführen, ich wechselte daher ab, aß also in zwei Wochen siebenmal zu Mittage; da jedoch auch dieser Aufwand für meine Einnahme sich zu groß auswies, so wurde mein Magen wöchentlich nur zweimal mit etwas Warmen erfreut. Oft, sehr oft habe ich gehungert! wie manchen Morgen stand ich hungrig auf und legte mich Abends hungrig wieder zu Bette! Um Brod bitten konnte ich nicht, und wie süß schmeckte doch oft ein Stück hartes trocknes Brod!

So stark und rüstig auch mein Körper war, so konnte er endlich doch den Einwirkungen dieser Lebensart nicht ganz widerstehn: nach und nach fand sich ein Drücken in der Herzgrube ein, welches immer mehr und mehr zunahm, und endlich so auf mich einwirkte, daß ich alle Tage zu sterben wähnte; kurz, ich war total hypochondrisch geworden.

In dieser Lage und in diesem Zustande war ich, als der Frühling des Jahres 1812 eintrat. In den Osterferien erbat ich mir unentgeldliche Collegia: Physiologie bei Rudolphi, Zoologie bei Lichtenstein und Botanik bei Wildenow, und that nirgends eine Fehlbitte. Die Naturgeschichte griff ich mit wahrem Feuereifer an, vorzüglich die Botanik. Da ich von Ein- oder Auflegen der Pflanzen noch nichts wußte, d. h. noch nichts davon gehört hatte, so sammelte ich doch auf Excursionen Pflanzen, freute mich außerordentlich darüber, daß der Professor für jedes Gewächs einen lateinischen Namen gleich bereit hatte, schrieb sorgfältig und eifrig die Namen auf Zettel, befestigte diese an die Pflanzen und kam so mit einem ganzen Armvoll belastet fröhlich nach Hause. Das Bild der Pflanzen war bald eingeprägt und noch leichter

die

die Namen gefaßt. Um mich noch mehr zu üben, ging ich allein denselben Weg, wo ich auf der Excursion meinen Vorrath eingesammelt hatte, und begrüßte eine jede mir bekannte Pflanze laut mit ihrem lateinischen Namen. Wildenow äußerte einmal auf der Excursion: „Jeder Botaniker muß auf jeder Stelle, wo er sich etwa hinlegt, alle Pflanzen und Pflanzentheile, klein oder groß, auf den Blick erkennen und benennen können.“ Das sollst du auch lernen, dachte ich, und — ich hatte es in zwei Jahren, mit weniger Ausnahme, auch dahin gebracht.

Ein trauriges Ereigniß, was mich tief ergriff, drohte meinen Lerneifer gänzlich zu unterdrücken: Wildenow starb! Jetzt hatte ich Keinen, den ich um Rath fragen konnte! Meine Gesundheit, die immer mehr und mehr abnahm, erhielt durch diese Trauerkunde noch einen gefährlichen Schlag; ebenfalls sehr niederdrückend war es für mich, daß meine Bekleidung endlich in einen solchen Zustand gerieth, daß man mich eher für einen Bettler als für einen Studenten halten mußte, nur meine gewaltig langen Haare, die mehr als eine Handbreite über die Schultern hinabwallten, sprachen noch einigermaßen für letzteren. Ein, in der Hauptsache geringfügiger, aber in seiner Nachwirkung wichtiger Umstand war dieser: An dem Begräbnißtage Wildenow's gab ich früh Morgens französischen Unterricht. Der Weinhändler fragte mich, ob ich denn nicht den großen Botaniker mit zur Ruhe begleiten wollte? Auf meine Bejahung sagte er: „Da brechen Sie den Unterricht ab, es ist schon spät, eilen Sie nach Hause und kleiden Sie sich um!“ Bei diesen Worten stürzten mir die Thränen aus den Augen,

ich ging ins Freie und weinte bitterlich! Länger als ein halbes Jahr hindurch ist mir hierauf kein Tag vergangen, an dem ich nicht Thränen vergossen hätte! Gegen diese eherne Zeit war der verborgene Aufenthalt in Hildesheim golden!

Das Studium in der Botanik konnte bald wieder fortgesetzt werden, Rudolphi übernahm einstweilen den Unterricht, und ich setzte mit allem Eifer das Begonnene fort. Hier fand sich Gelegenheit für mich, näher mit Rudolphi in Verbindung zu treten, was auch geschah, indeß nur scheinbar zu meinem Vortheile, in der That aber, wie es sich nachher auswies, zu meinem Nachtheile. Ich klagte ihm auf Excursionen einigemal mein Seitendrücken. Anfangs schien er mich nur zu bedauern; jedoch er erkannte die Ursache meines Leidens und suchte, sey es nun aus Mitleiden dazu bewogen, oder weil ich bei meinen raschen Fortschritten ihm was Ausgezeichnetes zu werden versprach, nach Möglichkeit zur Linderung desselben beizutragen. Einmal nahm er mich mit auf seine Stube, ließ sich mit mir über verschiedene Gegenstände in ein Gespräch ein, wobei er sich großen Theils, um mich auch von dieser Seite zu prüfen, der lateinischen Sprache bediente. Ich hatte in früherer Zeit fast täglich die lateinische Sprache redend üben und über ein Jahr hindurch allen Unterricht in dieser Sprache anhören müssen, er fand mich daher, wie es schien, zu seiner Freude, gewandt genug, wiewohl ich keinesweges so überaus fertig sprach, wie er selbst. Als ich weggehen wollte, überreichte er mir fünf Thaler, welche ich nicht annehmen zu dürfen glaubte; jedoch als er sagte, ich sollte das Geschenk annehmen, als wenn es aus den Händen

eines Vaters käme, so weigerte ich mich weiter nicht mehr, und nahm unter dankenden Worten mit dankbarem Herzen das Geschenk in Empfang. Einige Wochen nachher besah ich die Gegenstände auf dem anatomischen Museum, Rudolphi erschien ebenfalls daselbst, erblickte mich bald, erklärte mir mehre Präparate, darauf gingen wir Beide in den weiten Räumen auf und ab, er schlug seinen Arm über meine Schultern und das Gespräch nahm eine sehr vertrauliche Wendung, bis er endlich mir das Versprechen gab, er wollte sich meiner annehmen und zu meiner Unterstützung mir monatlich sechs Thaler geben. Zweimal nur erhielt ich von ihm dies väterliche Geschenk, dann zog er sich von mir eine Zeitlang fast ganz zurück und bot mir keine Unterstützung mehr an. Der Beweggrund zu dieser Sinnesänderung lag offenbar in dem Umstande, daß ich den Hülfswissenschaften der Medizin viel mehr Zeit und Aufmerksamkeit widmete, als meinem Brodstudium selbst.

Verlor ich durch die Weise, wie ich mein gesammtes Studium trieb, auf der einen Seite, so gewann ich wieder auf einer anderen dadurch: ich wurde mit dem Professor L. bekannt. Ich klagte diesem Herrn einmal meine Leiden — die Hypochondristen sprechen von Nichts lieber, als von ihren Leiden, — und fragte zugleich, ob ich wohl an einem Anfange von Nervenfieber litte, worauf ich zur Antwort erhielt: daß ich hypochondrisch sey, daß ich mir viele Geschäfte und Bewegung in freier Luft machen müsse. Das that ich ohnehin schon, mehr als ich vielleicht hätte thun sollen; aber dennoch folgte ich diesem Rathe und lief fast jeden Nachmittag nach Steglitz, auch bis Zehlendorf, nach dem Grunewald, nach

Spandau, nach Köpnick u. s. w. in verhältnißmäßig kurzer Zeit hin und zurück; ich weiß, daß ich einmal von der Roßstraße nach Köpnick und zurück noch nicht volle drei Stunden zugebracht hatte. Mochte diese starke Bewegung gegen meine Kränklichkeit immerhin ein wirksames Mittel seyn, so linderte sie doch meinen Zustand keinesweges, sondern sie schwächte mich noch mehr, da der Hauptgrund zu meiner Hypochondrie und Melancholie in meiner äußerst dürftigen Nahrung lag.

Einmal sagte mir der Professor L., ich möchte am Nachmittage doch zu ihm kommen, was ich natürlich gern that. Das Gespräch wendete sich bald auf meine kümmerliche Lage, und ich erhielt das Versprechen, daß der Herr sein Mögliches thun wollte, um mir besseren Verdienst zu verschaffen. Bei meiner Entfernung händigte er mir ein großes Packet ein, mit den Worten: „Sie werden davon Gebrauch machen können.“ Neugierig und freudig eilte ich nach Hause, öffnete das Packet, — es enthielt einen Ueberrock, der mir so genau paßte, als hätte ihn der Schneider für mich gemacht. Sie verzeihen mir, innig verehrter Herr Geheime-Rath, daß ich hier Ihre damalige Güte gegen mich erwähne, ich konnte sie nicht gut verschweigen. Auch glaubte ich, daß es Ihnen nicht unangenehm seyn werde, wenn ich dem Drange meines Herzens folgte und Ihnen nach 29 Jahren für ein Geschenk, was in Wahrheit dringend Noth that, noch einmal meinen herzlichen Dank ausspreche und wenn ich öffentlich betheure, daß ich für diese und noch für viele andere Thaten Ihrer Wohlgewogenheit und Liebe gegen mich bis ans Ende meiner Tage dankbar seyn werde! Ich kann es hier

ebenfalls nicht unterlassen — vielleicht trete ich auch Ihrer Bescheidenheit etwas zu nahe, jedoch die Sache und Lage war doch nun einmal nicht anders, — auch Ihnen, Herr Inspector R. für die unzähligen Beweise Ihrer Liebe und Freundschaft gegen mich herzlich zu danken! Sie kannten mein trübseliges Leben von Allen am besten, Sie wußten, in welcher Dürftigkeit und unter welchem Drucke der Verhältnisse ich meine Studien verfolgte! Wohl hat Berlin wenige Studenten gehabt, denen es so kümmerlich gegangen ist, als mir, vielleicht keinen! Wissen Sie noch, mit welcher Zartheit Ihre verstorbene Frau mir zwei neue Hemden überreichte? Ich weiß es noch, als wäre es heute geschehen, mein Dank dafür stirbt nur mit mir!

Durch Empfehlung des Professor L. erhielt ich in der Breiten Straße wöchentlich ein- auch zweimal freien Mittagstisch, wofür ich an denselben Tagen einen kleinen lieben Jungen, Hans, in den Anfangsgründen zu unterrichten hatte. Jedesmal ging ich, an Leib und Seele gestärkt, fast heiter nach Hause. Ich sehnte mich recht nach diesem Tage und nach der Gesellschaft dieser braven Leute. Hätte ich bitten können — aber das konnte ich damals noch nicht über mich gewinnen, dazu war ich noch zu stolz in meiner Armuth! — vielleicht würden mir mehre ähnliche Stellen verschafft worden seyn, und ich hätte dann kummerlos meine Studien verfolgen und mich zu einem tüchtigen Arzte heranbilden können.

In dieser für mich kummervollen Zeit drohete ein Ereigniß mit großer Gefahr: die Franzosen und einige Truppen des Rheinbundes näherten sich Berlin. Was

sollte ich thun? in Berlin bleiben? Aber wenn Westphalen hier einrücken, wie leicht wirst du entdeckt werden und dann ist dein Tod gewiß! Nach Hildesheim eilen? Recht gern, aber was da wieder beginnen? Willst du deinem jetzt kränklichen Körper alle Bewegung rauben, so bist du eben so sicher bald eine Leiche, als wenn dich die Kugeln der Westphalen treffen. So und auf ähnliche Weise ging ich mit mir einige Tage zu Rathe, bis ich endlich zu dem Entschlusse kam, ein nicht zu weit von Berlin entlegenes Städtchen zu meinem Aufenthaltsorte zu wählen. Hiergegen fanden sich aber bald Gründe genug: denn womit sollte ich mich da ernähren? hatte ich doch in Berlin so viel, daß ich nicht ganz verhungerte, was sollte ich mich muthwillig in eine noch sorgenvollere Lage stürzen? Ich vertraute hier auf mein früheres Glück, blieb in Berlin, und die, einige Male nicht geringe Gefahr ging glücklich vorüber.

Gegen Ende des Sommers erhielt ich noch in zwei Häusern Unterricht im Französischen, so daß meine gesammte Einnahme 5 Thaler monatlich bereits überstieg. Das war nun zwar recht gut; aber der Zeitaufwand, den ich dem Unterrichte widmen mußte, that meinem Studium großen Abbruch, und ich konnte daher in jedem Semester nur wenige Collegia besuchen. In dem folgenden Winter hörte ich: Arzneimittellehre bei Hufeland I., Pathologie bei Hufeland II., Physiologie bei Horkel, Zoologie bei Lichtenstein. Auch einen Vortrag über Chirurgie wollte ich hören, aber meine Bitte um Erlaß oder Stundung des Honorars wurde geradehin abgeschlagen. Als ich dem Herrn, meine Bitte wiederholend, sagte, daß noch kein Professor mir meine Bitte

abgeschlagen hätte, so entgegnete er: „Da bin ich also der Erste, der sie Ihnen abschlägt! Wer studiren will, muß Geld haben!“ dabei machte er die Stubenthür auf und entließ mich.

Zwei Söhne hatte ich zu unterrichten, deren Eltern äußerst fromm waren, oder doch fromm thaten. Alle Sonntage besuchten diese Leute den Gottesdienst bei Jänicke, und, wollte ich ihre Gewogenheit nicht verscherzen, so mußte auch ich nach der Böhmischen Kirche wandern. Das that ich nun zwar keinesweges ungern: denn einmal waren Jänicke's Predigten originell, und seine Worte drangen aus vollem warmen Herzen hervor, und dann hielt ich diesen Seelsorger für einen, in jeder Hinsicht hochwürdigen Mann. Sagte ich zu Hause von diesem Manne irgend etwas Rühmliches aus, wußte ich sehr viel aus der letzten Predigt den Leuten zu wiederholen, o, da drückten mir beide Eltern dankend die Hand und — ließen mir dann fast jedesmal die Wohlthat zukommen und nahmen mich mit an ihren Tisch. Das war nun Alles recht gut, auch die Leute waren recht gut, ich achtete sie sehr, ein frommer Sinn gefällt jedem wahrhaft gemüthlichen Menschen; desto mehr aber mißfällt die Frömmelei, und sie verdient auch das Mißfallen, die Verachtung eines jeden rechtlichen Menschen. Ob sich mit der Frömmigkeit aber folgende Behandlung verträgt, möchte ich bezweifeln. Der Winter war sehr kalt, meine Bekleidung gewährte mir immer weniger Schutz dagegen, ich wünschte daher noch einen Rock und neue Beinkleider zu besitzen. Ich bat den Herrn, daß er mir durch seine Vermittelung Tuch verschaffen möchte, und sagte, ich wollte den Betrag dafür nach und nach abverdienen,

die Anfertigung der Kleider würde ich selbst übernehmen. Ich erhielt zur Antwort: „Was wollen wir hier das theure Tuch kaufen! ich reise bald nach der Frankfurter Messe, da erhalte ich es viel wohlfeiler. Haben Sie so lange gewartet, so können Sie auch noch etwas länger warten!“ Was sollte ich thun? ich mußte in den Vorschlag eingehn. Die Messe war vorbei, und ich erhielt mein Tuch. Freudig eilte ich zu einem Schneidergesellen und übergab demselben das Tuch zur Anfertigung meiner Kleider. Auf dessen Frage, wie theuer das Tuch wäre? nannte ich den Preis: „drei Thaler kostet die Elle!“ „Ist der Mann toll!“ sagte der Gesell, „das Tuch ist kaum anderthalb Thaler werth!“ Ich setzte einigen Zweifel in diese Taxe, ließ mir daher ein Stück abschneiden, ging damit in einen Tuchladen, bat die Leute daselbst um gefällige Angabe des Preises, und erhielt den Bescheid: „mehr als 1 Thaler 16 Gr. ist es nicht werth!“ Ich schüttelte zweifelnd den Kopf; und als ich sagte, daß ich 3 Thaler für die Elle gegeben hätte, nahm ein anderer Kaufmann das Wort: „Da sind Sie schändlich betrogen! für 1 Thaler 16 Gr. würde ich es Ihnen besser gegeben haben.“ War das nicht ein frommer Mann, der einem so armen Menschen, wie ich damals war, so übervortheilen konnte? Auf meine Vorwürfe verschwor der fromme Mann, so zu sagen, sich hoch und theuer, daß er keinen Vortheil bei diesem Kaufe gehabt hätte; er konnte also auch lügen! Also lügen, betrügen, zu Hause singen und beten, und alle Sonntage nach der Kirche gehn, heißt fromm seyn! Es wurde mir immer weniger heimisch in diesem Hause, ich wollte es verlassen, aber wie dann meine Schulden

bezahlen? Ich blieb daher, bis endlich ein Vorfall das gute Vernehmen störte und ich das Haus meiden mußte. Eines Sonntags waren wir nach der Kirche gegangen. Jänicke predigte von den Wundern Jesu und wußte die Begebenheit so herzlich den Gläubigen auseinander zu setzen, daß die meisten weinten. Auch ich hatte recht aufmerksam zugehört; als aber der wirklich fromme Prediger in seinem Eifer rief: „also die Blinden wurden sehend, die Tauben hörend und die Lahmen sprangen wie die Böcke, ich wollte sagen, wie die Hirsche!" konnte ich das Lachen nicht unterdrücken. Die Leute, in deren Nachbarschaft ich stand, sahen mich mit ergrimmten Blicken an, und — ich ging aus der Kirche. Noch an demselben Tage erhielt ich einen Brief von dem frommen Manne, daß ich seine Wohnung nicht wieder betreten sollte! Ich habe nach und nach seine Auslage und sein Sündengeld ihm ehrlich gegeben.

Im Verlaufe des Wintersemesters war ich so glücklich, mir die Gewogenheit Rudolphi's wieder zu erwerben. Er redete mich eines Tages an, fragte, wie es ginge? er erhielt die reine Wahrheit zur Antwort, und sagte hierauf: „Wir wollen einmal sehn, was sich thun läßt." Bald darauf erhielt ich eine interimistische Anstellung beim anatomischen Theater, wurde zugleich an den öffentlichen Tagen Aufseher bei der anatomischen Sammlung, und erhielt dafür monatlich 10 Thaler aus der Universitäts-Kasse. Jetzt hatte ich gewonnen, oder glaubte es doch. Meine Privatstunden mußte ich sämmtlich aufgeben und konnte es.

Jetzt war es mir möglich, eine regelmäßige Lebensweise zu führen, ich aß doch wenigstens alle Tage zu

Mittag; aber dessen ungeachtet blieb mein Körper nach wie vor kränklich. Bald wurde dieses, bald jenes Mittel zur Abhülfe angewendet, aber alle vergebens; ja, mein mißlicher Gesundheitszustand schien noch mehr zu- als abzunehmen.

Von Osten her wurden die Nachrichten immer günstiger, so sehr auch die großsprecherischen Zeitungsartikel dagegen deklamirten; die Franzosen wurden immer mehr westwärts getrieben oder gedrängt, bis sie endlich alle aus Rußland verjagt waren. Noch war eine ansehnliche Armee in und bei Stettin, auch in Berlin waren noch einige Tausend Mann bereit, einen leichten Angriff der russischen Feinde abzuwehren, als bereits einige Hundert Mann Kosaken Berlin erreicht hatten. Ich eilte nach dem Prenzlauer Thore, und sah auf dem Windmühlenberge eine Anzahl russischer Freunde zum Angriff aufgestellt, näherte mich den Kosaken, der kommandirende Offizier kam auf mich zu, fragte nach verschiedenen Sachen, ich gab, so weit ich konnte, Auskunft, eilte nach der Stadt zurück, um einiges Nähere zu erfahren und dem Offizier berichten zu können. Als ich auf dem Schloßplatze ankam, sprengten bereits zwei Kosaken über den Platz, der eine von der Breiten Straße, der andere von der langen Brücke her. Etwa 50 Mann Franzosen waren hier dicht beim Schlosse aufgestellt, der eine Kosak, scheinbar sehr betrunken, sprengte auf sie zu, sie machten Platz und der Russe enteilte. Auch über den Dönhofsplatz sprengte mit vorgestreckter Pike ein Kosak mitten durch ein Bataillon Franzosen, ohne daß diese im Geringsten Miene machten, den kühnen Asiaten aufzugreifen. Ich eilte wieder nach dem Thore zurück,

sah jedoch die Kosaken nicht mehr. Am anderen Tage fand ich auf der Anatomie den Leichnam eines Russen, sein Kopf war von einer Kugel mitten durchbohrt, aus dem Fenster der Kaserne in der Neuen Friedrichsstraße hatte man auf ihn geschossen. Einen schöneren und kräftigeren Körper konnte man so leicht nicht finden! Seine Muskeln waren äußerst dick, so zart und so lieblich anzusehn, daß Einige von uns auf den Einfall kamen, einmal zu versuchen, wie Menschenfleisch schmeckt. Auch ich war nicht abgeneigt, diesen Versuch mitzumachen, jedoch er unterblieb.

Einige Zeit nachher rückten von Stettin aus die Franzosen in Berlin ein. Wohl wußten sie, daß sie hier nicht von Freunden umgeben waren: schon hatte der Aufruf des Königs: „An mein Volk!“ die Herzen der Preußen durchdrungen, das sah man ihnen an, schon erblickte man hier und da die Berlinische Jugend mit dem grünen Jägerrocke geschmückt auf den Straßen, schon näherte sich eine größere Abtheilung Russen der Hauptstadt Preußens, Gründe genug für die Fremdlinge, auf ihrer Hut zu seyn. Nur hier und da waren sie, jedesmal in großer Zahl, einquartiert, die größte Masse lagerte auf dem Opernplatze und in der ganzen Ausdehnung unter den Linden. Hier und da waren Kanonen aufgepflanzt, unter anderen auch auf der ehemaligen Hundebrücke, da, wo jetzt die prächtige Schloßbrücke über die Spree gespannt ist, stand ein Zwölfpfünder, mit der Mündung nach dem, ehemals fälschlich so genannten, Lustgarten gerichtet, bereit, jeden Franzosenfeind niederzuschmettern. Ein junger freiwilliger Jäger in seinem Ornate ging über die Brücke und nahm

seine Richtung nach dem Schlosse hin, als auf der Brücke ein Tumult und Lärm entstand: der Bombardier, wie ich erfuhr, hatte seine Kanone auf ihn gerichtet, war im Begriff, abzufeuern, als er, von den Bürgern umringt, sammt der Kanone in die Spree geworfen wurde. Das Letztere habe ich nun zwar nicht gesehn, wiewohl ich auf dem Schloßplatz stand, so viel kann ich aber versichern, daß ich, als ich von der Ursache des Getümmels hörte und schnell nach der Brücke eilte, die Kanone daselbst nicht mehr sah. Alle Thore Berlins waren verrammelt, Alles war ruhig in der Stadt, Freund und Feind harrte der nächsten Zukunft entgegen, der Eine in sicherer Hoffnung, der Andere in Furcht und Verzweiflung. Eines Morgens in aller Frühe hörte ich, die Russen näherten sich von Reineckendorf her Berlin. Ich eilte nach dem Oranienburger Thore, fand dasselbe bereits frei und geöffnet, und den Vortrab der Russen in der Friedrichsstraße, während noch nicht alle Franzosen die Stadt verlassen hatten. Diese suchten hierauf in aller Eile das Weite zu gewinnen, eine Abtheilung lief nach diesem, eine andere nach jenem Thore; in dem Halleschen Thore hatten sie sich selbst den Ausgang versperrt, viele Zeit hatten sie zu verwenden, durch Wegräumen der Barrikaden sich einen freien Ausgang zu verschaffen, was ihnen doch noch gelang, ehe sie von den Russen eingeholt wurden. In der Nachbarschaft von Steglitz wurden sie jedoch von den Kosaken erreicht und ziemlich hart begrüßt.

Jetzt war Berlin von den Franzosen befreit und mit Russen gefüllt, die aber bald nach ihrer Ankunft wieder weiter vorrückten. Eine große Anzahl verschiedener Truppen hatten wir hier anzugaffen und anzustaunen: ge-

wandte Kosaken in mannigfach verschiedener Bekleidung; Baschkiren und Kirgisen mit Pfeil und Bogen in der Hand, und auf dem Rücken mit einem langen, reichlich mit Pfeilen gefüllten Köcher; Kalmücken und Buräten mit ihren kleinen Augen u. s. w. An einem Tage war in dem Lustgarten eine bedeutende Abtheilung Kalmücken in Reihe und Glied aufgestellt, ich musterte sie von einem Ende bis zum anderen: alle hatten dasselbe Gesicht, alle beinah dieselbe Größe, alle dasselbe Alter, und doch stand an dem einen Ende, wie mir ein Russe sagte, der Sohn bei seinem Vater! Ob andere unvermischte Nationen eben so viele Aehnlichkeit unter einander haben? Ich sollte denken, ja! Aber haben diese Leute doch verschiedene Merkmale genug, daß Hunderte, Tausende sicher unterschieden werden können? Ganz gewiß! nur wir können sie nicht unterscheiden, wir haben diese Art des Sehens nicht gelernt! Alles Sehen muß gelernt werden! wer sich nicht im Sehen übt, wird nicht das Sehen lernen. Behauptete doch einmal ein Schweinehirt, mais sans comparaison! daß keine Thierart auf der Erde mehre Merkmale hätte und leichter von einander unterschieden werden könnte, als eben die Schweine.

Freute ich mich über die bunten Schaaren der Russen auch noch so sehr, war auch jetzt alle Hoffnung vorhanden, daß ich bald einmal wieder, und zwar frei nach Hildesheim eilen und meine liebe Mutter umarmen konnte; so war es doch finster und trübe in meinem Geiste, ich wähnte, alle Tage sterben zu müssen, die Hypochondrie war mir über den Kopf gewachsen, und so kam es denn, daß ich an dem allgemeinen Kampfe für Freiheit und Recht keinen Theil nahm. Machte ich mir

über meine Saumseligkeit auch dann und wann Vorwürfe, so wußte ich diese stets mit meiner Kränklichkeit zu entkräften, ja ich sagte auch wohl zu mir: wenn Jeder erst den Franzosen so vielen Schaden wird gethan haben, wie du ihnen zugefügt hast, so werden sie wohl zur Ruhe verwiesen seyn; kurz, ich wurde nicht Soldat, blieb in Berlin und tröstete oder beruhigte mich damit: daheim sind auch Menschen nöthig!

Eines Tages sagte Rudolphi zu mir: „Der Professor Levezow ist bei mir gewesen, er sucht einen Lehrer in der Naturgeschichte für die Plamannsche Lehr= und Erziehungsanstalt, ich habe Sie vorgeschlagen, gehn Sie hin und sprechen Sie mit ihm.“ Je mehr, desto besser! dachte ich, ging zu Levezow, wurde von ihm Plamann empfohlen und erhielt in der Naturgeschichte zwei Stunden wöchentlich. Ich erstaunte, als mir nach Verlauf eines Monates für jede Stunde ein halber Thaler ausgezahlt wurde! Machte mir dieser Unterricht auch Anfangs viele Mühe, so brachte er doch viel ein, und ich ertheilte ihn gern, zumal, da ich über Gegenstände zu sprechen hatte, womit ich mich am liebsten beschäftigte. Bald erhielt ich noch zwei Stunden, bald darauf wieder noch zwei, und ich hatte also monatlich von Plamann 12 Thaler zu beziehn. Jetzt erforderte der Unterricht einen großen Aufwand von Zeit, einen größeren, als ich zu vergeben hatte. Rudolphi erkannte diesen Uebelstand bald, sagte mir, daß ich nicht mehr als zwei Stunden in der Anstalt unterrichten müßte und dürfte, und, als ich dennoch den ganzen Unterricht beibehielt, äußerte er in eindringend verweisendem Tone: „Zweien Herren kann man nicht dienen! Sie müssen den Unterricht

ganz aufgeben!“ Was sollte ich thun? Ich hatte es nach und nach gelernt, mehr Geld als sonst auszugeben, die bessere Nahrung, welche ich zu mir nahm und nehmen konnte, hatte sehr vortheilhaft auf meinen Körper eingewirkt, die Hypochondrie verlor immer mehr an Kraft und schien bald gänzlich beseitigt zu seyn: sollte ich da 12 Thaler monatlich aufgeben, wieder in meine Dürftigkeit zurückkehren, wieder die überaus lästige Kränklichkeit in ihrer vollen Stärke über mich kommen lassen? Das wollte ich nicht; ich behielt den Unterricht bei!

In dieser Zeit wüthete das Nervenfieber in Berlin auf eine sehr beunruhigende Weise. Die Tochter der Wittwe Mohr erkrankte, mehre Andere in der Behausung kränkelten auch; ich dachte daher, bleibst du hier in dieser Wohnung noch länger, so wirst du ebenfalls angesteckt, und was soll dann aus dir werden. Die Hypochondrie, die in der That noch nicht ganz geheilt war, steigerte meine Aengstlichkeit, ich suchte eine andere Wohnung auf, fand diese bei einem bereits befreundeten Studenten E. (jetzt Professor in Kasan), am Dönhofplatze in der Kommandantenstraße, und schon am Abend war ich mit sämmtlichen Mobilien eingezogen. Wir bewohnten hier zwei Stuben in dem dritten Stockwerke (zwei Treppen hoch), hatten Jeder einen Schreibsekretair und eine Kommode, vier Stühle, einen großen Sofa, ganz vorzügliche Betten, und gaben dafür monatlich sieben Thaler! Wie verschieden ist diese geringe Zahlung von der heutigen, ungeheuer gesteigerten Miethe! Späterhin kostete diese, ganz eben so möblirte Wohnung neunzehn Thaler!

Eines Tages, es war im August, hatten wir beiden

Stubenburschen mit noch einigen anderen Studenten verabredet, eine kleine Reise zu machen und einige Tage in Freienwalde zu verweilen. Von Seiten der Plamannschen Anstalt war der Reise kein Hinderniß entgegen, indem ich für die anderweitige Besetzung zweier Stunden gesorgt hatte; von dem Professor mir Urlaub zu erbitten, hatte ich vergessen, vielleicht auch diese Bitte für überflüssig gehalten, da in dieser Zeit für die anatomische Sammlung wenig oder gar nichts zu thun war. Fünf Tage hatte ich mit meinen Freunden in Freienwalde fröhlich durchlebt, und am sechsten ging ich wieder nach Berlin zurück. Bei meiner Zurückkunft nach Hause wurde mir ein Billet eingehändigt, dessen Inhalt mich, gleich nach meiner Ankunft, zu dem Professor R. forderte. Ich eilte hin, wurde mit einem Strom von Vorwürfen überschüttet: Er hätte es immer gut mit mir gemeint, sagte R., er glaubte Dankbarkeit von meiner Seite verdient zu haben, und ich hätte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, ihn um Urlaub auf ein paar Tage zu bitten, das könnte er mir nicht verzeihen! Er wollte jetzt seine Hand ganz von mir zurückziehen; auch hätte er bereits Schritte gethan, daß mir fortan mein Gehalt nicht mehr ausgezahlt würde! Ich bat flehentlich um Verzeihung, sagte, daß ich ihm immer dankbar seyn würde, daß ich Alles anwenden wollte, um seine Zufriedenheit wieder zu verdienen: Alles half nichts, ich hatte seine Gewogenheit verloren und — habe sie mir nie wieder erwerben können! Hätte ich den Unterricht bei Plamann aufgeben wollen, so würde ich vielleicht seine Zuneigung wieder gewonnen haben; denn diese Weigerung war hauptsächlich die Veranlassung des

Zwie-

Zwiespalts. Er hatte meine Verbindung mit Plamann geschlossen, und diese wurde wieder die Löserin des Bandes zwischen ihm und mir! Ein harter Schlag für mich! fast die Hälfte meiner monatlichen Einnahme hatte ich verloren!

Bald darauf kam ich mit dem Professor L. noch näher in Verbindung und erhielt durch dessen Güte für Arbeiten in dem zoologischen Museum einen Verdienst, der den verlornen beinah ersetzte, also in Geldangelegenheit konnte ich den herben Verlust wohl verschmerzen. In anderer Hinsicht jedoch war der Verlust mir von großem Nachtheile, er entfernte mich immer noch mehr von dem Studium der Medizin: denn ich gab nun bei Plamann wöchentlich 6 Stunden, auf dem zoologischen Museum arbeitete ich täglich wenigstens zwei Stunden, die Naturwissenschaften wurden daher, anstatt sie Hülfswissenschaften seyn sollten, fast alleiniger Zweck. So gern ich mich mit Thier- und Pflanzenkunde beschäftigte, so gereichte mir diese Beschäftigung doch keinesweges zur Beruhigung, wenn ich in die Zukunft blickte: wie wenige Menschen, dachte ich, ernährt die Naturwissenschaft und wie viele die Medizin! Was sollte ich jedoch beginnen? die Naturwissenschaft ernährte mich jetzt, sie verschaffte mir monatlich zwanzig Thaler, die Medizin brachte mir zur Zeit noch gar nichts ein, Hülfe hatte ich von keiner Seite zu erwarten, also mußte ich die Sache lassen wie sie war.

Bei dieser oft wiederholten Ueberlegung mit mir selbst fiel mir einmal der Gedanke ein: du sollst den Fürst-Bischof von Hildesheim, einen sehr wohlthätigen Mann, um Unterstützung auf zwei Jahr bitten!

Der Gedanke gefiel mir, ich freute mich darüber so sehr, als wenn ich schon im Besitz eines ansehnlichen Stipendiums gewesen wäre. Hier war nun noch zu bedenken, was wohl besser seyn möchte: sollte ich an den Fürsten schreiben, oder ihm meine Bitte mündlich ans Herz legen? Da hatte ich nun nicht lange zu überlegen und zu wählen, andere Rücksichten gaben bald den Ausschlag: ich wollte nach Hildesheim eilen.

Drittes Kapitel.

Reise nach Hildesheim und wieder zurück nach Berlin.

Die Feinde waren auf den meisten Punkten zurückgedrängt, alle Städte, die Festungen abgerechnet, waren von Franzosen und Franzosenfreunden gesäubert; ich glaubte also ohne Hinderniß und ohne alle Gefahr die Reise zu meiner Mutter unternehmen zu können. Meine Stunden in der Plamannschen Anstalt hatte für die Zeit meiner Reise mein Freund E. übernommen, auch der Professor L. gab mir nicht nur gern Urlaub, sondern schrieb mir auch ein Zeugniß über meine gesammte Führung, von dem ich mir nicht wenige Wirkung versprach. Auf diese Weise waren die Schwierigkeiten, die mich allenfalls nach meiner Rückkunft erwarten konnten, beseitigt, der Schneider, mein Wirth, hatte mich mit sehr feinem Gewande angethan, und so, wie ein stattliches Herrchen ausgeschmückt, wanderte ich zum Thore hinaus. Mit großer Gewalt zog es mich nach Hildesheim, mit schnellen Schritten eilte ich weiter, und am Abend des zweiten Tages schon lag ich in den Armen

meines Freundes W. in Alt-Haldensleben. Wir legten uns Beide in ein Bett. Er schlief bald ein, meine Augen wollte der Schlaf nicht zudrücken; denn theils dachte ich mit großer Sehnsucht nach Hause, theils scheuchte auch der laute Ton einer Flötenuhr, die den Marsch, welcher auf die Hinrichtung Ludwig des Sechszehnten componirt worden war, auf eine mich tief ergreifende Weise spielte, den Schlaf von mir.

Am frühen Morgen schon setzte ich meine Reise fort, eilte durch Erxleben nach Helmstädt, von da nach Königslutter und erreichte den Scheppenstädter Thurm, als es bereits anfing dunkel zu werden. Nachdem ich einige Stärkung zu mir genommen hatte, setzte ich meinen Marsch weiter fort. Immer heller und heller wurde es über Braunschweig, schon gaben die Wolken den Schein zurück, und endlich war die Gegend in ein Flammenmeer verwandelt, es hatte den Anschein, als wenn ganz Braunschweig in Flammen stand. Als ich näher gekommen war, erkannte ich den Grund dieser glänzenden Erscheinung: die Braunschweiger hatten ihre Häuser auf eine höchst brillante Weise, mithin ganz Braunschweig illuminirt. Wem zu Ehren oder um welchen Tag zu feiern diese glänzende Illumination veranstaltet worden war, habe ich entweder nicht erfahren oder vielleicht auch vergessen. Ich war sehr ermüdet, als ich in Braunschweig ankam, ging daher in den ersten Gasthof, den ich antraf und kümmerte mich um die Illumination nicht viel. Am frühen Morgen war ich bereits wieder auf den Beinen, ging durch Braunschweig und traf hier auf dem „Bohlwege" eine arge Zerstörung an. Die Braunschweiger hatten alles Mögliche aufgeboten, um ihre Häu-

ser aufs Glänzendste auszuschmücken, kein Haus, kein Fenster war ohne Kerzenflammen, nur ein großes Haus in dieser Straße war nicht illuminirt, an keinem seiner Fenster brannte ein Flämmchen. Es war von einer Creatur, wie gesagt wurde, von einem Günstlinge des Königs Hieronymus bewohnt, der es nicht für gut befunden hatte, da noch keinesweges der große Kampf ausgekämpft war, mit in die allgemeine Freude einzustimmen; oder sein Benehmen war eine Art von Dankbarkeit, denn er hatte das schöne Gebäude von seinem geliebten Könige als Gnadengeschenk erhalten. Diese finstere Stelle in der langen Flammenwand konnte den Braunschweigern nicht gefallen, sie ärgerten sich darüber, sie empörten sich, wollten in den Pallast eindringen und wahrscheinlich das ganze Gebäude demoliren. Die Bewohner hatten jedoch von dieser Absicht frühzeitig Kunde erhalten, die große starke Hausthür verriegelt und verrammelt, und die Meisten waren so mit heiler Haut davon gekommen. Das Straßenpflaster in der ganzen Länge des Gebäudes war aufgehoben und durch die Fenster geworfen, nicht nur keine Scheibe eines Fensters war ganz geblieben, sondern den meisten fehlten auch die Fensterkreuze. In dem etwas hohen Erdgeschosse waren alle Sachen zertrümmert, auch der Ofen war niedergeschmettert, was, wie es mir schien, auch in der zweiten Etage der Fall gewesen war. Tausende von Menschen mußten hierbei behülflich gewesen seyn, denn noch nicht der zehnte Theil der Steinmasse war nöthig, um an dem Hause dieselbe Zerstörung anzurichten, also jeder Vorübergehende hat es wohl nicht unterlassen können, zu der allgemeinen Zerstörung schadenfroh das Seinige beizutragen.

Einige Menschen sollten auch in den vorderen Räumen, wie mir erzählt wurde, schwer verletzt worden seyn. So groß war die Freude, so groß die Rache!

Auf dem Wege nach Hildesheim hatte ich Gelegenheit, alle Wege und Stege in Augenschein zu nehmen, alle Wirthshäuser zu besuchen, die ich als Gefangener berührt hatte, hier trat die Vergangenheit mit ihren Erlebnissen erst recht deutlich vor meine Seele, hier fühlte ich erst recht, daß ich ein freier Mann war. Die Erinnerung an überstandene Beschwerden und Gefahren ist schön!

Noch stand die Sonne hoch am Himmel, als ich das liebe Hildesheim erreichte. Das war eine Freude! Zuerst besuchte ich meinen lieben Rust, wollte hierauf noch vor meiner Weiterreise Augusten guten Abend wünschen, konnte jedoch ihre Wohnung nicht auffinden, ging ohne Weiteres aus dem Thore und hatte nach Verlauf einer halben Stunde bereits meine liebe Mutter geherzt und geküßt.

In Himmelsthür besuchte ich einige Bekannte, auch einen Förster, bei dem unter anderen Fragen und Erzählungen auch die Rede auf den Paß kam, und ich erfuhr, daß ich denselben auf dem Rathhause in Hildesheim vorzeigen müßte. Ich hoffte dabei nichts Gutes, ich fürchtete nichts Schlimmes, ich that also, was mir gerathen worden war, ging nach dem Rathhause und zeigte meinen Paß vor. Als der Maire meinen Namen gelesen hatte, wurde er betroffen, sah mich mit durchdringenden Blicken an, las noch einmal meinen Paß, sah mich noch einmal an, und ging nach einer anderen Stube. Nach vielleicht einer Viertelstunde kam

er wieder zurück, ich heftete einen scharfen Blick auf ihn, er maß mich mit den Augen vom Kopf bis zu den Füßen, setzte sich und fragte mich dann: „Sind Sie denn der Ruthe, der bei Lutter am Barenberge einen Gensdarm aufgehängt hat?“ Ich wußte nicht, ob ich lachen, ob ich staunen sollte. „Eine sonderbare Frage,“ entgegnete ich, „eine arge Deutung und Verdrehung der Thatsache! Ich bin zwar der R., welcher am Barenberge bei Lutter den Gensdarmen entsprang und entlief, aber aufgehängt habe ich keinen. Wenn so etwas in der That von mir behauptet und geglaubt worden ist, so hat man doch sicher zweierlei nicht bedacht: denn erstens gehört zu dem Aufhängen Zeit, die ich nicht hatte, und zweitens hätte der andere Gensdarm doch dabei stehen und zusehen müssen, da sein College dicht an der Chaussee aufgehängt gefunden worden ist.“ Ich erzählte nun dem Maire den ganzen Verlauf der Sache, was ich selbst gesehn und was ich in Salzgitter gehört hatte; nichts desto weniger schüttelte er bedenklich den Kopf, er war von meiner Unschuld nicht überzeugt worden, denn die von mir verübte That wäre mit klaren Worten in den Acten aufnotirt. Ich erwiederte: „Was ich gesagt habe, ist die reine Wahrheit, was in den Verhandlungen über meine Flucht angegeben, ist erlogen! Die Gensdarmen haben mir in der That viele Keckheit, Gewandtheit und Stärke zugetraut!“ — „Das haben sie auch,“ entgegnete er, „und Grausamkeit noch dazu“ — „Wenn das ist,“ nahm ich wieder das Wort, „so müssen sie mir doch auch viele Dummheit zugetraut haben, denn wenn ich einmal den Gensdarm hätte ermorden wollen, so konnte ich ja diese That auf eine leichtere und schnellere

Weise ausüben.“ — „Das ist aber noch nicht Alles,“ nahm der Maire wieder das Wort, „Sie sollen auch bei Harsum in dem kleinen Eichenwalde einen Gensdarm ermordet haben: er hatte einen Pistolenschuß durch die Backen erhalten und einen Dolchstich ins Herz.“ Ich wies diese Verläumdung zwar mit Verachtung zurück, konnte jedoch keine Gegenbeweise aufstellen, und der Maire schien weder das Eine noch das Andere zu glauben. „Sie haben den Brigadier mit Hülfe einiger anderen Deserteurs bei der Trölke (oder Trilke, einem Vorwerke nicht fern von Hildesheim) auf eine grausame Weise durchgepeitscht.“ — „Das ist wiederum erlogen, denn als der Gensdarm zwischen der Trölke und Neuenhof auf eine wirklich grausame Weise ausgehauen wurde, saß ich in dem Gefängnisse zu Braunschweig, das mußten ja die Gensdarmen wissen, oder sie konnten es doch leicht erfahren.“ — „Aber woher wissen Sie denn von dieser rohen Behandlung Alles so genau?“ — „Der Vorgang wurde mir, als ich wieder nach Hildesheim zurückgekehrt war, mit allen seinen Einzelheiten erzählt.“ — „Sind Sie denn nach Ihrer Flucht wieder hierher gekommen? Das ist nicht möglich!“ — „Ja! und nicht allein dieß, sondern ich habe mich auch, mit geringer Unterbrechung, zwei Jahre hindurch hier, in der Stadt selbst, aufgehalten.“ — „Da müssen Sie hexen können!“ sprach der Herr, stand auf, legte meinen Paß zur Seite und entließ mich.

Ich wunderte mich sehr über die vielen Neuigkeiten, welche ich hier gehört hatte, wußte nicht, was ich davon denken sollte, und fühlte mich doch nicht ganz wohl dabei! Was werden die Rathsherren dir für Hin-

dernisse in den Weg legen können, dachte ich, deinen Paß werden sie dir schon wiedergeben. Dachte ich aber in die Vergangenheit zurück, so schauderte mir die Haut: welche Behandlung würde ich erlitten haben, wenn ich wieder in die Gewalt der fürchterlichen Gensdarmen gefallen wäre! Geärgert hatte ich mich über diesen sonderbaren Auftritt eben nicht, aber noch weniger gefreut.

Um Freude zu finden, wollte ich jetzt Freunde und Freundinnen besuchen. Zunächst wohnte Auguste. Ich glaubte sie in dem Hause ihrer Eltern anzutreffen; hier erhielt ich aber die Antwort geradeweg: „Sie wohnt nicht hier!“ und, man wisse nicht, wo sie sich aufhalte. Ich ging ins Nachbarhaus und fragte, ob man mir nicht sagen könne, wo die Mademoiselle M. wohne? „Hier im Hause, dort in jener Stube, ich höre, sie ist noch nicht ausgegangen,“ wurde mir die Antwort. Mein Herz verdoppelte seine Schläge, ich ging langsam nach der Stubenthür, ich hörte die Flöte blasen, wollte ungläubig wieder umkehren, drehte mich wieder um, machte leise leise die Thür auf und — Auguste stand vor einem Notenpulte und blies die Flöte! Sie hatte das Oeffnen der Thür nicht gehört, sie blies sehr fertig und äußerst schön, ich stand hinter ihr, ergötzte mich an ihrem Spiele und an ihrem prächtigen Körperbau! Gott, welch eine Seligkeit! Ich trat wieder zurück, machte die Stubenthür zu, sie sah sich um und — das Pult war hingestreckt, die Flöte lag auf der Erde und in meinen Armen die fast ohnmächtige Auguste! Das Weitere läßt sich leicht denken, aber schwer beschreiben, nur so viel ist leicht anzugeben, wir plauderten ein paar Stündchen und ich entfernte mich mit dem Versprechen, morgen wiederzukommen.

Da ich einmal mit einer Freundin die Besuche angefangen hatte, so wollte ich auch meine Aufwartungen für heute nur den theuersten meiner Freundinnen zukommen lassen, und ich ging daher von Augusten zu Henriette E., einem sehr lieben, von Gesicht nicht schönen Mädchen, aber von einem äußerst netten Körperbaue, schlank, stark aber nicht voll, 5 Fuß 8 Zoll hoch. Ehe einmal der Gruß ausgesprochen war, hatte mich Henriette umarmt, geküßt, und hätte mich erdrückt oder umgerannt, wenn ich nicht selbst standfest gewesen wäre, und alles dieses in Gegenwart ihrer erstaunten Eltern. — (Wäre dieses Mädchen ein Gensdarm gewesen, ich würde sicherlich in ihre Gewalt gefallen seyn. Sie hatte, ich weiß nicht mehr recht wie, erfahren, daß ich mich in Hildesheim verborgen hielt. Wohl ein Jahrlang hatte sie sich auf das Emsigste, aber auch Vorsichtigste bemüht, um meinen Versteck aufzufinden. Endlich kommt sie mir auf die Spur, geht zu der Rust, sagt, daß sie von Himmelsthür komme und mir etwas Nothwendiges zu sagen habe, fragt, ob ich zu Hause sey, sie müsse mich heute oder morgen sprechen. Meine Wirthin wird verblüfft, sagt, ich sey in der Kammer, die Mademoiselle möge nur hinaufgehn, und das schlaue Mädchen hatte seinen Zweck erreicht.) — Wir verplauderten eine kurze Stunde, und ich entfernte mich; mußte aber das Versprechen geben, daß ich bald wiederkommen wollte. Von hier begab ich mich in der Nachbarschaft zu den drei Betschwestern, bei denen ich mich früher einige Wochen aufgehalten hatte, fand nur die beiden Töchter zu Hause und wurde von diesen auffallend herzlich empfangen. Ich erstaunte über diese Freundlichkeit und Herzlichkeit, meine

Absicht war hier nur gewesen, ich wollte noch einmal für die ehemalige gütige Aufnahme danken, und gerieth in die Arme der Liebe! Besonders die Jüngste wußte nicht, was sie mir alles für Schönes und Liebes sagen und thun wollte; kurz sie war verliebt in mich! Ich blieb hier nicht lange, die Lage war mir zu peinlich, ich liebte sie nicht, oder doch nicht so, wie man Mädchen liebt. Von hier begab ich mich zu Laura, der Tochter meines väterlichen Ruft. In der Zeit, worin ich sie nicht gesehen hatte, war sie zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen. Sie freute sich sehr, als sie mich erblickte, und viel mehr, als mir lieb war: auch sie hatte die Hoffnung gefaßt, daß sie einstmal die Meine werden würde, denn als wir auf dem Wege nach Steuerwald — sie begleitete mich bis beinah dahin, — uns trennten, sagte sie: „Bleif meck truie!“ (Bleib mir getreu.) Das war mir zu viel! das hatte ich nicht erwartet! daran hatte ich nicht gedacht! Ich achtete und ehrte dieses Mädchen von Grunde meines Herzens, ich hatte ihr Vieles zu danken, ich hätte aus Dankbarkeit sie lieben mögen, wenn es mir möglich gewesen wäre. Sie weinte, als ich ihr den Abschiedskuß gab, und meine Augen waren nicht thränenleer! Nach Steuerwald war ich gegangen, um Malchen, meiner ersten kindlichen Liebe, einen Besuch abzustatten. Welch ein Mädchen! Sie verdunkelte alle meine Freundinnen! Die erste Liebe wurde durch ihren liebreichen Empfang und bei ihrem Anblicke wieder angefacht, ich hätte Auguften selbst untreu werden können! Ihre Eltern freuten sich außerordentlich über unseren gegenseitigen herzlichen Empfang, ihr Kummer war von ihrem Gesichte entschwunden, —

denn Malchen wollte durchaus einen Bäcker, einen Lutheraner, heirathen, und die Eltern verweigerten standhaft ihre Einwilligung, — nur Freude lachte aus ihren Blicken. Sie ließen mich über ihre Freude nicht lange im Dunkeln, denn die Muter sagte: „Häw' eck et nich all lange 'sägt: wenn dai Beiden nich emal ihre Plünderen tehope schmeïtet, sau gait et nich mit rechten Dingen tau!" Wir verplauderten und verbrachten den Abend in Lust und Freude; endlich gingen Eltern und Geschwister zu Bette und ließen mich mit Malchen allein. Wohl noch über eine Stunde blieben wir beisammen, sie unterhielt mich mit ihrer Liebe zu dem Bäcker, setzte mir das ganze Verhältniß zu diesem wie zu ihren Eltern offenherzig und ohne allen Rückhalt auseinander, auch gestand sie zu meiner nicht geringen Freude, daß sie ihren Entschluß ändern könnte, wenn ich nicht schon versagt wäre. Sie führte mich nach meiner Schlafkammer, küßte mich und wünschte mir gute Nacht! So einen Tag verlebt nicht Jeder alle Tage! Hätte ich mich nicht über Laura gegrämt und wäre der Anfang nicht so sonderbar gewesen, dieß würde der seligste Tag in meinem Leben gewesen seyn!

Am anderen Tage besuchte ich ein Dutzend Freunde, erkundigte mich gelegentlich, wann ich den Fürsten sprechen könnte, und erhielt jedesmal die Antwort, daß ich zuvor um die Bewilligung einer Audienz schriftlich bitten müßte. Meine Bittschrift war bald abgefaßt und mit meinen Zeugnissen dem Fürsten zugesendet. Nach Verlauf einiger Tage erhielt ich die Erlaubniß, dem Fürsten meine Aufwartung machen zu dürfen. Ich wurde gnädig empfangen, mußte noch einmal das mündlich

hersagen, was ich ihm in meiner Bittschrift bereits weitläufig auseinander gesetzt hatte, und erhielt endlich den Bescheid: „Studenten auf Universitäten gebe ich nichts! das sind lockere Burschen!“ Hierauf ging er an sein Pult, schrieb etwas auf, versiegelte das Papier, schrieb die Adresse und übergab mir das Billet, was ich an seinen Zahlmeister abzugeben hatte. Wie erstaunte ich, als dieser mir drei Thaler auszahlte! Dahin war die süße Hoffnung!

Nachdem bei meinen vielen Freunden und Bekannten die Freundschaft erneuert oder aufgefrischt worden war, machte ich mich wieder zur Abreise bereit. Zu diesem Ende begab ich mich nach dem Rathhause und bat um das Visa meines Passes. Wie erstaunte ich, als mir die Antwort wurde, daß man mich arretiren müsse! Ich fragte nach dem Grunde dieser Behandlung, erhielt jedoch nur zur Antwort, daß ich nach Mahlerten, einem etwa zwei Meilen von Hildesheim entfernten Dorfe, transportirt werden müßte, und daß ich daselbst das Weitere hören würde. Da saß ich nun wieder! nicht einmal meinen Freunden, die vor dem Rathhause auf mich warteten, durfte ich die Trauerbotschaft berichten! Nicht lange hatte ich in dieser mißlichen Lage gewartet, als ein Polizeidiener erschien und mich aufforderte, ihm zu folgen. Wie erstaunten meine Freunde, als ich ihnen mit kurzen Worten im Vorbeigehen andeutete, daß ich wieder Arrestant sey. Hätte ich auf dem Wege entwischen wollen, nichts wäre leichter als dieses gewesen; jedoch ich folgte geduldig meinem Begleiter und kam glücklich in Mahlerten an. Ich wurde zu dem Maire des Dorfes gebracht, dieser erkundigte sich

genau nach meinen Verhältnissen in Berlin, ich gab Alles ganz der Wahrheit gemäß an, und erhielt nach Verlauf einer Viertelstunde meinen Paß visirt zurück. Der Grund, warum ich nach Mahlerten gehen mußte, war dieser: für mehre Dörfer war ein Maire angestellt, der allein die Pässe visiren durfte, Himmelsthür gehörte zu dem Bezirke von Mahlerten, also konnte ich auch hier nur meinen Paß visirt erhalten; warum ich aber in Hildesheim arretirt wurde, warum man mich nach Mahlerten transportiren ließ, da ich doch den Weg dahin eben so gut kannte, als mein Begleiter, davon ist mir nichts Sicheres zu Ohren gekommen. Ich nahm nunmehr Abschied von Allem, was mir lieb und theuer war, und ging wieder nach Berlin.

Hier muß ich meine Erzählung schließen; nur füge ich noch dieses Wenige an: Das Lehramt nahm immer mehr und mehr meine Zeit in Anspruch, ich konnte mein Studium in der Medizin kaum mehr fortsetzen, und gab es endlich, nachdem ich fast alle dahin gehörige Collegia gehört hatte, ganz auf. Das Studium in der Naturwissenschaft setzte ich dagegen eifrig fort, und — unterrichte noch heute darin.

Wann ich förmlich zu dem Protestantismus überging? möchten Einige wissen. Hier die Antwort: Im Jahre 1816 gerieth ich über eine Sache, die ich nicht anführen mag, mit dem Probst der hiesigen katholischen Kirche in Streit, wovon das Ende war: „Da gehe ich zur protestantischen Kirche über!“ — „Das thut mir sehr leid,“ entgegnete der geistliche Herr, „Sie müssen es ja selbst wissen, ich kann nicht anders!“

Man hat mich auch gefragt: „Was ist aus Au-

gusten geworden?“ Auguste heirathete einen Kaufmann, und starb bereits fünf Jahre nach ihrer Verheirathung. Henriette gerieth in böse Gesellschaft, sie ruhet schon lange im Schooße der Erde; Laura starb, wenn ich recht berichtet worden bin, an der Gicht; Malchen nahm ihren Bäcker, und ist noch frisch und munter; und ich heirathete eine Märkerin und habe acht gesunde Kinder.

Anmerkungen.

(1) Ich sage hier sicherlich nicht zu viel. Schon als kleines Kind habe ich in verschiedenen Gegenden dergleichen Flämmchen gesehn, mehre noch in späteren Jahren. Ich schlief bis zu meinem dreizehnten Jahre auf dem Amte Steuerwald in einer kleinen Kammer, aus deren Fenster ich eine weite feuchte Ebene und feuchte Anhöhen überblicken konnte. Fast an jedem heiteren windstillen Abend sah ich diese leuchtenden Flämmchen, bisweilen mehre, bisweilen wenigere, aus meinem Fenster, jedoch nur in einer Entfernung von etwa einer Viertelmeile, nie habe ich sie in der Nähe gesehn, wiewohl ich in Begleitung meines Vaters in der Nacht oft in die Nachbarschaft solcher Stellen kam, wo ich sie von meinem Fenster aus so oft sah. Die meisten zeigten sich mir als ein schnell verschwindender heller Schein einige Fuß hoch über der Erde, er erschien an derselben Stelle mehrmal, rückte nach irgend einer Gegend vor; seltener sah ich sie in Form einer langen schmalen Flamme, die entweder ununterbrochen war, oder als eine Kette erschien, deren Glieder von oben bis unten schnell hinter einander verbrannten. Die meisten sah ich an einem weit ausgedehnten, sehr quellenreichen Abhang, seltener auf feuchten Wiesen und an den Ufern der Gewässer, nie

auf Kirchhöfen und auf Schindangern, nur ein einziges Mal auf trockener Feldmark. Ich habe mich bei diesen Erscheinungen nicht getäuscht, denn das Phosphoresciren des morschen Holzes, faulender Fische ꝛc. war mir wohl bekannt, noch besser der Phosphorschein der Leuchtwürmchen (Lampyris noctiluca, L. splendidula), deren ungeflügelte Weibchen unter Gebüschen liegen, während die Männchen wie leuchtende Funken durch die Luft fliegen und sich ihr Weibchen auf- und aussuchen; auch war mir das geringere Phosphoresciren einiger Schleimpilze (Tremella) nicht ganz unbekannt. Was ich mit dem Namen Irrlicht belege, war nie ein ruhender Schein, noch ein vorbeifliegender Funken. Wenn Einige beobachtet haben, daß die Irrlichter dem Wagen folgten, sich an die Räder setzten, in die aufgemachte Hand hüpften u. s. w., so möchten die vermeinten Irrlichter wohl weiter nichts, als zerquetschte, zerstückelte und umhergeschleuderte Tremellen gewesen seyn. Diese schleimigen, grünlich-wässerigen, meist von vielen schwarzen Pünktchen, Keimkörnchen, dunkel gefärbten Massen werden von dem Aberglauben fast in allen Gegenden Deutschlands und vielleicht auch anderwärts für die Ueberbleibsel der Sternschnuppen gehalten, zumal, wenn sie im Dunkeln noch einen matten Schein verbreiten. Seit dreißig Jahren habe ich jedoch in der Mark Brandenburg, noch an anderen Orten Deutschlands, welche ich berührte, keine Irrlichter gesehn, welcher Umstand wohl gegen ihre Existenz sprechen könnte; aber auch nirgends ist mir hier eine Gegend von der Beschaffenheit vorgekommen, wie die war, wo ich in meiner Jugend die Flämmchen so oft wahrnahm.

---

(2) Die-

(2) Dieser würdige Kapuziner, der auch bei vielen Stadtbewohnern, selbst bei mehren Protestanten in hohen Ehren stand, hatte sich späterhin auf eine Weise vergangen, die ihm freilich keine Ehre machte. Er hatte eine junge, etwas blödsinnige Hospitalitin im Beichtstuhle beredet, ihm auf seine Zelle zu folgen. Die Einladung wurde angenommen. Eines Tages hörten wir auf unserer Pensionsanstalt, daß die Blatternjungfer — ihr Gesicht war auf eine furchtbare Weise von Blattern- oder Pockennarben in die Kreuz und Quere durchfurcht und in Falten gelegt, — mit einem kleinen Jungen beschenkt worden sey. Da der heutigen Erfahrung nach nicht unmittelbar aus Jungfern Mütter werden, so drang man in das Mädchen, und sie mußte den Vater angeben. Sie nannte einen Mann, aber nicht den rechten. Der Angegebene wurde vor Gericht gezogen und sollte seine That bekennen; dieser wußte jedoch den Gegenbeweis so bündig zu führen, daß seine Richter bald den merkwürdigen Schluß machen konnten, daß, wenn alle Männer so überzeugend ihre Unschuld zu beweisen im Stande wären, es überhaupt keine Väter geben könne. Das Mädchen wurde, wiewohl erst nach einiger Zeit und nicht ohne Mühe dahin gebracht, den Schuldigen anzugeben. Also Pater Br. wurde angegeben, und gestand endlich sein Verbrechen. Diese That verbreitete sich nach und nach weiter in der Stadt, als sie hätte sollen, und erregte, besonders unter den Katholiken nicht geringes Aufsehen. Pater Br. wurde Anfangs in das Klostergefängniß in H. gebracht und wahrscheinlich, so lange sein Prozeß dauerte, darin eingesperrt gehalten. Späterhin brachte man ihn in ein anderes Kloster jen-

seits der Weser, wo er den Hungertod sterben mußte oder, wie Einige sagten, wo er eingemauert wurde.

---

(3) Schmidt war aus Hohen=Hameln, etwa zwei Meilen von Hildesheim entfernt, gebürtig und daselbst wohnhaft. Nach seiner Verheirathung lebte er mit seiner Frau in Eintracht und Frieden, und ernährte sich einige Jahre hindurch redlich. Nach und nach kamen die beiden Leute auf Irrwege, die Einnahmen wollten den Vergnügensüchtigen und mehr und mehr Arbeitscheuen nicht mehr genügen: die Frau legte sich daher aufs Stehlen, und das half. Dem Manne gefiel das lockere Leben, und, von seiner Frau aufgemuntert und angefeuert, fing auch er an, sich im Stehlen zu üben, worin er bald Meister wurde, und wodurch er mit seinen angenommenen Spießgesellen durch kecke, gewaltsame und grausenhafte Thaten bald hier, bald dort in der ganzen Umgegend von Hildesheim sich furchtbar machte. Wenn Schmidt und seine Gesellen Bedenken trugen, irgend einen kühnen Streich auszuführen, so war es immer die Frau, welche bei den Berathungen den Ausschlag gab. „Wenn ich ein Mann wäre," so soll sie oft gesagt haben, „das Kind im Mutterleibe sollte nicht sicher seyn!" Da die steigende Wohlhabenheit des Schmidt und seiner Raubgesellen leicht Verdacht erregen konnte, so suchten sie diesem durch Anlage eines Handels entgegen zu kommen oder ihn zu entkräften. Die Leutchen wanderten nun hier= und dahin zu Jahrmärkten, zogen Erkundigungen von Heimischen und Fremden ein, stahlen aber niemals auf den Märkten selbst, sondern wußten sich daselbst die fettesten Opfer auszusuchen, welche sie dann auf

deren Heimwege plünderten, und bei Gegenwehr auch mißhandelten oder ermordeten. Mit schwerem Verdienst beladen fanden sie sich immer nach einigen Wochen zu Hause wieder ein. Der Neid ist auch schlau: wenn auch einige Mütterchen den Bösen mit im Spiele wähnten und den Gottseybeiuns selbst in den Schornstein hatten fliegen sehn, so dachten doch die Vernünftigen anders, die Einnahme oder Ausgabe eines Einzigen der Diebe schien ihnen größer zu seyn, als der Kram Aller. Verdacht war also da, aber überführen und beweisen konnte nicht Einer. Dieses Räuberleben hatten die Schurken viele Jahre lang ungestört getrieben und ohne Unterschied an Reich wie an Arm ausgeübt. Ein armes Mädchen aus Höxter, das alljährlich nach Hildesheim kam und den Gläubigen Rosenkränze, Amuletten, Bilder u. dgl. m. verkaufte, hatte das Unglück, auf dem dicht bewaldeten Escherberge den Unmenschen zu begegnen. Das Mädchen wird angefallen und auf die roheste und schändlichste Weise gemißhandelt; weinend bittet es um Schonung, und nennt bittend Schmidt's Namen. „Ja, da Du mich kennst, mein Töchterchen," sagt Schmidt gelassen, „so mußt Du sterben!" und die Unmenschen erwürgen das arme Mädchen! Schmidt hat diese That in der letzten Zeit seiner Gefangenschaft selbst eingestanden, und viel Gräßliches und Abscheuliches mehr.

Endlich sollte ein Kind an Schmidt der Verräther werden. Ein Mädchen aus Hohen-Hameln, acht Jahre alt, wurde von seinem Vater nach einem benachbarten Dorfe geschickt, um einem Bauer daselbst 1 Thaler hinzubringen. Der Fußweg dahin führt vor einem kleinen Teiche vorbei, und hier wurde das Kind von Schmidt

eingeholt. Er erfährt von der Kleinen ihr Wohin? und Warum? läßt sich den Thaler zeigen und geben, wirft mit kräftigem Arm das Kind in den Teich und verfolgt seinen Weg weiter. Das Kind fand, ich weiß nicht wie, Gelegenheit, sich aus dem Wasser und Schlamme herauszuarbeiten, läuft heulend und schreiend nach Hause zurück und erzählt die Unthat des Schmidt. Ehe dieser ruchlose Mörder wieder nach Hause zurückkehrte, waren in seiner schon durchsuchten Wohnung viele jüngst gestohlene Sachen entdeckt, alle Bewohner des Hauses eingezogen, und bei seiner Rückkehr wurde auch er unvermuthet kräftig empfangen.

Sechs Räuber, worunter auch Schmidt's Frau, wurden nach dem Amte Steuerwald in sicheren Gewahrsam gebracht. Hier saßen sie einige Jahre hindurch; ich habe sie oft in ihren elenden, nicht heizbaren Löchern gesehn. Schmidt fand einmal, wahrscheinlich unter Mitwissen des Schließers, Gelegenheit zu entfliehen. Als das Verschwinden dieses abscheulichen, äußerst kräftigen und mithin doppelt gefährlichen Menschen ruchtbar wurde, so waren auch gleich Alle, welche Muth und Kraft fühlten, zu Fuß und zu Pferde bereit, diesem Unholde nachzueilen und ihn wieder einzufangen. In einem Kruge, nicht fern von Peine wurde er wieder entdeckt. Als er sich verrathen sieht, will er entfliehen, streckt Alles zu Boden, was sich ihm widersetzt, läuft aber, da er das Haus rings von Bewaffneten umgeben sieht, auf den Boden, wird hier kräftig verfolgt, springt aus einer Luke nach dem Garten und — stürzt mit dem Kopfe in eine ihm vorgehaltene Mistgabel. Gräßlich war er zerfetzt, auch ein Auge war ihm ausgestochen! Jämmerlich war

es anzusehn, als er in diesem leidenden Zustande, mit der Zwangsjacke angethan, aufrecht stehen mußte, in der Nähe der Schultern angeschlossen war und zwischen Armen und Beinen starke eiserne Stangen hatte. Krankheit und heftige Entzündung seiner vielen Wunden zwang endlich seine Peiniger, der Menschlichkeit Gehör zu geben und ihn zu entfesseln. Nach diesem Vorfalle saß er etwa noch ein Jahr. Eines Tages ließ er unter Anderen auch meinen Vater zu sich rufen, und sagte, daß ihm sein Urtheil, gehangen zu werden, vorgelesen worden wäre, und deutete dieses mit den Worten an: „sie wollen mich zum Brathering machen!“ Er wurde nun in das Delinquenten- und Verhörzimmer gebracht und sollte hier die Tröstungen der Religion empfangen. Auf seinen Wunsch wurde ihm ein Prediger aus Hohenhameln entboten. Der Prediger erschien, trat in Schmidt's Zimmer und sagte ohne Weiteres: „Großes hast Du verbrochen, o, Sünder! aber groß ist auch Gottes Barmherzigkeit! Ich bin von der Obrigkeit beauftragt, Euch den Weg zum Himmel zu zeigen.“ Schmidt lächelte und sagte: „Nun, wenn Sie ihn besser wissen als ich, so zeigen Sie ihn mal!“ Vor Zorn glühend schrie der Geistliche: „Ihr seyd verflucht und vermaledeit in alle Ewigkeit!“ drehete sich um und ging.

Wir wußten schon lange vorher, daß Schmidt gehangen werden sollte; denn aus dem ganzen Fürstenthum Hildesheim mußten sich alle Zimmerleute zur Bearbeitung und Aufrichtung eines neuen Galgens — ein Galgen wurde nur einmal benutzt! — an Ort und Stelle einfinden, und Jeder mußte doch etwas daran arbeiten. Bei der Hinrichtung fand sich eine, fast unübersehbare Menschenmenge ein, selbst Hannoveraner, Braunschwei-

ger, auch Entferntere fehlten nicht; denn selten, so viele Räuber und Mörder auch in den Gefängnissen schmachteten, wurde Einer gehängt: die Kosten der ganzen vorgeschriebenen Procedur waren kaum erschwinglich.

Eines Tages war ich mit meinem Vater bei dem Galgen vorbei nach dem Dorfe Hasede gegangen. Wir legten in der benachbarten Innerste Nachtangel und blieben in dem Dorfe, bis der Tag graute. Auf unserem Wege zu dem Flusse blickten wir zufällig nach dem Galgen: er war leer! In der ganzen Umgegend wurde nach der Leiche emsig gesucht, jedoch sie war nirgends zu finden. Endlich wurde sie mitten auf unwegsamem Felde von einem Knechte entdeckt, er prügelt sie, wie er aussagte, noch einmal tüchtig durch, schleppt die leichte Hülle nach der Chaussee und läßt sie darauf liegen. Sie wurde hierauf unter dem Galgen begraben.

---

(4) Da ich einmal ein Zeichen bei dem Worte Salzdetfurt habe drucken lassen, so muß ich doch etwas über das Städtchen sagen. Ich hatte mir vorgenommen, mehre Begebenheiten, Erzählungen, Erscheinungen, auch auf die dortige Gegend bezügliche Anekdoten abdrucken zu lassen, wenn sie auch mit meiner Geschichte in fast gar keinem Zusammenhange ständen; mußte jedoch des Raumes wegen meine Absicht aufgeben. Daher denn dieses Ereigniß und folgende Anekdote:

Salzdetfurt liegt in einem engen Thale zwischen zwei Höhenzügen, welche eine halbe Meile ungefähr lang sind, in Westen zusammenlaufen und sich fast verbinden, und in Osten nach dem Thale der Innerste sich in die Ebene verflachen. Furchtbar sind in diesem Thale oftmals die Regengüsse, die Lamme, welche es durcheilt,

steigt leicht aus ihren Ufern, überschwemmt die Umgegend und setzt alles Benachbarte unter Wasser. Die meisten Häuser des Ortes stehen mehr oder minder weit über den gewöhnlichen Wasserspiegel erhaben, einige, so auch die Kirche, sind an den Abhängen aufgebaut. An einem Sonntage war heiteres freundliches Wetter. In dem Wirthshause hatten sich viele Menschen eingefunden und unterhielten sich mit Spielen, Laufen, Ringen. In Westen trübte sich der Himmel mehr und mehr, die Sonne trat unter das Gewölk, immer dunkeler wurde der Westen, und rabenschwarz wälzte das mächtige Wolkengebirge sich näher und näher. Schon zuckten in der Ferne Blitze und dumpf und kaum vernehmbar rollte der Donner, als noch bei dem Wirthshause eine Anzahl lustiger Männer sich am Kegelschieben ergötzten. Manche von diesen machten, wenn der Donner brüllte, Späße und Glossen: „Petrus schiebt Kegel! Der giebt 'ne Kraft mit auf den Weg!" u. dgl. m. Plötzlich steigt die Lamme höher und höher, das Gewitter schleicht näher heran, fürchterlich kracht und brüllt der Donner, in Strömen stürzt der Regen herab, brausend und schäumend und hoch aufspritzend eilt von den Abhängen die Regenfluth ins Thal, unter fürchterlichem Brausen und Tosen tobt die Lamme durch alle Theile des Städtchens, Häuser erdröhnen, wanken, krachen, stürzen donnernd zusammen, und haushoch spritzt über ihrem Grabe die schäumende Fluth. Noch immer höher steigt der wüthende gewaltige Strom, immer schneller eilt er Verderben brüllend dahin, Haus um Haus verschwindet, theils von seiner Fluth bedeckt, theils von seiner Wuth gestürzt und weggeführt! Bretter, Balken, Stühle, Tische, Betten, Wiegen, Bäume, Dächer reißt und schleu-

dert seine Wuth dahin, und endlich sieht man, von den Abhängen herab, da, wo sonst Häuser empor ragten, nur wilde Fluth in mannshohen schäumenden und sprizzenden Wellen dahintoben! Das ganze Städtchen war zerstört, stellenweise von dem Boden spurlos verschwunden! Das weite Thal der Innerste wurde durch diesen gewaltigen Regenguß hoch überfluthet; ich habe die Masse von Häuser=Trümmern und Hausgeräth, welche auf der Innerste dem Norden zueilte, mit Erstaunen angesehn. Ob und wie viele Menschen bei diesem traurigen Ereignisse umgekommen waren, das habe ich nicht erfahren oder es vergessen. Man sagte von dieser Ueberschwemmung: Wenn der Himmel einmal über das arme Städtchen ein großes Unglück verhängt und die Zerstörung des Ortes, ob durch Wasser oder durch Feuer, beschlossen hätte, so wäre die gänzliche Einäscherung bloß für das Städtchen schon ein Segen gewesen! Alles war zerstört!

Bei solchen und ähnlichen plötzlichen zerstörenden Unglücksfällen kommen manche merkwürdige, traurige und — nachher doch — auch lustige Auftritte und Erscheinungen vor:

Ein Knecht aus Großen=Düngen stand mit seinem einspännigen leichten Karrn auf dem Markte und hatte einige Himpten Salz verladen. Er ist eben im Begriff, abzufahren, als die Lamme Fuß um Fuß höher steigt, den Markt überschwemmt, überströmt, Pferd, Reiter und Karrn aufhebt, mit sich fortreißt und weiter abwärts ins Thal treibt. In dieser großen Noth und Gefahr hat der Knecht die Besonnenheit: er zieht sein Taschenmesser, schneidet schnell die beiden Ziehstricke ab, der Karrn wirbelt in die Tiefe, er selbst schwimmt noch eine

Strecke, auf dem Pferde reitend, weiter, ergreift bald einen aus dem Wasser ragenden Ast und klammert sich fest daran, während sein Pferd von der Fluth weggeris= sen wird. Nach Verlauf von noch nicht zwei Stunden hatte sich in dem steilen Bette die Wassermasse verlau= fen, und — der Knecht saß hoch in der Krone einer Schwarzpappel. Er war mit der Angst davon gekom= men; Wagen und Pferd sind nicht wieder aufgefunden.

Als die Fluth schnell höher stieg, eilte Alles, was laufen konnte, Menschen und Thiere den Gehängen des Thales zu. Die Kirche, welche auf einer Anhöhe, wohl 40 Fuß, wenn nicht noch höher, über dem Straßenpfla= ster erhaben steht, wurde der Menge geöffnet, Alles stürzte in dieselbe hinein, und, da auch hier in dem un= teren Raume das Wasser eindrang, so suchte Jeder einen höheren schützenden Raum, und so hatte sich auch eine Anzahl Schweine in der Nachbarschaft der Kanzel ver= sammelt, stand still im Wasser und auf der Treppe, welche zur Kanzel führt. Als die Wasserfluth schnell gesunken war und auch das eingedrungene Wasser sich zum Theil verlaufen hatte, trieb man das Vieh aus der Kirche, vermißte aber dabei einen auffallend großen Kämpen (Eber), den man doch in der Kirche gesehn hatte. Man sucht ihn in allen Ecken und Winkeln; endlich erblickt man ihn auf der Kanzel, über deren Rand er seinen dicken Kopf vorstreckt.

Viele Leute schrieben dieses große Unglück dem leicht= fertigen Gespräche und Gespötte der jungen und alten Burschen in dem Wirthshause beim Kegelspiele zu, und hielten es von Seiten des heiligen Petrus für einen Act der Rache. Ich glaube nicht, daß St. Peter durch ein albernes Gerede beleidigt werden kann, und wenn

das wirklich der Fall wäre, so traue ich ihm nicht die Macht zu, sich so gewaltig rächen zu können; ja nicht einmal dem heiligen Erzengel Michael würde ich so viel Macht und Rache zutrauen, wenn er mir selber auch die Versicherung gegeben, daß er ganz Neapel zerstört hätte!

---

(5) Auch diese Erzählungen verdanken meinem früheren Plane ihr Hiersein.

Vor dem Osterthore in Hildesheim war bis 1802 ein Kloster St. Bartholomäus, gewöhnlich die Sülze genannt. Zu diesem Kloster gehörte unter anderen Besitzungen auch das Dorf Ahrbergen, in der Nähe des Städtchens Sarstädt gelegen. An Sonn- und Feiertagen kamen aus der Nachbarschaft, so auch aus diesem entfernteren Dorfe viele Leute nach der Klosterkirche. Die Messe war schon eine Weile beendigt und ein Mönch stand auf der Kanzel und predigte, als der Thürwart des Klosters in die Kirche ging, leise weiter vorschritt und überall umherblickte. Der Prediger ruft gerade bei dessen Umherblicken mit lauter Stimme: „Wen suchet ihr?" Ebenfalls laut und vernehmlich antwortet der Thürwart: „O, Ahrbargsche Luie, Here!" (Leute aus Ahrbergen, Herr.)

An vielen Orten, so auch im Hildesheimischen, müssen die Riesen, dort auch „Huinen" genannt, manches Auffallende und für gewöhnliche Menschen schwierig Auszuführende vollbracht haben. Die armen Einwohner in Ahrbergen hatten keine Kirche, und mehre Jahre hindurch hatten sie den heiligen Bartholomäus angefleht, daß er sie durch ein Wunder aus der Noth helfen und mit einer Kirche beschenken möchte, aber immer vergebens.

Endlich ließ er sich doch erbitten: er wandte sich an einige Riesen, die in den südlichen Bergen und Wäldern hausten, machte sie zu seinem Willen und Dienste bereitwillig, und ließ von ihnen eine große Kirche, ich weiß nicht von woher, nach Ahrbergen bringen. In dem Dorfe selbst ersahen sie keinen Raum und keine geeignete Stelle, erblickten jedoch auf dem jenseitigen Ufer der hier ziemlich breiten Innerste eine, von Wasser umgebene geringe Anhöhe, welche sie zur Aufstellung ihrer Bürde benutzten. Als sie zur Ausführung dieses Entschusses sich anschickten, sagte einer der Riesen: „Schreïet 'en betten weïe, her is 'ne lütje Reïe!" (Schreitet ein bißchen weit, hier ist eine kleine Rinne oder Bach.)

---

(6) Die Taschen des Getödteten wurden untersucht, und wo sich etwas Werthvolles fand, das man nicht für Privateigenthum erkannte, so wurde es für gute Prise erklärt. Unter anderen fanden sie in dem Mantelsacke eine bedeutende Kasse, welche genommen und vertheilt wurde. Das Pferd wurde an einen benachbarten Baum gebunden, und den Leichnam des Gensdarm ließ man auf der Chaussee liegen, so ebenfalls den todten Kameraden.

Alle Deserteurs waren hier vereint gewesen, und sie nahmen sich vor, fortan Alle dicht beisammen zu bleiben und die Chaussee nicht zu verlassen. Als sie eine Strecke weiter gegangen waren, beschlossen sie, auf einer geeigneten Stelle eine Zeitlang auszuruhen, und sie begaben sich, kaum 20 Schritte von der Straße entfernt, in den Wald und legten sich nieder. Nicht lange hatten sie hier gelegen, als sie auf der Chaussee zwei Dragoner zu Fuß erblickten. Diesen wurde eine Deputation entgegen-

gesendet, welche den Auftrag erhielt, sie aufzufordern, daß sie sich dem Truppe anschließen möchten. Die mit Karabiner, Pistolen und Säbel bewaffneten Dragoner weigerten sich, in die Aufforderung einzugehn, mit den Worten: „Bleibt Ihr für Euch, wir bleiben für uns!" und somit gingen sie allein weiter. Kaum hatte die Deputation sich des Bescheides entledigt, als sie auf der Chaussee zwei Gensdarmen erblickte, welche den beiden Dragonern entgegenritten. Die ganze Gesellschaft erhob sich und ging etwas näher. Die Gensdarmen halten die Dragoner auf und gebieten Stillstand; diese thun, als kümmerten sie sich um die Strickreiter nicht, und wollen weiter gehen; ein Gensdarm zieht den Säbel, aber in demselben Augenblicke erhält er eine Pistolenkugel in den Hals und sinkt vom Pferde. Der andere Gensdarm gab, als auf ihn ebenfalls eine Pistole gerichtet wurde, seinem Pferde die Sporen und eilte davon. Der hingestreckte, vielleicht nicht tödtlich verwundete Gensdarm bittet flehentlich um sein Leben; aber der ergrimmte Dragoner tritt mit seinem schweren Stiefel so gewaltig auf dessen Kopf, daß, wie mein Bruder schrieb, „der Bregen (das Gehirn) umherspritzte!"

Die Dragoner gingen allein weiter, auch die große Gesellschaft gab sich wieder auf den Weg. Keiner von Allen hatte eine andere Absicht, als so bald wie möglich die väterliche Behausung zu erreichen, und so kam es denn, daß hier und da Einer oder Mehre sich entfernten und dem benachbarten Dorfe zueilten, bis endlich in der Nachbarschaft von Hildesheim nur noch Fünf beisammen waren, die hier ebenfalls gegenseitigen Abschied nahmen.

Gedruckt bei **Brandes** und **Klewert** in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ruthe, Johann Friedrich, 1788-1859 [Herausgeber]

Leben, Leiden und Widerwärtigkeiten eines Niedersachsen von ihm selbst beschrieben

Berlin 1841

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.538
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426157-2